

Goethe im Gespräch

Herausgegeben von Franz Deibel
und Friedrich Gundelfinger

Dritte vermehrte Auflage



Erschienen
im Insel-Verlag zu Leipzig
1907



Einleitung

Goethes Gespräche enthalten den gleichen Lebensstoff wie seine Werke und seine Briefe; aber unter anderen Bedingungen hervorgetreten, zeigen sie ihn in einer eigenen Kristallisationsform. Die Werke sind der endgültige Ausdruck von Krisen und Entwicklungen, die durchgereifte Frucht eines ganzen menschlichen Daseins, Geburten einer Notwendigkeit, die über das Individuum hinausreicht. Die Briefe, sofern sie von seelischen Dingen Kunde geben, bedeuten die Auseinandersetzung mit anderen Existenzen, die Aussprache der jeweiligen eigenen Zustände, Zwecke und Gesinnungen mit bewußter Rücksicht auf ein bestimmtes entferntes Gegenüber. Beide Äußerungsarten bedürfen eines doppelten Abstandes: von der eigenen Lebensbewegung und von den Menschen. Abgrenzen und Ordnen, Wählen und Runden, ‚Arbeit' ist vorausgesetzt bei dem hingeworfenen Briefzettel wie dem unmittelbarsten Gedicht, mag sie nun vom organisierenden Intellekt oder vom schöpferischen Instinkt geleistet werden. Werke und Briefe sind abgeschlossene Gebilde, jene von innen bedingt durch das Gesetz ihres Wachstums, diese begrenzt durch den Willen und Zweck des Schreibers.

Das Gespräch aber wird recht eigentlich geschaffen durch die augenblickliche Verfassung des Redenden, durch jede Gegenwart, in der die unberechenbarsten Elemente sich mischen. Diese umlagernde Luft zu erzeugen, steht nicht in der Gewalt des Redenden; höchstens ist es an ihm, sie zu durchdringen oder zu benutzen. Goethe hat ausgesprochen, wie sehr er von solchen Unwägbarkeiten abhängig war, wie er sich hierin besonders gegen Schiller im Nachteil fühlte, dessen ekstatischer Geist sich den irdischen Einwirkungen und der organischen Welt gewaltsam gegenüberstellte. Wem es darum zu tun ist, Goethes *Wesen* zu kennen, wird durch die Werke allein befriedigt; nur diese geben sein unmittelbares Bild sub specie aeterni.

Nur um des ungeheuren Menschen willen, von dem diese Schöpfungen und Gestalten ausgehen, haben Briefe und Gespräche Wert. Statt der Werke sollten sie keinem gelten — sie gehören in das Gebiet des Interessanten, Historischen. Innerhalb dieser Grenzen aber haben wir kein lebensvolleres Zeugnis für den zeitlichen Goethe, d. h. nicht den schaffenden sondern den wirkenden, weniger den Seher als den gesehenen Goethe, für seine Stellung unter den Zeitgenossen und deren mannigfaltige Verhältnisse zu ihm. Da geben die Briefe ein unmittelbares, die Gespräche ein gespiegeltes Bild sub specie momenti.

Mag der Weg von Goethe zu dem Zuhörer kürzer sein im Gespräch als im Werk: der Weg von Goethe bis zu uns ist der mittelbarste, weil wir nur Leser seiner Hörer sind, die oft auch erst aus zweitem Mund seine Aussprüche vernommen haben. Dabei entbehren wir noch den Mitgenuß von Goethes leibhafter Gegenwart, dieser lebendigen Deutung seines Wortes. Wir wissen nicht mehr, von wie vielem Außergoethischen diese Gespräche gefärbt sind: sie bleiben doch Reaktionen gegen die Zufälligkeiten seines empirischen Lebensganges, passive und fragmentarische Äußerung seiner Person, nicht, wie die Werke, aktive Verkörperung seiner inneren Notwendigkeit. Diese Bedingtheit wird für uns Nachgeborene noch vervielfacht, da wir Charakter, Absicht, Stimmung, Gedächtnis der Aufzeichner und Hörer in Betracht ziehen müssen, um die Zuverlässigkeit zu prüfen, um die Wirkung des Hörers auf Goethe zu mutmaßen. Denn Goethe hatte nicht eine absolute Wahrheit für jeden bereit. Alle jene einschränkenden Faktoren können ebenso fälschende sein. Zu ihnen gehörte auch Goethes Diskretion und Verantwortlichkeitsgefühl. In seinen Werken reagierte es nicht auf die einzelnen Individualitäten, kaum auf das zeitgenössische ‚Publikum', sondern galt einer unsterblichen Geister-

gesamtheit, in der ein gewisses Gleichgewicht zwischen den besonderen Menschlichkeiten immer hergestellt war. Was Goethe für wahr hielt, für die ‚Volkheit‘ in Kunst und Wissenschaft fördernd, das sprach er in seinen theoretischen Schriften aus. Sie bedeuten den geglückten Versuch, sein allempfängliches Ich in Einklang zu bringen mit der überwältigenden Masse von Wirklichkeiten, so daß er sie rein sehen und mitteilen, sich ihnen frei gegenüberstellen konnte. Seiner Dichtungen Aufgabe war, die ewig gegenwärtigen Kräfte der Natur in sich zu entwickeln, außer sich zu verkörpern, ohne Rücksicht auf das zeitlich gehemmte Dasein.

Stand er aber einem begrenzten Menschenwesen gegenüber, als ebensolches, nur zu größerer Klarheit gelangtes, so achtete er darauf, was diesem heilsam sei (wenigstens in der Zeit, aus der seine wichtigsten Gespräche stammen), und suchte, bei längerem Verkehr, an ihm auszubilden, was der Ausbildung bedürftig und fähig war, um es in seinem Kreis nützlich und wirksam zu machen. Wo sich nichts ausbilden ließ, suchte er aus den Andern herauszuholen, was ihn selbst auf seinem Wege förderte, seinen Einblick in immer neue Kreise erweiterte. Er hatte das Ganze der Welt stets gegenwärtig und gab allem Besonderen seinen Platz, gleich wenn es zu ihm kam. So nutzte er die meisten durchreisenden Besucher, besonders die großen und kleinen Fachmänner aller Gebiete, z. B. die Humboldt, Friedrich August Wolf, Johannes v. Müller, Grüner u. a.; daher kommt es, daß uns von ihnen mehr Fragen als Lehren Goethes mitgeteilt werden. Schon dies Erzieherische und Utilitarische in Goethes Unterhaltungen muß davor warnen, seine Aussprüche absolut zu nehmen. Ganz Goethisch ist dabei nur die Ökonomie, die keine Minute und keine Begegnung unausgebeutet läßt. Nun gibt es freilich auch Gespräche Goethes

aus seinem Bedürfnis, sich auszusprechen unter dem Drang des Moments. Was uns von seinen Jugendreden bis zur italienischen Reise aufgezeichnet ist, gehört hierher. In seiner Frühzeit hatte er jenes erzieherische Wesen noch nicht so ausgebildet, er hatte genug mit sich selbst zu tun und gestattete den dämonischen Antrieben ihre unverantwortliche Äußerung. Auch später fehlte es nicht an reizbaren Stunden, in denen er sich gehen ließ. Davon ist der Kanzler v. Müller unser Hauptzeuge. Dann tritt zuweilen ein Zug heftig hervor, den die Briefe selten, höchstens gebändigt als Ironie kundgeben, die Werke nur im Mund und in der Gestalt Mephistos: das Paradoxe, die Willkür eines mächtigen Menschen gegenüber den Begriffen der Zeitgenossen, ja der Menschheit, das überlegen höhnische Spiel mit platten und mißbrauchten Begeisterungen, die Lust am Verneinen und Verblüffen aus einem tragischen Gefühl menschlichen Ungenügens vor Natur und Geschichte, Auflehnung des freien Geistes gegen jede Art geforderter Enge. Aber diese Momente waren flüchtig und selten. Verneinen war seine Sache nicht, sondern Schaffen, und seine heroische Art vernichtigte die ihm lästigen Dinge dadurch, daß er sie nutzte und verarbeitete in der mächtigen Flut seines Geistes. Er war kein Streiter, sondern ein Gebieter, vor dem es keine Parteien gab. In seinen späteren Jahren hatte er sein Ich zu solch erwogener und bewußter Monumentalität ausgebildet, daß kaum eine seiner geistigen Äußerungen einen bloß zufälligen Charakter trug; er wußte, wer er war, und fügte unwillkürlich, ohne erzwungene Wichtigkeit, mit der natürlichen Gewalt seines Wesens, seine ganze Leiblichkeit jenem pädagogischen Lebenswerk ein, bemüht, mit Leistung und Haltung, mit Reden und Schriften eine Einheit darzustellen, belebend und bildend durch seine bloße von den Beschränkungen des Zufalls ungestörte Gegen-

wart. Das Zeugnis dieses Goethe sind Eckermanns Gespräche, im höchsten Grad symbolisch und einfach, Goethes olympisches Standbild, von ihm selbst aufgestellt. Denn Eckermann ist bloß der Thon, den Goethe erst formte und beseelte.

Die meisten Besucher nahmen nur einen unbestimmten Eindruck des Gewaltigen mit sich, geblendet und unfähig, etwas davon wesenhaft wiederzugeben. Daher die vielen unerquicklichen Berichte begeisterter Wallfahrer über stundenlange Unterredungen, wobei unter geschwollener Wiedergabe von Besuchergefühlen kaum eine Silbe von jenem Reichtum mitgeteilt wird. Eckermann dagegen hatte von Goethe gelernt, die Subjektivität zurückzuhalten, und der längere Umgang hatte ihm die gesellschaftliche Unbefangenheit und Geistesfreiheit erworben. Unter allen Sammlungen von Goetheworten ist seine allein ein organisches, für sich bestehendes Ganzes, nicht nur Material, sondern Produktion aus der Goethischen Atmosphäre heraus. Man vergleiche sie mit den ursprünglichen Notizen Sorets, die er zum Teil seinem Buche eingearbeitet hat. Seine Aufzeichnungen sind vielleicht weniger wortgetreu, aber lebendiger, sie kommen wie von Goethes Mund. Soret wollte nur Rohstoff liefern. Er war ein bedeutenderer und aktiverer Mensch als Eckermann, aber ohne dessen reine Empfänglichkeit und nicht so einzig in der Luft Goethes atmend. Eckermann ist daher der einzige, dem ein Gesamtbild Goethes aus den Gesprächen plastisch festzuhalten geglückt ist, seine Sammlung gehört zu Goethes ‚Werken' und durfte deshalb nicht in Notizenbündel zerstückt werden. Sie kam für unsere Auswahl nicht in Betracht.

Alle andern haben die Gestalt des Dichters in getrübten und bewegten Wellen aufgefangen, einzelne Bruchstücke seiner Gedankenwelt abgesplittert oder Augenblicks- und Bewegungs-

bilder reproduziert. Die meisten hören nur, was ihnen gemäß ist. Wenn die Gespräche als Ergänzung der Werke, als Kommentar für die Biographie brauchbar sein wollen, bedürfen wir der Kenntnis der wichtigsten Trabanten. Bei vielen ist die persönliche Unbedeutendheit ein gutes Kriterium der Echtheit (das Kriterium der Evangelien): je größer der Abstand zwischen dem Niveau der Überlieferer und dem Geist des Überlieferten, desto wahrscheinlicher ist die Echtheit. Anderseits gehört eine gewisse Gleichartigkeit dazu, um überhaupt richtig aufzufassen. Man begreift nur den Geist, dem man gleicht, und man muß schon ein Gesamtgesicht Goethes in der Seele tragen, um jeder einzelnen Äußerung ihre richtigen Tonwerte zu geben. Die an sich unbedeutenden Eckermann und Riemer imprägnierte die beständige Nähe mit Goethischer Substanz. . . .

Einige der Haupttypen, die für die vorliegende Sammlung in Betracht kommen, seien deshalb kurz bezeichnet. Der junge Heinrich Voß stand zwei Jahrzehnte vor Eckermann in einem ähnlichen Jüngerverhältnis zu Goethe wie dieser, nur daß seine Hingebung noch geteilt war durch die vollständige Abhängigkeit von seinem Vater und die Verehrung für Schiller. Er war bieder und ehrlich, aber beschränkt wie der Autor der ‚Luise', eigensinnig und bestimmbar zugleich wie ein kränkliches Kind. Wie ein solches behandelte ihn Goethe auch und gab ihm nicht allzu viel von seinem eigensten Wesen, mit dem der trockne Schwärmer nichts anzufangen gewußt hätte, preis. Von Goethes menschlicher Erhabenheit und Güte, vom Umfang seines Geistes bekam Voß freilich im täglichen Umgang das Gefühl und den Begriff durch viele einzelne Äußerungen. Darüber phantasierte er dann in seinen Briefen. Mehr als anekdotisch merkwürdige Momente hat er aber selten aufgefaßt.

Riemer betrachtete seine Beziehung zu Goethe weniger als Erlebnis denn als Beruf. Wenn Eckermann zu dem Olympier als verehrender Schüler, als Jünger stand, so verhielt sich Riemer zu ihm etwa wie ein Beamter zu seinem Staatshaupt. Er war ein trockner, treuer, aufmerksamer, etwas galliger, nicht enthusiastischer, aber gescheiter Zuhörer. Nicht so sehr eine Gesamtanschauung von Goethe, als seine Meinungen suchte er wiederzugeben, und er schrieb sie nieder wie ein Offiziosus den ‚Moniteur' besorgt haben mag. Ihm waren Goethes Worte Selbstzweck, während sie Eckermann nur als Ausstrahlungen des Heroen empfing. Riemer gab — Goethes seelisch-körperliche Gegenwart ausscheidend — nicht Gespräche und Unterhaltungen, sondern Gedanken, Aperçus, mit möglichster Verwischung des Unterschieds zwischen gesprochenem und geschriebenem Wort, wie er ja einige von Goethes gesprochenen Aphorismen den Werken, Tagebuchnotizen den Aussprüchen eingefügt hat, Während wir heute in Goethes Druckwerken uns seine Gegenwart erneuern möchten, hatte jener schon dem Lebendigen gegenüber sich einen so philologischen Abstand errungen, daß er hörte als ob er läse, und niederschrieb als ob er kopierte. Das Einzelne hielt er so mit sachlicher Gewissenhaftigkeit fest. Goethes Weltbild und Gefühlsweise lernen wir besser aus Eckermann, Goethes Ansichten und Theorien besser aus Riemers ‚Mitteilungen' kennen. Wirklicher, empirisch genauer hörte Riemer, weil er das Sententiöse isolierte und nicht durch ein enthusiastisches Temperament persönlich färbte. Im höheren Sinn wahrer ist dennoch Eckermanns Goethe, weil das Temperament selber, durch das wir ihn sehen, Zeugnis von dem Meister ablegt.

Augenblicksbilder und Bewegungsstücke gibt der Kanzler Friedrich von Müller in seinen ‚Unterhaltungen mit Goethe'. Er fühlt sich als ein etwas tiefer stehender Kollege, Goethen

nah genug um sich selbst zu bewahren, und nimmt als Welt- und Geschäftsmann eine gewisse gesellige Freiheit in Anspruch, die Eckermann und Riemer sich versagten, weil die Kluft zwischen kleinen Literatoren und dem Weltdichter größer war, als die zwischen einem Kanzler und einem Minister. Nicht von der geistigen Seite aus näherte sich Müller dem Genius, sondern von der weltlichen. Der Minister, der ein Genius war, der Weltmann mit dem großen Dichterruhm tritt uns in diesen Unterhaltungen entgegen, gesehen von einem begabten Geschäftsmann mit geistigen Interessen. Dieser konnte wesentlich Beobachter bleiben und war bestrebt, zu merken, wie das Genie sich innerhalb einer gesellschaftlichen Welt bewege. Er war gleich weit entfernt von der trocknen Ergebenheit Riemers wie von der jüngerhaften Eckermanns, gescheit und respektvoll genug, um die menschliche Größe zu würdigen, aber durch seine weltliche Unbefangenheit davor bewahrt, sich vor einer rein geistigen Superiorität vernichtet zu fühlen. So behauptet er sich oft als Goethes Widerpart, und es muß sogar in seinem Wesen etwas gelegen haben, das Goethe herausforderte. Er vorzüglich vermittelt uns die Kenntnis des Dämonisch-Paradoxen in Goethe und den eigenen Zauber, wie durch das gedämpfte Alterstemperament und -tempo das unterirdisch bewahrte Feuer unbändiger Jugendlichkeit strömt und glüht und blitzt. Eckermann gibt uns Gestalt, Riemer Stoff und Müller Bewegung von Goethes Geist in Gesprächen.

Gemeinsam ist diesen drei Satelliten (deren Titelgebung schon ihre Verschiedenheit andeutet), daß es ihnen um Goethe und nicht um ihre Person zu tun war, daß sie alle getränkt sind mit Goethischem Gehalt und nur das Bedeutende merken wollten. Ihrer Sachlichkeit und Ehrlichkeit liefen unbewußte Fälschungen unter höchstens durch die Gesamtstilisierung (Eckermann), durch die Isolierung der Sentenzen und Maximen

(Riemer), durch eine gewisse Flüchtigkeit der Niederschrift (Müller). Für die Kenntnis des mündlichen Goethe sind sie die Hauptquelle, und nach Ausscheidung von Eckermanns Werk müssen Müllers und Riemers Berichte den Grundstock für jede Sammlung von Goethes ‚Gesprächen‘ bilden. Bei der geringen aus Weimar überlieferten Zahl inhaltvoller Gesprächskomplexe durfte ein viertes, wiewohl zweideutiges Evangelium nicht übergangen werden: Falk, ‚Goethe aus näherem persönlichen Umgang dargestellt‘. Schon dieser Titel hat einen reklamehaften Beigeschmack. Das Buch ist mit Vorsicht zu lesen wegen der Eitelkeit und Unlauterkeit seines Verfassers, der vor allem seiner Person ein Relief geben wollte. Für ihn war Goethe der berühmte Mann, seine Gespräche Ausstellungsgegenstände. Ein seelisches Verhältnis zu Goethe hatte er nicht, und ohne dies war ihm nicht möglich auch nur Goethes Tonfall zu vernehmen. Da er aber das Bedürfnis fühlte, die Zelebrität große Dinge sagen zu lassen, so dehnte er was ihm in der Erinnerung haftete zu langen Reden aus, die etwa so authentisch sind, wie diejenigen der berühmten Staatsmänner in antiken Geschichtschreibern. So wie sie dastehen kann er sie gar nicht behalten haben, und sie sind alle in dem Falkschen Schreibstil abgefaßt: Goethische Souveränität aufgeschwellt mit dem Pathos und der gefühlvoll feierlichen Rührung — etwa des Herderschen Dunstkreises. Auch hatte Falk literarische Nebenzwecke und Gehässigkeiten, und es ist ihm zuzutrauen, daß er seine Meinungen mit Goethes Namen deckte. Aufgenommen wurden einzelne Stücke, weil sie oft durch die Falksche Form hindurch vom höchsten Goethischen Gehalt viel ahnen lassen, und weil er, eine Zeitlang in den Goethekreis gehörig, zu den sehr wenigen zählt, die von Goethe mehr als nur flüchtige Interviewerworte und Wallfahrergefühle, gesellige Soiree- und Dinereindrücke, Amtsinstruktionen, Regiebefehle,

allenfalls Stadt- und Hofklatsch, Literaturbemerkungen, gemischt aus hingeworfenen Worten Goethes und eigenen Hintergedanken und Nebenzwecken (Karl August Böttiger und Karoline Herder), mit sich trugen.

Von den Besuchern aus fremdem Lager hat nur ein bedeutender Mensch zusammenhängende Mitteilungen über seinen Verkehr mit Goethe hinterlassen, etwas einseitig zwar, aber doch schon um des Aufzeichners willen wertvoll. Sulpiz Boisserée kam zu Goethe gleichsam als Emissär einer anderen Großmacht, der Romantik, um mit dem Weimarer Imperator zu unterhandeln. Sein lebhafter, unterrichteter, aber propagatorischer und darum etwas befangener Geist war mehr darauf aus, Goethe in das neudeutsche Kunstinteresse zu ziehen, als von Goethe zu lernen oder zu hören. Seine Konversation war darauf angelegt, den ‚alten Heiden' mit Verehrung und Widerspruch zu bekehren und ihm romantische Äußerungen zu entlocken. Doch zog er Goethe so in einen fruchtbaren geistigen Austausch hinein, bei dem wir den großen Spender auch einmal als Empfangenden gesprächsweise beobachten können.

Dies sind die Haupttypen aus der Masse von Überlieferungen über Goethes Mündlichkeit, die zuerst Woldemar von Biedermann zusammengetragen hat. Die Gespräche Goethes von Biedermann sind ein unschätzbares, heute freilich nicht mehr vollständiges Sammel- und Nachschlagewerk, gedacht als fortlaufender Kommentar zu Goethes Leben und Schaffen. Die vorliegende Sammlung, deren Text in neuer Schreibung nach den Quellen gegeben und nach den Tagebüchern Goethes richtig datiert worden ist, hat auf die materielle Vollständigkeit verzichtet zugunsten größerer Einheit, Dichte und Plastik. Sie geht von einem einheitlichen Bild Goethes aus und will weniger aus dem Chaos von Überlieferungen Goethezüge aller Art

zusammentragen, als dasjenige herausheben, was das Zusammensehen des ungeheuren Komplexes ermöglicht: eine Synopse, ein Standbild von Goethes Geist, ähnlich wie Eckermanns Goethe, aber aus mannigfaltigeren und spröderen Materialien. Auszuscheiden war dabei fast alles: 1. was bei Biedermann an Äußerungen über Goethe, z. B. Schilderungen seiner Person und Umgebung, Besuchersentiments aufgehäuft ist, 2. was nicht Goethes bedurfte, um gesagt zu werden, was nicht spezifisch seines Geistes ist, alles was ihm mit andern selbstverständlich gemein ist, gesellschaftliche Redensarten u. dgl., 3. alles bloß anekdotisch Interessante ohne eigenen Geistesgehalt. Wir wollten nicht jener Unsitte entgegenkommen, die aus dem Mangel an innerer Freiheit hervorgeht: große Erscheinungen menschlich näher zu bringen, Goethe im Schlafrock (wie Bismarck mit der Pfeife) zu sehen, mit dem Trost, daß der Heros doch auch ein Philister gewesen. Vielmehr glauben wir, daß man das Große nicht hoch und fern genug halten kann, das nur fördert, was nicht zu betasten ist, sondern errungen werden muß, und nur das halten wir, mit Goethe, für wahr, was uns fördert, d. h. erhöht. Noch dazu ist der Anekdoten-Goethe, der uns manchmal zu bürgerlicher Befriedigung vorerzählt wird, der Leipziger Bruder Studio oder die Weimarer Exzellenz, keine Wirklichkeit, sondern eben Einbildung von Philistern und Kammerdienern. Die monumentale Gestalt, als die Goethe sich selbst gesehen hat, wird durch solchen Geschichtchenkram nicht vertrauter, sondern nur kleinlicher und undeutlicher. Darum sollen in dieser Auswahl nur Sätze stehen, die in irgend einem Sinn, besonders aber in dem Goethischen Sinn „bedeutend" sind, d. h. mit geistigem Gehalt gefüllt, weiter deutend, aus einem Ganzen kommend; höchstens noch solche, die über Goethes Beziehung zu seinen außerordentlichsten Zeitgenossen, wie Schiller oder

Napoleon, Aufschluß geben. Die Zeugen sind bevorzugt, die Goethe reden lassen und die, wie jene oben charakterisierten, einigermaßen kontrolliert werden können. Goethische Atmosphäre sollte möglichst dicht bewahrt bleiben, damit, nach Ausscheidung mancher Zufälligkeiten, Spezialien und Realien, für welche Biedermann nach wie vor das Rüsthaus ist, auch die Gestalt des Meisters rein und deutlich heraustritt.

Die Gespräche

1. Mit Jung-Stilling 19. September 1770

Herr Troost war nett und nach der Mode gekleidet; Stilling [Jung] auch so ziemlich. Er hatte einen schwarzbraunen Rock mit manchesternen Unterkleidern, nur war ihm noch eine runde Perücke übrig, die er zwischen seinen Beutelperücken doch auch gern verbrauchen wollte. Diese hatte er einstmalen aufgesetzt und kam damit an den Tisch. Niemand störte sich daran, als nur Herr Waldberg von Wien [Meyer von Lindau]. Dieser sah ihn an, und da er schon vernommen hatte, daß Stilling sehr für die Religion eingenommen war, so fing er an und fragte ihn: ob wohl Adam im Paradies eine runde Perücke möchte getragen haben? Alle lachten herzlich bis auf Salzmann, Goethe und Troost; diese lachten nicht. Stillingen fuhr der Zorn durch alle Glieder, und er antwortete darauf: ‚Schämen Sie sich dieses Spottes. Ein solcher alltäglicher Einfall ist nicht wert, daß er belacht werde.‘ Goethe aber fiel ein und versetzte: „Probier erst einen Menschen, ob er des Spottes wert sei. Es ist teufelmäßig, einen rechtschaffenen Mann, der keinen beleidigt hat, zum besten zu haben.“ Von dieser Zeit nahm sich Herr Goethe Stillings an, besuchte ihn, gewann ihn lieb, machte Brüderschaft und Freundschaft mit ihm und bemühte sich bei allen Gelegenheiten, Stillingen Liebe zu erzeigen.

2. Mit Johann Christian Kestner Mai bis Juni 1772

Er [Goethe] hat sehr viel Talente, ist ein wahres Genie und ein Mensch von Charakter; besitzt eine außerordentlich lebhafte Einbildungskraft, daher er sich meistens in Bildern und Gleichnissen ausdrückt. Er pflegt auch selbst zu sagen, daß er sich immer uneigentlich ausdrücke, niemals eigentlich ausdrücken könne: wenn er aber älter werde, hoffe er die Gedanken selbst, wie sie wären, zu denken und zu sagen.

Er ist in allen seinen Affekten heftig, hat jedoch oft viel Gewalt über sich. Seine Denkungsart ist edel, von Vorurteilen so viel frei, handelt er, wie es ihm einfällt, ohne sich darum zu bekümmern, ob es andern gefällt, ob es Mode ist, ob es die Lebensart erlaubt. Aller Zwang ist ihm verhaßt.

Er liebt die Kinder und kann sich mit ihnen sehr beschäftigen. Er ist bizarre und hat in seinem Betragen, seinem Äußerlichen verschiedenes, das ihn unangenehm machen könnte. Aber bei Kindern, bei Frauenzimmern und vielen andern ist er doch wohl angeschrieben. Für das weibliche Geschlecht hat er sehr viele Hochachtung.

In principiis ist er noch nicht fest und strebt noch erst nach einem gewissen System. Um etwas davon zu sagen, so hält er viel von Rousseau, ist jedoch nicht ein blinder Anbeter von demselben. Er ist nicht, was man orthodox nennt, jedoch nicht aus Stolz oder Kaprice oder um etwas vorstellen zu wollen. Er äußert sich auch über gewisse Hauptmaterien gegen wenige; stört andere nicht gern in ihren ruhigen Vorstellungen.

Er haßt zwar den scepticismum, strebt nach Wahrheit und nach Determinierung über gewisse Hauptmaterien, glaubt auch schon über die wichtigsten determiniert zu sein; soviel ich aber gemerkt, ist er es noch nicht. Er geht nicht in die Kirche, auch nicht zum Abendmahl, betet auch selten. Denn, sagt er, ich bin dazu nicht genug Lügner.

Zuweilen ist er über gewisse Materien ruhig, zuweilen aber nichts weniger wie das.

Vor der christlichen Religion hat er Hochachtung, nicht aber in der Gestalt, wie sie unsere Theologen vorstellen. Er glaubt ein künftiges Leben, einen bessern Zustand. Er strebt nach Wahrheit, hält jedoch mehr vom Gefühl derselben als von ihrer Demonstration.

Er hat schon viel getan und viele Kenntnisse, viel Lektüre; aber doch noch mehr gedacht und räsoniert. Aus den schönen Wissenschaften und Künsten hat er sein Hauptwerk gemacht, oder vielmehr aus allen Wissenschaften, nur nicht den sogenannten Brotwissenschaften.

3. Mit Friedrich Heinrich Jacobi — Um 1774

Goethe sagte von Herder (ehemals), er existierte in einem unaufhörlichen Blasenwerfen.

4. Mit Johanna Fahlmer — Anfang Mai oder Juni 1774

Die Tante sitzt vor ihrem Klavier, spielt aber nicht mehr darauf, sondern liest in Mad. du Boccage. Goethe kömmt gestiefelt und in einem englischen Überrock. Noch auf der obersten Stubentreppe stehend und eines seiner gestiefelten Beine hervorstreckend.

Goethe: „Tante! Da komme ich .... Ja, gestiefelt und eingemummelt. Das ist die Variation."

Tante: ‚Aber Sie riechen doch als wie in Ambrosia getaucht.'

Goethe: „Ich komme vom Dechant [Dumeix]. — Aber was machen denn Sie, liebe Tante?"

Tante: ‚Da, mit Mad. du Boccage unterhalt' ich mich ganz gut. Wie gefällt Ihnen dies hier?'*)

---

*) Aretins Grabschrift:

L'Aretin repose en ce lieu,
De chacun il fit la satire,
Mais ne connaissant point de Dieu,
De Dieu seul il ne peut médire.

Goethe: „O — gut! gut! Ist recht gut!"

Tante: ‚Wissen Sie? Sie haben mir's lange gemacht, bis Sie wieder herangekommen sind. Ich habe etwas bekommen, das für Sie zu allererst mit zum Genuß soll sein, aber mit der Zeit — o, dann kömmt's zum Generaltraktament für das Publikum. Aber erst sagen Sie mir, wie hat's gegangen? Ist brav getanzt worden? War's denn sehr herrlich?‘

(Wir gingen miteinander in der Stube auf und ab. Des kleinen George [Jacobi] Kribelkrabel-Briefchen lag auf meinem Tische.)

Tante: ‚Da lesen Sie vom kleinen George.‘

(Goethe liest. Unterdessen holt die Tante ihre Arbeit und die Blätter vom ‚Merkur‘ und setzt sich an ihren Schreibtisch, Goethe gegenüber.)

Tante: ‚Sehen Sie hier! Nun, was habe ich?‘

Goethe: „Was ist's? Was ist's, lieb Täntchen? lassen Sie sehen."

Tante: ‚Es ist, worauf Sie sich bei Bölling, wenn's ankäme, als auf ein herrliches Traktament zu Gast geladen haben. Aber ich habe noch mehr.‘

Goethe (nach einigem Lesen): „Nu, Wieland, du bist ein braver Kerl! Ein ganzer Kerl! Was? fängt er's so an? O, gut! Nun, Sie wissen Tante, was ich immer von Wieland gesagt habe — ob ich ihm nicht immer gut war? Ich habe allezeit gesagt, es ist ein ganzer Kerl, ein guter Mensch. Aber ich bin gegen ihn aufgebracht worden. Den verfluchten Dreck schrieb ich in der Trunkenheit. Ich war trunken. Und wie ich Ihnen gesagt habe, in Ewigkeit hätte ich's nicht selber in Druck gegeben; aber ich hatte es nicht mehr allein in Händen. Und ich bin wie der Herodes: in gewissen Augenblicken kann man alles von mir erhalten. Schon lange haben mir die

Kerls vorgeschwätzt: ‚Laß's drucken! laß drucken!' — Nå, ihr sollt nicht! — Da kommen sie mir aber auf's neu: ‚O mein! laß es uns drucken!' Und ich hatte, Gott weiß! weder neue Bosheit noch Ärger gegen Wieland. — Nun so druckt's und schert euch! .... Da, da (mit dem Finger auf das Blatt deutend). Das ist just, was mich an Wieland so ärgerte und mich reizte, mich gegen ihn auszulassen. Da, der Ton. Sehen Sie, liebe Tante: ich will's nicht sagen, ich selbst hab recht, Wieland hat unrecht, denn Alter, Zeitpunkte, alles macht Verschiedenheit in der Art zu sehen und zu empfinden. Jetzt denk' ich nur so und so; vielleicht in dem Alter von Wieland — wer weiß, noch eher? — denke ich just so wie er. Drum was soll ich sagen? Hat er nun recht? Oder hab' ich nun recht? Der Eindruck, den man itzt selbst hat, der gilt. Wieland hat recht, daß er so urteilt, aber mich ärgert's nun noch. — ‚Mit der Zeit! Mit der Zeit!' Ja das ist's, das ist's! just, just so spricht mein Vater. Die nämliche Händel, die ich mit diesem in politischen Sachen habe, hab' ich mit Wieland in diesen Punkten. Der Vater-Ton! der ist's just, der mich aufgebracht hat. — Sagen Sie mir um Gottes willen, warum er sich just an seine allerschlechteste Arbeit machte und mit den ewigen Briefen sie verteidigte? Seine ‚Musarion', ein Werk, wovon ich jedes Blatt auswendig lernte, das allervortrefflichste Ganze, das je erschienen ist .... nichts, nichts nimmt er sich so an, als der Alceste, die für mich just das schlechteste von allen seinen Werken ist. — Ich muß weiter lesen. — Ganz brav! Ganz brav! Nun Wieland, unsere Fehde ist aus; dir kann ich nichts mehr tun. Das garstige Fratzenzeug hat er schon gelesen, das seh' ich."

Tante: ‚Ja freilich! Kommen Sie, lesen Sie! das hier ist die Antwort darauf.'

(Er wurde rot. Ich sah, daß es ihn erschütterte.)

Goethe: „Besser hätt' er es nicht machen können. Sehr gut! Ich sag's ja, nun muß ich ihn auf immer gehen lassen. Wieland gewinnt viel bei dem Publiko dadurch, und ich verliere. Ich bin eben prostituiert."

(Tante lachte herzlich.)

„Nun wieder an den Anfang der Rezension. Die Vergleichung mit dem jungen Füllen usw. Durchgeschnattert und dabei vielmal ausgerufen: ‚Es ist wahr! Er hat recht! Ganz exzellent!' — Weiter gelesen. — Gut! Meinen Weislingen beurteilt er, wie ich ihn will gelesen haben. — Gut! Besser als Wieland versteht mich doch keiner. — An der Stelle, wo er wegen der Vermischung der Sprachen in verschiedenen Jahrhunderten getadelt wird, sagte er: ‚Auch recht, auch gut!' Aber wer Teufel anders, als ein Wieland, Lessing, kann mich hierinnen beurteilen? Freilich hat er ganz recht; ich hab's selber genug gefühlt usw. Die Folge meiner Werke soll's zeigen, ob ich meine Fehler kannte."

Tante: ‚Haben Sie, seit ich zu Düsseldorf war, nicht sonst noch etwas Hübsches im Genre des Göttergesprächs komponiert?'

Goethe: „Nichts, liebe Tante. Den Satyros — Nun, der war schon vor Ihrer Abreise fertig."

Tante: ‚Gar nichts? Ein dergleichen freundschaftliches Drama. (Sie guckte ihm gerade in die Augen.) Sie sind aufrichtig, Goethe! Darum müssen Sie mir's gestehen.'

Goethe: „Das will ich. Ja, liebe Tante, fragen Sie nur."

Tante: ‚Das ‚Unglück der Jacobi'?'

Goethe: „Ja, das ist wahr. Aber schon lange, ehe ich Sie noch alle kannte. Es war bloß auf Anekdoten, auf Wischwaschereien gebaut, alles von Hörensagen. Ihr alle seid lächerlich mitgespielt. Sie auch, Tante! Niemand als die La Roche, Merk und der Dechant haben's gelesen, und niemand mehr in der Welt soll es auch zu hören und zu sehen bekommen;

es soll nie wieder an das Licht riechen. — Es ist auch nicht einmal ausgemacht — gilt nicht mehr."

Tante: ‚Aber ich doch muß es hören?'

Goethe: „Liebe Tante, das kann unmöglich sein. Verlangen Sie es nicht!"

Nach Hin- und Widerreden wurde es klar, wer der Held darin sei und was den Anlaß dazu gegeben hatte. Es wurde gleich nachher, als Goethe und Merck von Koblenz zurückkamen, geschrieben . . . . Wir hatten großen Spaß und Gelächter über das Ding, wie und wohin er mich schief und übereck gestellt hätte u. dgl.

5. Mit Johann Kaspar Lavater Ende Juni 1774

Zum ersten Male sah Lavater auf dieser Reise Goethe, den er in Frankfurt fand. Das war eine schöne Stunde, deren noch viel schönere folgten, ohne die dunkeln der Trennung, die noch in fernem Hintergrunde standen, nur ahnen zu lassen. ‚Bist's?' „Ich bin's!" Unaussprechlich süßer, unbeschreiblicher Auftritt des Schauens — sehr ähnlich und unähnlich der Erwartung. Alles war Geist und Wahrheit, was Goethe mit mir sprach. In ziemlich großer Gesellschaft sagte mir Goethe einst: „Sobald man in Gesellschaft ist, nimmt man vom Herzen den Schlüssel ab, und steckt ihn in die Tasche — die, welche ihn stecken lassen, das sind Dummköpfe." Viel las er mir aus seinen Papieren vor und las — las — man hätte sich verschworen, er spräche eben dies das erste Mal im Feuer mit mir.

6. Mit Friedrich Leopold Graf zu Stolberg Dezember 1775

Goethe ist nicht bloß ein Genie, sondern er hat auch ein wahrhaft gutes Herz, aber es ergriff mich ein Grausen, als

er mir an einem der letzten Tage meiner Anwesenheit in Weimar von Riesengeistern sprach, die sich auch den ewigen geoffenbarten Wahrheiten nicht beugen.

7. Mit Wieland April 1776

Dieser Tagen stritten Goethe und ich mit einem enthusiastischen Anbeter des Griechischen Homers über das Silbenmaß, das Sie zu Ihrer Übersetzung gewählt haben. Er bestand darauf, der Hexameter würde besser gewesen sein; wir, Sie hätten recht gehabt, den Jamben vorzuziehen. Wir sind gewiß, daß es unnötig wäre, Ihnen die Gründe pro und contra zu sagen: ohne mindesten Zweifel haben Sie das alles längst erwogen und durchgedacht. Aber vielleicht möcht' es doch von einigem Nutzen sein, wenn Sie etwan Ihre Gründe für den jambischen Vers (nisi quid obstat) in einem kleinen Sendschreiben an Goethen oder mich im ‚Merkur' bekannt machten. Wir behaupten, Homers Versifikation verliere in jeder Übersetzung notwendig, würde aber in deutschen Hexametern weit mehr verlieren, als im jambischen Vers, der unsrer Meinung nach das echte, alte, natürliche, heroische Metrum unsrer Sprache ist.

8. Bei der Herzogin Amalie Ende Juni 1777

Kurz darauf, nachdem Goethe seinen ‚Werther' geschrieben hatte — erzählte mir [Falk] der alte ehrwürdige Gleim — kam ich nach Weimar und wollte ihn kennen lernen. Ich war abends zu einer Gesellschaft bei der Herzogin Amalie geladen, wo es hieß, daß Goethe späterhin auch kommen würde. Als literarische Neuigkeit hatte ich den neuesten ‚Göttinger Musenalmanach' mitgebracht, aus dem ich eins und das andere der Gesellschaft mitteilte. Indem ich noch las, hatte sich auch ein junger Mann, auf den ich kaum merkte, mit Stiefeln und

Sporen und einem kurzen, grünen, aufgeschlagenen Jagdrocke, unter die übrigen Zuhörer gemischt. Er saß mir gegenüber und hörte sehr aufmerksam zu. Außer einem Paar schwarzglänzenden italienischen Augen, die er im Kopfe hatte, wüßte ich sonst nichts, das mir besonders an ihm aufgefallen wäre. Allein es war dafür gesorgt, ich sollte ihn schon näher kennen lernen. Während einer kleinen Pause nämlich, wo einige Herren und Damen über dies oder jenes Stück ihr Urteil abgaben, eins lobten, das andere tadelten, erhob sich jener feine Jägersmann — denn dafür hatte ich ihn anfänglich gehalten — vom Stuhle, nahm das Wort und erbot sich in demselben Augenblicke, wo er sich auf eine verbindliche Weise gegen mich verneigte, daß er, wofern es mir so beliebte, im Vorlesen, damit ich nicht allzu sehr ermüdete, von Zeit zu Zeit mit mir abwechseln wollte. Ich konnte nicht umhin, diesen höflichen Vorschlag anzunehmen und reichte ihm auf der Stelle das Buch. Aber Apollo und die neun Musen, die drei Grazien nicht zu vergessen, was habe ich da zuletzt hören müssen! Anfangs ging es zwar ganz leidlich:

Die Zephyrn lauschten,
Die Bäche rauschten,
Die Sonne
Verbreitet ihr Licht mit Wonne.

Auch die etwas kräftigere Kost von Voß, Leopold Stolberg, Bürger wurde so vorgetragen, daß sich keiner darüber zu beschweren hatte. Auf einmal aber war es, als ob den Vorleser der Satan des Übermutes beim Schopf nähme, und ich glaubte, den wilden Jäger in leibhaftiger Gestalt vor mir zu sehen. Er las Gedichte, die gar nicht im ‚Almanach‘ standen, er wich in alle nur mögliche Tonarten und Weisen aus. Hexameter, Jamben, Knittelverse und wie es nur immer gehen wollte, alles unter- und durcheinander, wie wenn er es nur so herausschüttelte.

Was hat er nicht alles mit seinem Humor an diesem Abend zusammenphantasiert! Mitunter kamen so prächtige, wiewohl nur ebenso flüchtig hingeworfene als abgerissene Gedanken, daß die Autoren, denen er sie unterlegte, Gott auf den Knien dafür hätten danken müssen, wenn sie ihnen vor ihrem Schreibpulte eingefallen wären. Sobald man hinter den Scherz kam, verbreitete sich eine allgemeine Fröhlichkeit durch den Saal. Er versetzte allen Anwesenden irgend etwas. Auch meiner Mäcenschaft, die ich von jeher gegen junge Gelehrte, Dichter und Künstler für eine Pflicht gehalten habe — so sehr er sie auf der einen Seite belobte, so vergaß er doch nicht auf der andern Seite, mir einen kleinen Stich dafür beizubringen, daß ich mich zuweilen in den Individuen, denen ich diese Unterstützung zuteil werden ließ, vergriffe. Deshalb verglich er mich witzig genug in einer kleinen ex tempore in Knittelversen gedichteten Fabel mit einem frommen und dabei über die Maßen geduldigen Truthahn, der eigene und fremde Eier in großer Menge und mit großer Geduld besitzt und ausbrütet, dem es aber en passant wohl auch einmal begegnet, und der es nicht übelnimmt, wenn man ihm ein Ei von Kreide statt eines wirklichen unterlegt.

‚Das ist entweder Goethe oder der Teufel!' rief ich Wieland zu, der mir gegenüber am Tische saß. ‚Beides' — gab mir dieser zur Antwort; — ‚er hat einmal heute wieder den Teufel im Leibe; da ist er wie ein mutiges Füllen, das vorn und hinten ausschlägt', und man tut wohl, ihm nicht allzu nahe zu kommen.'

9. Am Hofe zu Dessau Mai 1778

In früheren Zeiten besuchte Goethe in seines fürstlichen Freundes Gefolge Wörlitz oft auf mehrere Wochen. Einst an

einem heiteren Sommernachmittage gesellte man sich unter der Vorhalle des Schlosses zusammen. Die Fürstin war mit einer Stickerei beschäftigt, der Fürst las etwas vor, Goethe zeichnete, und ein Hofkavalier überließ ohne Zwang und Sorge sich indes der behaglichen Verführung des Nichtstuns. Da zog ein Bienenschwarm vorüber. Goethe sagte: „Die Menschen, an welchen ein Bienenschwarm vorüberstreicht, treiben, nach einem alten Volksglauben, dasjenige, was gerade im Augenblicke des Ansummens von ihnen mit Vorliebe getrieben wurde, noch sehr oft und sehr lange. Die Fürstin wird noch viel und noch recht köstlich sticken, der Fürst wird noch unzähligemal interessante Sachen vorlesen, ich selbst werde gewiß unaufhörlich im Zeichnen fortmachen, und Sie, mein Herr Kammerherr, werden bis ins Unendliche faulenzen."

10. Mit Johann Anton Leisewitz 8. August 1780

Zu Goethen, der auf einem sehr simpeln Gartenhause in der Gegend des Sternes wohnte. Er gefiel mir doch sehr — schon seine Physiognomie nahm mich sehr ein. Von Jacobi. Goethe sagte, er hätte schon von der Natur ein kleines Vulkanchen bekommen, durch Wein Schwefel zugegossen, und durch Leidenschaften fleißig zugeschürt. — Von meiner Gesundheit. — Bode hatte mir geraten, nach Ilmenau zu gehen und Goethe riet mir auch dazu, weil er die harzigen Ausdünstungen der Fichten für sehr gesund hielt. — Ich habe keine Lust dazu. Wir waren nur kurze Zeit da, weil wir später hinkamen, als er uns bestellt hatte. Er bat mich aber doch, ihn mehr zu besuchen. Auf dem Hin- und Herwege sprachen Bode und ich viel Gescheites, besonders über Goethens Stolz und Wielands Eitelkeit.

Zu Goethen, der mir doch ungemein gefiel. Ich hatte heute Gelegenheit, seine Physiognomie noch genauer zu betrachten: schöne braune Augen und ein hübsches Obergesicht, nur um den Mund einige unangenehme Züge. Wir speisten in einem Zimmer, das mit einigen antiken Statuen und mit Naturalien-Schränken besetzt war; eine Statue des Apollo schien mir nur für das Zimmer zu groß.

Goethe zeigte in seinem Betragen die größte Simplizität, die ich ebenso erwiderte. Ich schien ihm doch sehr zu gefallen; er versicherte mich zu verschiedenen Malen, es sei ihm sehr lieb, mich zu kennen und das letzte Mal vor dem Marstalle mit einem zärtlichen Handdruck. — Die Konversation war meistens sehr ernsthaft und es dauerte lange, ehe ein Wort von Literatur vorfiel; er wiederholte, was ich sagte, oft mit Beifall. Von den Gegenden um Weimar — von einer Untersuchung der Mineralien im Lande — von Armen-Anstalten — Goethe hat auf seine Kosten im Weimarischen Versuche gemacht, mit denen er zufrieden war — von Schliestedt — von Herder — von dem Alter der Welt und der Narrheit, dieses Alter auf 6000 Jahr zu schätzen — von einigen Steinarten im Weimarschen — von Gärten und vom Landleben. — Goethe schätzte sich sehr glücklich, daß er außer der Stadt lebe. Er sagte, es beruhigte ihn ungemein, wenn er noch so verdrießlich zu Hause käme und sähe, daß alles noch auf seiner Stelle stände — von dem immer Neuen in der Natur; — ich meinte, daß es gewisse Partien gäbe, die sich nur einen Tag im Jahre ausnehmen, wie man vordem Berceaux angelegt hätte, worin die Sonne alle Jahre nur einmal schiene — von meiner Bedienung — von Voltaire, den er ebenso sehr, als ich, als ein Individuum abstrahiert und den Einfluß auf sein Zeitalter bewundert — er billigte meinen Gedanken sehr,

daß Voltaire nichts versalzen und nichts verzuckert habe — von Lessing, mit der größten Achtung, insbesondere wegen seines Nathan und seiner theologischen Kontroversen — von der Unfähigkeit der deutschen Nation, Laune zu empfinden — er sagte: „Wenn man ihnen eine Blume zeigt, so fragen sie gleich: Riecht sie? Kann man Tee davon trinken? dürfen wir es nachmachen?“ Goethe hatte einen Brief zu schreiben, ließ mich deswegen einige Zeit allein und begleitete mich dann nach dem Marstalle, weil er zu einer Komödienprobe nach Ettersburg will.

12. Mit Wieland 9. Februar 1783

Bei der Predigt [Herders] am Geburtsfest [des Erbprinzen Karl Friedrich] hat sich unmittelbar nach dem Amen folgender Dialogus in der Kirche, in dem sogenannten Ratsstande zugetragen:

Goethe: „Was denkst du zu der Predigt?“

Wieland (wie er wenigstens sagt): ‚Nun, es war eine wackre Predigt.‘

Goethe: „Er hat doch aber so eine harte Manier, die Sachen zu sagen. Nach solcher Predigt bleibt einem Fürsten nichts übrig als abzudanken.“

(Ergreift seinen Hut und geht still aus der Kirche.)

13. Mit Sigismund Gottfried Dietmar 24. Juli 1786

Als ich — noch Kandidat— im Jahre 1786 vom Hofrat Wieland dem damaligen Herzog Karl August im Stern — so heißt ein Teil des herzoglichen Gartens — vorgestellt wurde, sah ich unter den ihn umgebenden Gelehrten auch Goethe. Er unterhielt sich eben mit einem Offizier, und ich hatte nicht

Gelegenheit, mich ihm zu nähern. Nach meiner Rückkunft von Schnepfenthal stattete ich, an demselben Orte im erwähnten Garten, den Bericht über das Erziehungsinstitut dem Herzog von Weimar ab, wie er es verlangt hatte, und beim Abtreten äußerte ich mein Bedauern gegen Musäus, den berühmten Goethe nicht gesprochen zu haben.

‚Das können Sie noch verbessern,' meinte Musäus. ‚Wenn Sie jetzt nachmittags gegen sechs Uhr zu ihm gehen, will ich Sie begleiten.' Dieses Anerbieten nahm ich dankend an. ‚Melden Sie sich nur als der Studiosus, den er im Stern, vor acht Tagen, zuerst auf der Linde gesehen hätte, dann nimmt er Sie gewiß an. Wir haben Ihre damalige Standeserhöhung herzlich belacht.' Unter der von Musäus angeratenen Adresse ließ ich mich bei Goethe anmelden.

„Sie kommen von Ihrer Schnepfenthaler Reise zurück?" fragte mich der damals noch in der Blüte seines männlichen Alters stehende Goethe (er war erst siebenunddreißig Jahr alt). „Haben Sie Ihre Wißbegierde befriedigt?" — Ich erzählte ihm alles, was mich von dem Salzmannschen Erziehungs-Institut interessiert hatte. Mein Vorschlag, den ich dem Professor Salzmann getan, die Naturgeschichte den Kindern in den Abendstunden mittelst einer laterna magica zu lehren, gefiel ihm besonders. „Er hat einen Bruder in Erfurt," erwähnte Goethe, „der ein geschickter Tiermaler ist, der ihm die unvernünftige Welt zu diesem Behuf auf Glas malen könnte. So wahr und gut es wäre," fuhr Goethe fort, „den Kindern frühzeitig Geographie zu lehren, so bin ich doch der Meinung, daß man mit den nächsten Umgebungen der bildenden Natur zuerst anfangen müßte. Alles, was auf ihre Augen und Ohren Eindruck macht, erregt ihre Aufmerksamkeit. Sonne, Mond und Sterne, Feuer, Wasser, Schnee, Eis, Wolken, Gewitter, Tiere, Pflanzen und Steine sind die

besonders wirksamsten Eindrücke auf das kindliche Gemüt. Kinder haben Mühe, die von Menschen gebildeten Formen von den natürlichen Gestalten zu unterscheiden, und es wäre nicht zu verwundern, wenn sie den Vater fragen: wie machst du die Bäume?"

„Haben Sie auch die Merkwürdigkeiten in Erfurt beachtet?" fragte Goethe. — ‚Ich war im Dom, in welchem man mich auf das Gewölbe des Chors aufmerksam machte, das auf keinem Pfeiler ruht, und auf ein schlechtes Gemälde, den großen Christoph in kolossaler Größe vorstellend. Auf dem Glockenturme nahm ich noch die große Glocke in Augenschein, die 275 Zentner schwer sein soll, und im Jahre 1497 von Gerhard de Campis gegossen ist.' — „Sie brummt einen tiefen, ernsten Baß," meinte Goethe, „und läßt sich nur an hohen Festtagen hören. Die Kirche ist alt und zur Zeit des Bonifacius erbaut. Die kleinen Glocken sind, wie ich gehört habe, fast zweihundert Jahr älter. Nichts von Luther?" ‚Ich habe den kleinen Hügel, Steiger, besucht, auf welchem Luthers Jugendfreund, Alexis, an seiner Seite vom Blitz getötet ward.'

„Dieser Blitz hat in Deutschland ein großes Licht verbreitet, indem er den jungen Luther, der die Rechte studieren wollte, ins Kloster trieb, und dann zur Erkenntnis eines Funkens der Wahrheit brachte. Sahen Sie seine Zelle, die er in Erfurt bewohnte?"

‚Ich habe mich in dem beschränkten Raum umgesehen und von der weißen Bretterwand mir Luthers Lebensgeschichte, mit roten Buchstaben geschrieben, kopiert. Auf einer runden Tafel über der Tür stand die lateinische Inschrift:

Cellula
divino magnoque habitata Luthero, salve etc.'

„Ich kenne sie. Die Augustinerkirche, in welcher der Mönch Luther gepredigt hat, ist seit kurzem renoviert worden. Haben Sie auch Lavater gesehen in Gotha?“ —

‚Ich habe ihn gesprochen.‘ — „Er ist kein großer Freund von mir. Es ist lächerlich, wie er über mich denkt. Er hat dem Versucher Christi in der Wüste, wie man sagt, im Kupferstiche meine Physiognomie geben lassen. Das gehört zu seinen Phantasien, die ihn oft zu übertriebenen Vorstellungen verleiten.“ .....

„Die ganze Theorie des Anstandes läßt sich auf den unsichern Grund des Vorurteils zurückführen. Es gibt allerdings Situationen des Lebens, in welchen das Herz beredt und der Mund verschwiegen ist. Ja das erstere ist sogar in Furcht, seine kleinen, aber heftigen Bewegungen zu verraten, und, um nicht in diese Gefahr zu kommen, wählt das furchtsame Herz die Verschwiegenheit, oder sucht die Unterhaltung auf gleichgültige, fremde Dinge zu leiten.“ .....

„Ich habe mich noch nie,“ sagte Goethe, „mit einem jungen Manne, der eben die Universität verlassen, so ernsthaft unterhalten.“

‚Verzeihen Sie, ich bin schon siebenundzwanzig Jahr alt und spät auf Universitäten nach Halle gegangen.‘

„Oft quälen mich Durchreisende mit langweiligen Besuchen, und da ich mich jetzt mit der Osteologie beschäftige,“ fuhr Goethe fort, „so lege ich ihnen zuweilen meine vorhandenen Knochen vor, das erregt den Besuchenden Langeweile — und sie empfehlen sich. — Ich habe diese Vorlage bei Ihnen vergessen.“

14. Mit Adalbert Gyrowetz Mai 1787

Zur nämlichen Zeit war es, daß Goethe aus Sizilien nach Neapel zurückkam und Gyrowetz auf der Promenade al giar-

dino Reale traf, wo sie beide öfters auf- und abgingen und nebst andern Gegenständen vieles über Musik und den Zustand der Musik in Italien überhaupt sprachen. Goethe bewies dabei, daß er sehr große Kenntnis in der Musik besitze. Er behauptete auch, daß die alten italienischen Meister in ihren Opern mehr kontrapunktische Figuren anzubringen suchten und mehr für den Sänger als für das Orchester in ihrem Satz gesorgt hätten. Auch hätten die alten Meister vermieden, die Stimme des Sängers durch starke Instrumentierung und besonders durch zu viele Anwendung von Blasinstrumenten zu verdecken. . . . . .

Zu jener Zeit wurden auch bei dem österreichischen Gesandten Baron Thugut mehrere Konzerte durch den Herrn Legationsrat Hradawa veranstaltet, wozu auch Goethe wie Gyrowetz geladen wurden. Als Gyrowetz dort eingetreten war, fand er Goethe zwischen einer Türschwelle, die in den großen Saal führte, ganz allein und unbeachtet dastehen. Gyrowetz ging sogleich zu ihm und sagte ihm, er möge doch vorwärts in den Saal schreiten und nicht so versteckt dastehen. Goethe dankte höflich und bat, man möge ihn nur ruhig stehen lassen, er höre alles und liebe nicht, in die große Welt zu treten. Überhaupt war zu dieser Zeit das Benehmen Goethes sehr freundlich, ja sogar etwas schüchtern und demütig.

15. Mit Caroline Herder — 4.–8. September 1788

Goethe sagte neulich einmal: „Man reist ja nicht, um anzukommen, sondern um zu reisen.“ . . . .

Goethe sagte das Gedicht über die Rosenkreuzer [‚Die Geheimnisse‘] und erzählte aus dem ‚Tasso‘. Den andern Tag ging's wieder nach Hause über Orlamünde und Jena in

dem unvergleichlichen Saaltal und schönsten Wetter. Durch Schillers Gedicht im ‚Merkur‘ über ‚die Götter Griechenlands‘, das Du kennst, kam Goethe auf die Eigenschaften, die die Alten in ihren Göttern und Helden in der Kunst dargestellt haben, wie es ihm geglückt sei, den Faden des Wie hierin gefunden zu haben.... Gar schön war's, wie er sagte, daß ein einzelner Mensch nie einen Charakter in dem höchsten Ausdruck haben könne; er würde nicht leben können: er müßte vermischte Eigenschaften haben, um zu existieren. Er war in der Stunde, da er dies alles sprach, recht in seinem Himmel, und wir haben ihm endlich versprechen müssen, mit niemand davon zu reden. Du warst natürlich nicht darunter begriffen; denn Du gehörst ja ganz eigentlich und allein zu diesem Gespräch. Dich vermißt er je länger je mehr. Mit Knebel kann er über nichts reden, sagte er; Du verstehst ihn und hilfst ihm vorwärts durch Dein Studium.

16. Mit Schiller 7. September 1788

Endlich kann ich Dir [Körner] von Goethe erzählen, worauf Du, wie ich weiß, sehr begierig wartetest. Ich habe vergangenen Sonntag beinahe ganz in seiner Gesellschaft zugebracht, wo er uns mit der Herder, Frau von Stein und der Frau von S[chardt], der, die Du im Bad gesehen hast, besuchte. Sein erster Anblick stimmte die hohe Meinung ziemlich tief herunter, die man mir von dieser anziehenden und schönen Figur beigebracht hatte. Er ist von mittlerer Größe, trägt sich steif und geht auch so; sein Gesicht ist verschlossen, aber sein Auge sehr ausdrucksvoll, lebhaft, und man hängt mit Vergnügen an seinem Blicke. Bei vielem Ernst hat seine Miene doch viel Wohlwollendes und Gutes. Er ist brünett und schien mir älter auszusehen, als er meiner Berechnung

nach wirklich sein kann. Seine Stimme ist überaus angenehm, seine Erzählung fließend, geistvoll und belebt; man hört ihn mit überaus vielem Vergnügen; und wenn er bei gutem Humor ist, welches diesmal so ziemlich der Fall war, spricht er gern und mit Interesse. — Unsere Bekanntschaft war bald gemacht und ohne den mindesten Zwang; freilich war die Gesellschaft zu groß und alles auf seinen Umgang zu eifersüchtig, als daß ich viel allein mit ihm hätte sein oder etwas anderes als allgemeine Dinge mit ihm sprechen können. Er spricht gern und mit leidenschaftlichen Erinnerungen von Italien; aber was er mir davon erzählt hat, gab mir die treffendste und gegenwärtigste Vorstellung von diesem Lande und diesen Menschen. Vorzüglich weiß er einem anschaulich zu machen, daß die Nation mehr als jede andere europäische in gegenwärtigen Genüssen lebt, weil die Milde und Fruchtbarkeit des Himmelstriches die Bedürfnisse einfacher macht und ihre Erwerbung erleichtert. — Alle ihre Laster und Tugenden sind die natürlichen Folgen einer feurigen Sinnlichkeit. Er eifert sehr gegen die Behauptung, daß in Neapel so viele müßige Menschen seien. Das Kind von fünf Jahren soll dort schon anfangen zu erwerben; aber freilich ist es ihnen weder nötig noch möglich, ganze Tage, wie wir tun, der Arbeit zu widmen. In Rom ist keine Debauche mit ledigen Frauenzimmern, aber desto hergebrachter mit verheirateten. Umgekehrt ist es in Neapel. Überhaupt soll man in der Behandlung des anderen Geschlechts hier die Annäherung an den Orient sehr stark wahrnehmen. Rom, meint er, müsse sich erst durch einen längeren Aufenthalt den Ausländern empfehlen. In Italien soll sich's nicht teurer und kaum so teuer leben als in der Schweiz. Die Unsauberkeit sei einem Fremden fast ganz unausstehlich.

Angelica Kaufmann rühmt er sehr, sowohl von seiten ihrer

Kunst als ihres Herzens. Ihre Umstände sollen äußerst glücklich sein, aber er spricht mit Entzücken von dem edlen Gebrauch, den sie von ihrem Vermögen macht. Bei allen ihrem Wohlstande hat weder ihre Liebe zur Kunst noch ihr Fleiß nachgelassen. Er scheint sehr in diesem Hause gelebt zu haben und die Trennung davon mit Wehmut zu fühlen.

17. Mit Caroline Herder Ende September oder Anfang Oktober 1788

Goethe gedeiht am besten in Rom. Sein ganzes Wesen ist mir noch ein Rätsel; ich weiß nicht, wie ich ihn entziffern soll. Vor mehrern Wochen sagte er mir einmal, er für seine Person hätte viel Glück, ja es strömte ihm von allen Seiten zu, aber nur für andre habe er kein Glück.

18. Mit Caroline Herder 13. Oktober 1788

Goethe kam den Montag zu mir. Von Müllern sagte er, er sähe völlig wie ein Domherr aus; und das ist wahr. Übrigens gefällt er ihm so halbwegs. Die Zeit war freilich zu kurz. Vom Kaiser sagte er, er hätte das Haus Österreich durch diesen Krieg so heruntergebracht, daß es sich in hundert Jahren nicht erholen werde. Ich sagte: ‚So wird's unserm Herzog auch gehen.' — „Ja, nicht anders," antwortete er; „und so geht's uns allen, wenn wir unsere Eigenheit irgendwo oder am unrechten Ort, wie es gemeiniglich geschieht, durchsetzen. So ist mir's von Jugend auf gegangen; ich war frei und reich, konnte sie also öfters und mehr durchsetzen als ein anderer, und ich weiß am besten, wo und wie sie mir geschadet; und wenn ich mich jetzt nicht so zusammennähme, so würde es noch mehr geschehen. So schadet dem Herder jetzt seine Eigenheit. Niemand wird es glauben, aber Zartheit und

Nachgiebigkeit ist seine Eigenheit, und nun leidet er darunter. Hätte er gefühlt, wer er ist und wie ihm mankiert worden, er hätte von Augsburg aus sich nicht so gütig betragen. Und daher kommt's manchmal, daß er hernach am unrechten Ort gegen Menschen das Rauhe hervorkehrt."

19. Mit Carl Ludwig von Knebel 5. Februar 1789

Ich war gestern den meisten Teil des Abends noch bei Goethe. Den Unterschied der Schönheit als Vollkommenheit eines Ganzen und als Vollkommenheit eines scheinbaren Ganzen erkannte er nicht nur, sondern sagte auch darüber noch mehrere sehr richtige Sachen. Schönheit der Natur ist Vollkommenheit des Ganzen, zu einer anschaulichen Kenntnis gebracht; Schönheit der Kunst ist gleichsam der Anblick des Vollkommnen, in der Seele des Künstlers zur Gestalt gereift und durch innere Kraft wieder zur Gestalt wirkend. Die erste Schönheit besteht in Ordnung und Gesetzen der Natur, soweit sie übereinstimmend erkannt werden; die Schönheit des Künstlers gründet sich auf dieselbe Ordnung, aber sie wirkt stärker auf die Sinneskräfte, und äußert sich durch die Art und Weise wie der Künstler jene aufzunehmen und darzustellen vermag. Beiderlei Arten mischen sich in der Seele; die letzte allein bestimmt den Wert des Künstlers.

20. Mit Caroline Herder 8. Februar 1789

Mit Goethe habe ich mich am Montage über die Leonore im ‚Pater Brey' ausgesprochen. Ich frug ihn, ob ich diese Person so ganz gewesen wäre? „Beileibe nicht!" sagte er: ich solle nicht so deuten. Der Dichter nähme nur so viel von einem Individuum als notwendig sei, seinem Gegenstand Leben

und Wahrheit zu geben, das übrige hole er ja aus sich selbst, aus dem Eindruck der lebenden Welt. Und da sprach er gar viel Schönes und Wahres darüber. Auch, daß wir den ‚Tasso‘, der viel Deutendes über seine eigene Person hätte, nicht deuten dürfen, sonst wäre das ganze Stück verschoben.

21. Bei Wieland 8. Oktober 1791

Über die Ursachen wurde gesprochen, warum man in hiesiger Gegend so wenig erträgliche Gesichter unter den Bauernmädchen fände. Wieland fand die vorzüglichste in dem vielen Kuchenfressen, da es jährlich wohl acht Festtage gibt, wobei der Magen mit Kuchenteig vollgestopft wird. Goethe bemerkte, daß die hier überall gewöhnliche Sitte, jede Last auf dem Rücken zu schleppen, den Körperwuchs zerdrücke und platte Physiognomien hervorbringe. Bei den alten Griechen und in Italien trügen die Mädchen alles auf dem Kopf. Es gebe eine sehr angenehme Form im Umrisse, ein schlankes Mädchen mit einem gut geformten Wasserkruge auf dem Kopfe mit größter Leichtigkeit einhergehen zu sehen. In Italien gebe es auch, die Seehäfen ausgenommen, selbst unter dem männlichen Geschlechte wenig Lastträger und Crocheteurs. Der ärmste Kohlgärtner halte doch seinen Esel, den er früh mit Gewächsen beladen hereintreibe und dafür den Dünger empfange, den er wieder in sein Gärtchen aus der Stadt hinausschleppe.

Goethes Erzählung von dem aus zwei natürlichen Felsen gehauenen Theater von Taormina in Sizilien. Die Alten benutzten die Natur zu solchen großen Werken, daher Goethe auch die Geschichte mit dem Sosthenes, der dem Alexander die architektonische Gaskonade gemacht haben soll, nicht so ganz unwahrscheinlich fand. (Le voyage pittoresque par

Mr. Houel sehr empfohlen.) Übrigens versicherte mich [Böttiger] Goethe, was ich auch von andern Reisenden so oft bestätigt gehört habe, daß unter den niedern Volksklassen in Italien noch fast durchaus die Sitten, Denkart und Gebräuche wiedergefunden werden, wie wir sie in den alten Schriftstellern bezeichnet finden. Auch die Religion ist überall auf heidnische Superstition gepflanzt. — Vom ungesunden Klima in Rom. Überall gibt es Häuser daselbst, die wegen der Malaria nicht bewohnt werden. Oft ist es jedoch nur Vorurteil. Man könne mit Recht sagen, daß die Römer aus Drang und Not Welteroberer geworden wären, weil es ihnen zu Hause in ihrem infizierten Neste nicht gefallen konnte. Doch sei es glaublich, daß bei der stärkeren Kultur der campagna di Roma vorzeiten das Klima weniger Krankheitsstoff in sich gehabt habe. — Einige Engländer haben den Einfall gehabt, die Tiber in ein anderes Bette um Rom herumzuleiten, um in ihrem ausgetrockneten Bette Schätze versenkter Altertümer wiederzufinden.

Es ist dies aber ein der Lage Roms nach unmögliches Unternehmen. Die Tiber hat übrigens gewiß allein den ältesten Bewohnern Roms Anlaß gegeben, das auf dem hohen Berg göttlich liegende Alba zu verlassen und sich in diesem Sumpfloch anzusiedeln, welches ohne diesen Beweggrund ein Unternehmen von lauter Tollhäuslern gewesen wäre.

Goethe bereiste Italien vorzüglich der Kunst wegen. Seinem Kennerauge ist hier nichts entgangen. So wurde z. B. die Frage aufgeworfen, wie die Alten bei ihren Riesengebäuden die ungeheuern Steinmassen in solche Höhen hinaufgebracht hätten. Hier sagte Goethe, daß er in Sizilien einen unvollendeten Tempel gesehen hätte, wo an den Quadersteinen noch auf beiden Seiten die Henkel sichtbar gewesen wären, um welche man die Seile geschlungen und die man alsdann beim An-

einanderpassen abgeschlagen habe. Übrigens habe man lauter solche schneckenförmig auflaufende Gerüste gehabt, wie sie in Merians Bilderbibel noch um den babylonischen Turm herum zu sehen wären. — Goethe bewundert auf den alten Münzen die schönen festen Umrisse aller Formen, z. B. auf den Münzen von Tarent den Delphin. Aber auch hier hat er über Verhältnisse und Proportionen treffliche Beobachtungen angestellt. So frappierte ihn z. B. lange die Bildung eines Menschenkopfes an einem Stierleib auf mehreren Münzen des untern Italiens, wo ein schönes Menschengesicht doch einzig auf den Körper eines Ochsen paßt. Allein das Geheimnis besteht darin, daß der Künstler zwischen den festen hevorstehenden Teilen des Gesichts ungewöhnlich verlängerte Zwischenräume angebracht hat, sowie im Gegenteil beim non plus ultra weiblicher Schönheit, der Mediceischen Venus, jene Zwischenräume außerordentlich verkürzt sind.

22. Mit Karl August Böttiger 6. Juni 1794

Den 6. Juni waren wir mittags bei Goethe zusammen. Beinahe während der ganzen Mahlzeit sprach Goethe mit einer von mir an ihm noch nie beobachteten Heftigkeit gegen Lavater, den er für den studiertesten Heuchler und Bösewicht erklärte, aber seiner unendlichen Kunst, allen alles zu werden, völlige Gerechtigkeit widerfahren ließ. Anekdote von Hottinger und der Fürstin von Dessau. Lavater schenkte Hottinger, seinem abgesagtesten Gegner, ein Halstuch, das auf der Fürstin Busen geruht hatte und von ihren Tränen benetzt war, um den jungen Hottinger durch Sinnlichkeit zu fesseln. Goethe antwortete Lavater nie, ohngeachtet dieser durch Grobheiten Antwort erzwingen will, und ließ sich vor ihm in Mainz verleugnen. Warum er überall seinen Namen einkritzle? In Frankfurt

zerbrach Goethe bei seiner Mutter viele Scheiben und Spiegel, wo überall Lavater sein Gedächtnis gestiftet hatte. Wieland, der, seit Lavater mit [Karl Leonhard] Reinhold bei ihm war, immer Lavaters Partie nahm, wurde durch das alles, was Goethe sagte, so aufgebracht, daß er sich selbst ausschalt, weil er zeither den Fremden, gegen die er Lavatern lobpries, so viel Ärgernis gegeben habe. Voß, der auch Unwillen gegen Lavatern zeigte, erzählte, Lavater habe in Kopenhagen und überall im Holsteinischen mit großer Selbstgefälligkeit erzählt, als er mit Reinhold und Wieland zu Tische gesessen, da hätten die Dichtkunst, Philosophie und Schwärmerei Tischgenossenschaft gemacht.

23. Mit Johann Daniel Falk — Sommer 1794

... Goethe erzählte mir, daß Schiller mit unsäglicher Anstrengung arbeite. Als Schiller sich noch in Weimar befand, verschloß er sich oft acht Tage lang und ließ sich von keiner Seele sprechen. Abends um acht stand noch sein Mittagsessen vor seinem Studierpult. Doch glaubte er nie die strengen Forderungen der Kunst befriedigt zu haben; denn seine Begriffe von dem Ideal, nach dem er hinaufarbeitete und alle seine Geistesgeburten abmaß, waren zuweilen etwas überspannt und abenteuerlich. Deshalb hielt es auch ebenso schwer, die Psychologie aus seinen Stücken, als aus seinem Gesichte herauszufinden. Der ‚Don Carlos‘ ließe sich besser lesen als aufführen, und die darin verwebte Psychologie der Charaktere sei auch selbst bei der Lektüre und der angespanntesten Aufmerksamkeit nicht immer bemerkbar. Die übergroße Anstrengung, mit der Schiller arbeitete, glaubte er auch in seinen flüchtigsten hingeworfenen Stücken zu entdecken. Selbst an den ‚Briefen über den Don Carlos‘ im ‚Deutschen Merkur‘ sähe man die

Schweißtropfen hängen, die sie dem Verfasser gekostet. Wie Goethe glaubte, sei der Kampf, den Schwärmerei, Vernunft und Einbildungskraft, die in der Seele dieses Dichters gekämpft, mit unverkennbaren Zügen seinem Gesicht eingegraben, und daraus entstehe in demselben die sonderbare Mischung von Schwermut, Freundlichkeit, Ernst und Zerstreuung. Kurz, auf ihn passe ganz, was er einst in seinen Werken zur Charakterisierung eines Dritten sagte: „In seine Phantasienwelt verschlossen, war er ein Fremdling in der wirklichen. Sein Körper, mitten aus der Zerrüttung hervor, verrät einen hohen männlichen Geist gleich den Ruinen eines ehrwürdigen alten Tempelgebäudes. Ihr ahnt aus dem Schauer der Ehrfurcht, der eure Seele ergreift, daß einst eine Gottheit hier wohnte; aber erkennen könnt ihr es jetzt nur aus Trümmern und Überbleibseln, die der Zahn der alles zerstörenden Zeit verschonte."

Noch sprach Goethe viel von Italien, wo er sich lange Zeit aufgehalten. Sonderbar ist es, daß der Papst ihn, wie ich nachher erfuhr, so lieb gewann, daß er sich Goethes Marmorbüste zum Andenken aushauen ließ. Von den schönen Gegenden und selbst von den Einwohnern dieses Landes sprach er mit vielem Enthusiasmus. „Die Luft ist lauer, reiner; der Himmel blauer und unbewölkter; die Gesichter offen, freundlich und lachender; die Formen und Umrisse der Körper regelmäßig und anlockender. Selbst das Grün der Wiesen und Bäume nicht so kalt und tot, sondern höher, heller, mannigfaltiger als in den nördlichen Himmelsstrichen. Alles scheint zum lieblichen Genusse einzuladen, und Natur und Kunst bieten sich wechselseitig die Hand. Nirgends oder selten finden Sie in Italien solche zurückstoßende kolossale Gestalten wie in unsern Gegenden; nirgends so verkrüppelte und zusammengeschrumpfte Figuren. In unsern Gesichtern verlaufen die Züge regellos durch- und ineinander, oft ohne irgend einen Charakter an-

zudeuten, oder es hält wenigstens schwer, das Original herauszufinden; man kann sagen: in einem deutschen Gesichte ist die Hand Gottes unleserlicher als auf einem italienischen. Bei uns ist alles verkritzelter und selten selbst in der Form etwas Vollendetes. Kopf und Hals scheinen bei jenen Menschen gleichsam unmerklich ineinander gefugt; bei uns sind sie größtenteils eingeschoben oder gar aufgestülpt. Die sanft geblähte Brust schwellt allmählich in ihren Umrissen; nicht solche kugel- und muskelhafte Massen von Fleisch, die das Auge mehr beleidigen als einladen. Ich habe in Italien unter der gemeinsten Menschenklasse Körper gesehen, gleich den schönsten Antiken, und andre, die entkleidet dem Künstler durch die Regelmäßigkeit ihres Baues den vollkommensten Torso vertraten. Kurz, in Italien wohnen schöne Körper und schöne Seelen unter einem Dach und Fach in brüderlicher Eintracht beisammen; bei uns wohnen sie durch verschiedene Stockwerke abgesondert und ungesellig; jedes treibt seine Wirtschaft für sich. Ich bedaure einen großen Künstler, wie Herrn Lips, in Deutschland, wo ihm das Studium der Formen in seiner Kunst keinen Vorschub tut; er muß unaufhörlich aus seiner Phantasie hervorarbeiten. Die Römerinnen sind die reizendsten Gestalten, die ich je erblickte, ein schlanker Wuchs, regelmäßige majestätische Gesichtszüge, große gewölbte Augenbrauen, die wie abgezirkelt einen Halbbogen bilden, sind unter dem männlichen und weiblichen Geschlechte nichts Ungewöhnliches. Auch herrscht unter ihnen weit mehr Künstlergeschmack als in Deutschland, wozu freilich der frühe Anblick der unsterblichsten Meisterstücke der Kunst in Tempeln und öffentlichen Gebäuden viel beitragen mag. Bei uns ist der gute Geschmack größtenteils in Studierstuben eingeschlossen. Freilich herrschen dagegen Luxus und Üppigkeit, diese von den schönen Künsten unzertrennlichen Übel, ausgebreiteter als bei uns, in Italien. Doch muß man

auch hier nicht zu vorschnell die Wirkungen des wollüstigen Klimas dem Einfluß der schönen Künste und Wissenschaften beimessen. So wie Pflanzen und Blumen unter der milden Sonne Italiens sich schneller und üppiger entfalten, aber auch rascher dahinwelken, so ist es auch vielleicht der Fall mit den Einwohnern dieses Himmelstrichs selbst. Früher und reizender aufblühend und reifend, sind ihre Körper wollüstiger, idealischer, aber auch hinfälliger und vergänglicher als die unsrigen."

24. Mit David Veit 19. Oktober 1794

Goethe (aus einer andern Stube): „Sie haben mir einen Brief von Herrn Maimon gebracht?" Ich: ‚Zu Befehl.' Goethe: „Heißen?" Ich: ‚Veit.' Goethe: „Ich freue mich recht sehr." Ich: ‚Ich hatte schon vor anderthalb Jahren die Ehre, Sie zu sehen, durch eine Empfehlung des verstorbenen Hofrats Moritz.' Goethe: „Ach ja! Auch ist mir Ihr Gesicht recht bekannt. Nun wie geht es denn Herrn Maimon?" — Ich sagte ihm hierauf sein jetziges Verhältnis, und daß er nebenher von dem geringen Ertrag seiner Schriften lebt. Goethe: „Ei, ei! Und er schreibt so starke Sachen und so hübsch." Ich: ‚Ja! und hat das schwerste Fach.' Goethe: „Ganz gewiß, das schwerste von allen. Man kennt ihn gar nicht so recht; das Publikum ist gar klein. Ich wollte, er käme her." Ich: ‚Haben Sie seine neue Theorie gesehen, Herr Geheimerat?' Goethe: „O wohl! Er hat mir auch seinen Plan zur Erfindungslehre geschickt; das muß er ausführen." Ich: ‚Er wünscht, sich mit mehr Gelehrten verbinden zu können.' Goethe: „Hm! warum? Sehen Sie: in wissenschaftlichen Sachen ist so etwas gar nicht nötig. So wie ich da eine Idee habe, kann und muß ich sie jedem sagen; wie einer das Schema sieht, weiß

er schon, was er erwarten kann. In ästhetischen ist es umgekehrt; wenn ich ein Gedicht machen will, muß ich es erst zeigen, wenn es fertig ist, sonst verrückt man mich; und so bei allem was Kunst ist." — Hierauf sprach er mit mir von Jena eine lange Zeit; Dinge, die zu weitläufig würden. Dann sagte ich ihm, daß Maimon den Plan hätte, ein neues Wörterbuch der schönen Künste herauszugeben, und spielte hinten herum auf ihn als Mitarbeiter heran. Goethe: „Ja, sehen Sie! Moritz wollte das auch, und der war lebhaft; dem habe ich schon gesagt, daß es noch zu frühe ist; erst müssen die Philosophen die Principia in Ordnung gebracht haben, und wie jetzt die Gärung ist, das wissen Sie. Man könnte da viel schreiben und manches aufwärmen, das will man nicht; und in sechs oder acht Jahren wäre das Neue wieder verworfen. Das ist doch auch nichts. Moritz kehrte sich nicht daran, und seinen Beistand kann man keinem hübschen Unternehmen versagen; aber ein Lexikon, das ist zum Nachschlagen, für Leute, die keine weitläuftige Sachen lesen, und ist kein Buch für Erfindungen. Soll es Theorie der Künste sein? Künste müssen ausgeübt werden, es sei nun Poesie, Malerei oder was sonst. Der die Regeln gibt, der muß sehr langsam sein, und der Künstler — kann wieder nicht warten und muß sich an etwas halten. Dazu ist nun freilich das Genie. Das Genie kommt mir immer vor wie eine Rechenmaschine; die wird gedreht, und das Resultat ist richtig; sie weiß nicht warum? oder wie so?"

Ich sprach immer viel dazwischen und kam ihm oft zu Hilfe; denn er kann sich gemeinhin auf viele Wörter nicht besinnen und macht beständig Gesichter. „Bisher," sagte er unter anderm, „hat man sich in der Theorie häufig auf empirische Regeln, auf Erfahrungssätze, eingelassen, und immer in den Künsten gesprochen, wie die Sachen erscheinen müssen,

nicht wie sie sein müssen, und wie man sie machen soll. Ja, hören Sie, das kommt mir vor, als wenn einer ins Theater gehet und das Stück gefällt ihm. Nun denkt er, wie natürlich ein jeder: du möchtest wohl auch ein schön Stück schreiben, und schreibt nach dem Effekt. Ja, lieber Gott! der bringt nichts heraus; man muß wissen, wieviel unangenehme Teile dazu gehören, bis ein Ganzes angenehmen Effekt macht. Kurz: so, wie die Leute reden und schreiben, das heißt meistenteils, ein Stück als Zuschauer schreiben. Hinter die Bühne muß man; man muß die Maschinen und die Leitern kennen."

25. Über ‚Wilhelm Meister' Anfang 1795

Er [Goethe] hat hier [in Jena] einem Menschen selbst gestanden, daß er nicht mehr fähig wäre, sich seiner ersten Jugendeindrücke so lebhaft zu erinnern, als er es im ‚Wilhelm' getan hat; denn die Lebhaftigkeit des Gedächtnisses, mit welcher er den ‚Meister' vor fünfzehn Jahren entworfen habe, sei ihm nun bei der Ausfeilung ganz fremd geworden.

26. Mit Friedrich August Wolf und Böttiger 28. Mai 1795

Wir besahen Goethes Gemmensammlung. Bemerkung über eine Stelle im Bion, die ich [Böttiger] nirgends finde. „Bei den alten Theatern," sagt Goethe, „war weit mehr etikettenmäßige Konvention als bei den unsrigen, da wir das, was der inneren Energie an Überredungskunst abgeht, durch Schonung der Äußerlichkeiten und Szenerie zu ersetzen suchen. Die Alten hatten in ihren Masken, Dekorationen, Maschinen und Theaterkostüm unendlich mehr, was durch allgemein angenommene Konvention niemand mehr beleidigte, uns aber

unendlich lächerlich vorkommen würde, eine reiche Fundgrube für die Parodie und Travestierung der Komiker. So bin ich überzeugt, daß das Theater gleichsam in gewisse Regionen geteilt gewesen sein muß, und daß die Luftregion, in der die obere Maschinerie, die dii ex machina (Wolken, Vögel usw. im Aristophanes) schwebten, und die Wasser- und Orcusregion übereinander rangierten, ungefähr so, wie in den Gemälden und Reliefs des Altertums eine Reihe Figuren auf den Köpfen der untern Reihe steht. Dies war unwandelbar und stets vor den Augen der Zuschauer, auch dann, wenn im ganzen Stück das Bedürfnis der einen Region nicht ein einziges Mal eintrat. Etwas anderes war es mit den exostris und ἐκκυκλήσεσι des Innern des Hauses und der Veränderung gewisser Gassen, wie dies auch Palladio beim Theater zu Vicenza sehr artig angebracht hat. Diese stehenden Dekorationen machen es auch allein begreiflich, wie mehrere, oft acht Stücke, in einem Tage gleich nacheinander ohne Störung und Embarras aufgeführt werden konnten." Wolf bemerkte hierbei, daß er vollkommen überzeugt sei, daß mehrere Tetralogien gleich nacheinander aufgeführt worden wären, nur daß die Stelle in Aristoteles Poetik, wo von hundert Stücken die Rede sei, zu unglaublich sei, um nicht den Verdacht einer Verfälschung gegen sich zu erregen.

Über Deklamation des Hexameters nach der Quantität und dem Akzent. Wenn ihn Voß feierlich liest, so ist es wahrer Gesang und Intonation. Die Silbe, wo der Akzent steht, wird etwas gehoben und geschärft, z. B. hómini, hominibus, etwa wie die Engländer den Konsonanten in der Aussprache verdoppeln, der den Akzent hat. Aber der Akzent gibt auch eine gewisse Erhöhung des Tons, der ganz verschieden von der Länge und Kürze der Silbe ist. Jeder Hexameter hat 24, also jeder pes 4 Zeiten, von welchen in den alten Scholien oft die Rede ist.

Die Reime sind barbarischer Abkunft. „Nur ein Wieland," sagte Goethe, „sollte reimen." ‚Gleim tut's ohne Freibrief,' sagte Wieland. Der Reim paßt eigentlich nur für kürzere canzoni; sobald er zu den Stanzengedichten in Ariost, Tasso usw. übergeht, verirrt er aus den Jamben in Anapästen, als: armē pīētōse [in ‚La Gerusalemme liberata']. Wer mag ihn eingeführt haben?

Über Träume. Wolf erinnert sich nie, geträumt zu haben, auch kann er schlafen, wann und wie lange er will. Den traumlosen Schlaf erklärt auch Goethe für den erquickendsten. Goethe erzählt einen sehr scharfsinnigen, philosophischen Traum, den er in verflossener Nacht gehabt habe.

27. Mit Schiller Ende Mai 1795

Deine [Körners] Ergießungen über ‚Meister' habe ich Goethe, der wieder hier ist, vorgelesen und ihm Freude darüber gemacht. Auf die Komödie will er aber nicht entrieren; denn er meint, daß wir kein gesellschaftliches Leben hätten.

Er hat bei der Revision seines Manuskripts für die Fortsetzung des ‚W. Meister' eine interessante Materie über den Unterschied zwischen Roman und Drama unter die Feder bekommen, worin mir die Hauptidee sehr gefällt. Der Roman, sagt er, fordert Gesinnungen und Begebenheiten, das Drama Charakter und Tat. Im Roman darf der Zufall mithandeln, aber der Mensch muß dem Zufall eine Form zu geben suchen. Im Drama muß das Schicksal herrschen und dem Menschen widerstreben usf. Die Ausführung dieser Ideen, wovon er mir ausführlicher gesprochen, gibt ihnen sehr viel Wahres.

28. Mit David Veit 11. August 1795

... Darauf kamen wir in ein Gespräch über seine anatomischen Arbeiten, von denen er [Goethe] sagte, er hätte sie schon zehnmal zum Druck fertig gehabt und ebenso oft unterdrückt; es wäre unendlich schwer auszuführen. „Wir befinden uns in einem Chaos von Kenntnissen, und keiner ordnet es; die Masse liegt da, und man schüttet zu, aber ich möchte es gerne machen, daß man wie mit einem Griff hinein griffe und alles klar würde; es ist nun nicht mein Fach; ich treibe es aus Begierde, aus Leidenschaft; ich will gerne zeigen, daß alles auch hier einfach ist, wie in den Pflanzen; daß aus Knochen alles deduziert werden kann; aber noch sehe ich das Ende nicht; vor jedem neuen Buch erschrecke ich; denn es ist den Versuchen nicht zu trauen; achten muß man darauf, und in einem Menschenleben macht man nicht alle nach. Es ist überhaupt mein Grundsatz: den umgekehrten Weg einzuschlagen; man hat bisher so viel Hypothesen in der Naturlehre gemacht; das ist falsch; denn für meine Meinung finde ich immer Gründe in dem Unendlichen der Natur; die Kräfte sind so mannigfaltig, daß ich immer einige derselben unter einen Gesichtspunkt bringen kann, wenn er auch unrichtig ist; hier muß man viel Versuche machen, um nicht zu irren; in der Naturgeschichte hingegen hat man immer klassifiziert und nebeneinander gestellt ohne zu räsonieren; hier kann man Hypothesen wagen; denn die Fehler sind leicht zu finden; jeder Knochen, jede Pflanze, die mir in die Hände fällt, widerlegt mich." ....

Ich sprach mit ihm über den literarischen Sansculottismus (‚Horen', fünftes Stück) und sagte ihm geradezu: ‚Herr Geheimerath, Sie werden es vielleicht für Arroganz, für Unbescheidenheit halten, aber es ist wirklich keines von beiden; ich muß Ihnen sagen, daß mir Ihr ‚literarischer Sansculot-

tismus' eine große Freude war; wenn man selbst jung ist, so kann man nichts lieber hören, als wenn ein Mann wie Sie mit einer solchen Deutlichkeit an seine Jugend denkt und so warm sich für die jetzigen größeren Fortschritte interessiert! ... Goethe: „Unbescheidenheit? warum? Es ist mir sehr lieb, daß Sie mir das sagen, sehr lieb. Sagen Sie, warum soll man dabei still sein? Ich habe dem ganzen Gang so mit zugesehen; ich, und wenn ich auch nicht gewirkt habe, so glaube ich doch, daß ich nicht ohne Wirkung gewesen bin; und nun kommt einer und sagt: ‚Es ist nichts, und wir haben nichts!' Daß ich so immer den Gang mit weiter mache, und mich daran vergnüge, das muß ich ja tun; das, was mir entgegen wächst, entgegen kommt, was aufsprößt — anderer Leute Kinder oder meine, hier einerlei —, das ist ja das Leben; was erinnert mich sonst, daß ich bin und wie ich bin? Ich sehe ja, daß man weiter kommt, und man will mich überreden, daß man zurückgehe?"

29. Mit Schiller Zwischen 5. und 9. November 1795

Goethe ist seit dem 5. hier und bleibt diese Tage noch hier, um meinen Geburtstag mit zu begehen. Wir sitzen von abend um 5 Uhr bis nachts 12, auch 1 Uhr beisammen und schwatzen. Über Baukunst, die er jetzt als Vorbereitung auf seine italienische Reise treibt, hat er manches Interessante gesagt, was ich mir habe zueignen können. Sie [Humboldt] kennen seine solide Manier, immer von dem Objekt das Gesetz zu empfangen und aus der Natur der Sache heraus ihre Regeln abzuleiten. So versucht er es auch hier, und aus den drei ursprünglichen Begriffen: der Base, der Säule (Wand, Mauer und dergleichen) und dem Dach, nimmt er alle Bestimmungen her, die hier vorkommen. Die Absurditäten in

der Baukunst sind ihm nichts als Widersprüche mit diesen ursprünglichen Bestimmungen der Teile. Von der schönen Architektur nimmt er an, daß sie nur Idee sei, mit der jedes einzelne Architekturwerk mehr oder weniger streite. Der schöne Architekt arbeitet, wie der Dichter, für den Idealmenschen, der in keinem bestimmten, folglich auch keinem bedürftigen Zustand sich befindet, also sind alle architektonischen Werke nur Annäherung zu diesem Zweck, und in der Wirklichkeit läßt sich höchstens nur bei öffentlichen Gebäuden etwas ähnliches erreichen, weil hier auch jede einschränkende Determination wegfällt und von den besonderen Bedürfnissen der einzelnen abstrahiert wird.

... Goethe verlangt von einem schönen Gebäude, daß es nicht bloß auf das Auge berechnet sei, sondern auch einem Menschen, der mit verbundenen Augen hindurchgeführt würde, noch empfindbar sein und ihm gefallen müsse.

30. Mit Böttiger 1795 (?)

„Beim erneuerten Studium Homers empfinde ich [Goethe] erst ganz, welches unnennbare Unheil der jüdische Praß uns zugefügt hat. Hätten wir die Sodomitereien und ägyptisch-babylonischen Grillen nie kennen lernen, und wäre Homer unsere Bibel geblieben, welch eine ganz andre Gestalt würde die Menschheit dadurch gewonnen haben!"

31. Mit Böttiger 1795 (?)

Physiologische Bemerkung. Gewisse Konfigurationen im menschlichen Körperbau tragen noch die letzte Spur der veredelten Tierheit zum prototypon der organischen Schöpfung, zum Menschen, sehr deutlich an sich, z. B. das os coccygis

den Rest des tierischen Schwanzes, die Milz.... und das Überzwergschleudern der Hände, wenn man geht. (Nachahmung des vierfüßigen übereck schreitenden Tieres.) „Ich" — sagte Goethe — „lasse meine beiden Hände schleudern, wenn ich übers Feld allein gehe; denn so geh ich naturgemäßer." Nie geht er mit einem Stock — daher auch diese Spur der Tierheit in der feinen Welt für unanständig gehalten wird. Zu was nützen die papillae an der Brust des Mannes? Schon Sterne in seinem ‚Koran' findet dies unerklärlich. Man muß annehmen, es sei gleichsam ein allgemeiner Typus in der Natur für die menschliche Organisation. Hier sind beim Manne wenigstens noch die Spuren der Brüste, die sich beim homo lar nur auf zwei herab vermindert haben. Die Natur hat gewisse Generalformen, die sich auch da abdrücken, wo sie kein unmittelbares Bedürfnis erfüllen; z. B. bei allen unsern Rohrgewächsen liegt am untern Schilfblatt ein Auge, das sich nie entwickelt.

32. Mit Böttiger Frühjahr 1796

Sie [Ifflands Schauspiele] haben alle zwei Hauptfehler. 1) Alle moralische Besserung wird in seinen Stücken von außen herein, nicht von innen heraus bewirkt. Daher das Gewaltsame, unwahrscheinlich Zusammengedrängte und Überhäufte in seinen Stücken, z. B. der Kommissär Wallmann in der ‚Aussteuer' ist schon viele Jahre bei der verkehrten Wirtschaft seines Bruders Augenzeuge, schon viele Jahre ebenso heftig, auffahrend, gewaltsam gewesen. Aber erst heute, wo das Stück zu spielen anfängt, regt sich der Brausekopf, stürmt an der großen Glocke, poltert und will das gut machen, was bei frühern, nur halb so heftigen Warnungen an seinen Bruder und dessen Kinder nicht halb so schlimm geworden wäre. Es ist also durchaus keine zureichende Ursache da, warum dies

alles erst jetzt, wo das Stück eintritt, so von außen herein kommen müsse. So macht der Stabschirurg Rechtler im „Scheinverdienst“ heute erst Lärm und Ordnung, da er doch schon zwanzig Jahre lang sein Pfeifchen bei seinem amicus geraucht und die Scheinversuche seiner Frau und Kinder mit angesehen hat. Eben darum, weil alle Motive nur von außen herein bloß zufällig zur Hauptentwicklung wirken, nicht aus dem Charakter selbst hervorgehn, braucht Iffland so viel Nebenfiguren und unnütze Ausstaffierungen zu seinen Stücken, weil er durch sie den Ausgang motivieren will.

2) Er setzt überall Natur und Kultur in einen falschen Kontrast. Kultur ist ihm immer die Quelle aller moralischen Verdorbenheit; wenn seine Menschen gut werden sollen, so kehren sie in den Naturstand zurück; der Hagestolze geht auf seine Güter und heiratet ein Bauernmädchen usw. Dies ist ein ganz falscher Gesichtspunkt, aus welchem er alle Kultur verunglimpft, da vielmehr das Geschäft eines Schauspieldichters in unserm Zeitalter sein sollte, zu zeigen, wie die Kultur von Auswüchsen gereinigt, veredelt und liebenswürdig gemacht werden könne. Die Idyllenszenen aus Arkadien, die in Ifflands Stücken so wohlgefallen, sind eine süße, aber darum nur um so gefährlichere Schwärmerei. Freilich sieht er auch in M[annheim] die Grundsuppe der sogenannten Kultur in ihrer hassenswürdigsten Abscheulichkeit. Losgerissen von diesen herzlosen Modepuppen, würde er auch ganz andere Charaktere zeichnen und ganz neue Ansichten in seine Stücke bringen können.

33. Mit Karl Friedrich Graf v. Geßler und Dora Stock

Zwischen 29. April und 16. Mai 1796

Von Lottchen [Schiller] hatte sie [die Stein] vernommen, daß er einmal den eben abgereisten Grafen Geßler . . . zum

Heiraten habe bereden wollen und auf die Frage der Schwägerin Körners: ‚Warum heiraten Sie denn nicht selbst?‘ erwidert habe: „Ich bin verheiratet, nur nicht mit Zeremonie.“

34. Mit Wieland und Heinrich Meyer 28. oder 29. Dezember 1797

Bei der Betrachtung der trefflichen Kopie der ‚Madonna della seggiola‘ in Goethes Hause glaubte Wieland, so eine weibliche Gestalt wie die Madonna sei nirgends in Deutschland anzutreffen. Meyer behauptete, wir fänden sie überall. Goethe setzte die Erklärung hinzu: „Die Künstler sind wie die Sonntagskinder; nur sie sehen Gespenster. Wenn sie aber ihre Erscheinung erzählt haben, so sieht sie jedermann.“

35. Mit Jean Paul Ende August oder Anfang September 1798

Apropos, ich war auch bei Goethe, der mich mit ganz stärkerer Verbindlichkeit und Freundlichkeit aufnahm als das erste Mal: ich war dafür freier, kühner und weniger voll Liebe und darum in mich gegründeter. Er fragte mich nach der Art meiner Arbeiten, weil es völlig seinen Kreis überschreite, — wie mir Fichte gefallen. Auf letzteres: „Es ist der größte neue Scholastiker — zum Poeten wird man geboren, aber zum Philosophen kann man sich machen, wenn man irgend eine Idee zur transzendenten, fixen macht. — Die Neueren machen das Licht zum Gegenstand, den es doch nur zeigen soll.“ — Er wird nach vier Monaten den ‚Faust‘ vollenden; er sagt, er könne sechs Monate seine Arbeit voraussagen, weil er sich zu einer solchen Stimmung durch gesch[eite] leibliche Diätetik vorbereite.

36. Mit August Wilhelm Schlegel Oktober 1798

Wilhelm blieb in Weimar zurück, um Goethen zu sprechen, und der ist sehr wohl zu sprechen gewesen, in der besten Laune

über das ‚Athenäum‘ und ganz in der gehörigen über Ihren [Friedrich Schlegels Aufsatz über] W[ilhelm] M[eister]; denn er hat nicht bloß den Ernst, er hat auch die belobte Ironie darin gefaßt, und ist doch sehr damit zufrieden und sieht der Fortsetzung freundlichst entgegen. Erst hat er gesagt, es wäre recht gut, recht charmant, und nach dieser bei ihm gebräuchlichen Art vom Wetter zu reden, hat er auch warm die Weise gebilligt, wie Sie es behandelt; daß Sie immer auf den Bau des Ganzen gegangen und sich nicht bei pathologischer Zergliederung der einzelnen Charaktere aufgehalten, dann hat er gezeigt, daß er es tüchtig gelesen, indem er viele Ausdrücke wiederholt und besonders eben die ironischen.

37. Mit Jean Paul 16. Januar 1799

Als ich zu einem Diner bei Goethe geladen war, Schiller zu Ehren, nebst Herder und andern, — der ihm aber nicht ein Ölblatt, geschweige einen Ölzweig des Friedens, den Goethe gern schlösse, reichte — wurd' ich und Herder zu Goethes Einfassung gemacht, ich der linke Rahmen und er der rechte; hier sagte mir Goethe, der nur allmählich warm werden will — so ist er gegen Schiller so kalt wie gegen jeden —: „Er habe seinen ‚Werther‘ 10 Jahre nach dessen Schöpfung nicht gelesen; und so alles: wer wird sich gern eines vorübergegangenen Affekts, des Zorns, der Liebe usw. erinnern?“

38. Mit Wieland Januar (?) 1799

Wieland sagte einst zu ihm [Goethe]: ‚Aber wie könnte ich mich so ekelhaft loben lassen, Herr Bruder, wie es die Schlegel tun?‘ Antwort: „Man muß sich das ebenso gefallen lassen, als wenn man aus vollem Halse getadelt wird.“ .... „Ihm [Fichte] brandert es schon,“ sagte Goethe, „darum schreit er vom Scheiterhaufen.“

39. Mit Heinrich Eberhard Gottlob Paulus

In den neunziger Jahren

Dieses Vieltätigsein [Goethes] war möglich, weil, wie wir von ihm selbst hörten, er wie ein Gesetz befolgte, was Amt und Geschäftsaufträge betraf, immer zuerst abzumachen, alsdann aber dem, wozu ihn der Geist trieb, mit ungeteilter Fertigkeit sich ganz hinzugeben.

Zu allen diesen Tendenzen kam in Goethe fortwährend, aber mehr wie eine problematische Unterhaltung und nicht eigentlich als Beschäftigung eine gegen hyperphysische Selbsttäuschung des damals gepriesenen absoluten ‚Spekulierens' sehr behutsame Aufmerksamkeit hinzu. Für Ahnungen über das Übermenschliche hatte Goethe eine erhebende, staunende Andacht in sich. „Wie jenes Übersinnliche gleichsam von oben her mit unserer Natur und Naturphilosophie zusammenhängt, dies" — rief er mir einmal zu — „ist die Frage." Aber sein ahnendes Denken war mit der besonnensten Scheu vor allen Dogmen als Behauptungen verbunden, besonders wenn man das Praktische danach oder dagegen regulieren zu wollen fürchten ließ.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Goethe stimmte mit der von dem abstraktesten Philosophen [Spinoza] nicht zu erwartenden Weltanschauung überein, wie sie von diesem im tractatus theologico-politicus auf das sogenannte alte Testament angewendet ist.

Was das Hinüberblicken in das absolute Hyperphysische in der Philosophie betrifft, so wollte Goethe die Philosophen von Profession darüber, wie er zu sagen pflegte, „gerne gewähren lassen, soviel sie könnten". Er ließ als Zuhörer gerne sie sich aussprechen, auch wenn sie, wie Schelling, es gleichsam als etwas ihnen ausschließlich offenbar Gewordenes im Besitz und Verschluß zu haben, die Miene machten.

Goethe sagte oft wünschend und hoffend: „Je mehr man sich an dem Spekulieren über das Übermenschliche trotz aller Warnungen Kants vergeblich abgemüht haben wird, desto vielseitiger wird dereinst das Philosophieren zuletzt auf das Menschliche, auf das geistig und körperlich Erkennbare der Natur gerichtet und dadurch eine wahrhaft so zu benennende Naturphilosophie erfaßt werden."

Was die mathematischen und physikalischen Vorkenntnisse betraf, schätzte Goethe, wie er dies mir mehrmals sagte, Hegel mehr als Schelling.

40. Mit Schauspielern — In den neunziger Jahren

Nie gab er seiner Unzufriedenheit strenge Worte; sein Tadel war immer so, besonders gegen die ältern Schauspieler, daß er nicht verletzen konnte; z. B.: „Nun, das ist ja gar nicht übel, obgleich ich mir den Moment so gedacht habe; überlegen wir uns das bis zur nächsten Probe, vielleicht stimmen dann unsere Ansichten überein." Den jüngern gegenüber war er weniger rücksichtsvoll; hier hieß es oft: „Man mache das so, dann wird man seinen Zweck nicht verfehlen."

41. Mit A. W. Schlegel — Herbst 1800

Goethe behandelte den kränklichen, oft launischen Dichter [Schiller] wie ein zärtlicher Liebhaber, tat ihm alles zu Gefallen, schonte ihn und sorgte für die Aufführung seiner Trauerspiele. Doch manchmal brach Goethes kräftige Natur durch, und einmal, als eben die ‚Maria Stuart' bei Schiller besprochen war, rief Goethe beim Nachhausegehen: „Mich soll nur wundern, was das Publikum sagen wird, wenn die beiden Huren zusammenkommen und sich ihre Aventuren vorwerfen."

42. Mit Heinrich Schmidt 23. März 1801

Ich sprach [den berühmten Monolog aus ‚Hamlet'] wieder nach der Schlegelschen Übersetzung und hatte dabei die Stellung angenommen, daß ich die rechte Hand an das Kinn legte, während die linke Hand den rechten Arm, an der Spitze des Ellbogens herabhängend, unterstützte. Goethe äußerte sich nicht mißbilligend über diese Stellung: auch tadelte er nicht, daß ich den größten Teil des Monologs dabei beharrt hatte; denn dieses Beharren des Schauspielers in einem Gest teile dem Zuschauer das Gefühl einer gewissen Ruhe und Sicherheit mit, das jeder Darstellung wohl zustatten komme, und sei bei tragischen Rollen insbesondere von größerer Wirkung als das öftere Wechseln der Stellung und der Gesten, wenn diese nicht durch besondere Ursachen etwa bedingt würden. Doch müsse ich nicht glauben, daß ich nun durch Wahl und Ausführung der angegebenen Stellung dem Ziel, dem Auge ein gutes Bild vorzurücken, viel näher gekommen sei, wenn nicht alles und jedes miteinander übereinstimme. Hier sei z. B. die Hand unter dem rechten Ellbogen jetzt in eine Faust zusammengezogen, was jedoch gegen alle Regel der Schönheit sei. „Die Hand muß so gehalten werden!" sagte er und streckte mir dabei seine Hand hin, von der er die mittelsten zwei Finger etwas auseinanderhielt, die letzten aber außerdem etwas gebogen herabhängen ließ. „So ist sie harmonisch mit dem Ganzen, in der rechten Form und anmutig zugleich; doch sie so zu biegen und zu gestalten sieht leichter aus, als es ist. Nur langer Umgang mit der Malerei, mit der Antike insbesondere, verschafft uns eine solche Gewalt über die Teile des Körpers; denn es gilt hier nicht sowohl Nachahmung der Natur, als ideale Schönheit der Form. Bei Veränderung der Stellungen und Gebärden ist vorzüglich zu beobachten, daß sie vorbereitet und langsam geschehe, nicht etwa mitten in der

Rede, wobei immer Mäßigung hauptsächlich zu empfehlen ist, damit man zur Steigerung der Effekte Ausdauer gewinnt." Besonders empfehle er mir, den obern Teil des Armes so ruhig als möglich zu halten, sowie mit dem Arm nicht den Körper zu decken und ihn dadurch gleichsam zu durchschneiden. Der Körper muß immer möglichst frei und zwei Dritteile dem Publikum zugekehrt bleiben, damit alles Profilspiel vermieden werde. Um sich Gebärdenspiel zu erwerben und das Spiel der Arme gelenksam und bezeichnend zu machen, empfahl er bei Übung der Rolle gegen einen Spiegel gekehrt zu sprechen, wobei der Schauspieler jede unrichtige Bewegung bemerken und die passendsten Gesten wählen könne, vorausgesetzt jedoch, daß er vorher seine Aufgabe, seinen Charakter gut durchstudiert habe. Übrigens gab er mir den Rat, auch im Lebensverkehr nie die Haltung und das Gebärdenspiel aus dem Auge zu verlieren, sondern immer an mir zu beobachten; denn dies erleichtere die Aufgabe auf der Bühne außerordentlich. Besonders müsse man bei einem Monolog daran denken, daß man nun allein im Rahmen stehe und daher dem Auge des Zuschauers auch allein ausgesetzt sei. In bezug auf die Deklamation dieses Monologs traf Goethes erste Bemerkung die Stelle der Übersetzung:

Die unsers Fleisches Erbteil — 's ist ein Ziel
Auf's innigste zu wünschen.

„Das ist ganz gefehlt! Setzen Sie ein ‚sind' dazu, wenn es nicht dasteht; denn das erste von der Bühne herab ist Verständlichkeit; daher ist die vollständige Aussprache jeder Silbe, um so mehr jedes erforderlichen Wortes nötig. Nichts darf dem Zuhörer vorenthalten werden, damit er hauptsächlich verstehe, was zu verstehen ist." Besonders warnte er vor allem Dialekt, wobei er die dem Sachsen eigene offene Aussprache des e, wie geben, leben (in Sachsen oft wie gäben,

läben) als ihm besonders gehässig bezeichnete. Vor allem aber solle anfänglich die Rolle, bevor sie gelernt werde, recht langsam und bestimmt gesprochen und dabei der Ton so tief als möglich gehalten werden, um für die Steigerung auszureichen. Beim Auswendiglernen derselben sei vorzüglich darauf zu sehen, daß es nicht mit falscher Akzentuation usw. geschehe; daß jedes Wort richtig, dem Sinn gemäß gesprochen werde; denn sonst werde der Vortrag und die Aussprache immer fehlerhaft bleiben.

43. Bei Louise von Göchhausen — Oktober 1801

Eines Morgens, an welchem sich zufälligerweise außer mir [Henriette Gräfin Egloffstein] nur noch einige Freundinnen bei der Göchhausen zum Dejeuner eingefunden hatten . . . stellte sich auch Goethe ein und äußerte seine Zufriedenheit darüber, daß er heute Hahn im Korbe sei. Hierauf erklärte er, dies käme ihm recht gelegen, weil er schon längst den Wunsch gehegt, ein vernünftiges Wort mit uns im Vertrauen zu sprechen, — und doch brachte er nur die extravagantesten Dinge vor, die uns desto mehr überraschten, als die meisten von uns ihn noch nie in einer solchen Stimmung gesehen, und wir uns nunmehr erklären konnten, wie anziehend und liebenswürdig er in früherer Zeit gewesen sein müsse, bevor er die ihm jetzt eigene pedantische Steifheit angenommen hatte. In seiner lebhaften Unterhaltung kam er, wie man im gemeinen Leben sagt, vom Hundertsten ins Tausendste und endlich auch auf das, was er das Elend der jetzigen gesellschaftlichen Zustände nannte. Mit den grellsten Farben schilderte er die Geistesleerheit und Gemütlosigkeit, die sich gegenwärtig überall, besonders aber im geselligen Verkehr bemerklich mache, und hob dagegen das ehemalige gesellige Leben in kräftigen Zügen

hervor. Während er hierüber wie der Professor auf dem Katheder dozierte, erhitzte er sich mehr und mehr, bis er endlich seinen ganzen Zorn über den Teufel der Hoffart ergoß, der die Genügsamkeit und den Frohsinn aus der Welt verbannt, dagegen aber die unerträglichste Langeweile eingeschmuggelt habe. Man müsse, meinte er, mit vereinten Kräften gegen diesen bösen Dämon zu Felde ziehen, sonst würde derselbe noch weit mehr Unheil stiften, und gleich auf der Stelle wolle er uns den Vorschlag machen, wir sollten zur Erheiterung des nah bevorstehenden traurigen Winters einen Verein bilden, wie es deren in der guten alten Zeit so viele gegeben habe. Wenn nur ein paar gescheite Leute den Anfang machten, dann würden die übrigen schon nachfolgen, — und sich plötzlich zu mir wendend, setzte er hinzu, indem er mir seine Hand reichte: die Wahrheit seiner Behauptung würde sich sogleich bestätigen, wenn ich ihn zum Partner annehmen und den andern mit gutem Beispiel vorangehen wollte. Obgleich mich dieser Antrag überraschte, so hielt ich denselben doch nur für das Aufblitzen einer schnell vorübergehenden mutwilligen Laune und würde es für die lächerlichste Prüderie gehalten haben, nicht in den Scherz einzugehen. Ich legte also unbedenklich meine Hand in die seinige und belachte den Eifer, womit er die andern anwesenden Damen aufforderte, jede von ihnen möge gleichfalls einen poursuivant d'amour erwählen, denn unser Verein müsse nach der wohlbekannten Minnesängersitte eine cour d'amour bilden und auch so genannt werden, indem der Name die poetische Tendenz desselben und die Zwangslosigkeit bezeichne, die unter den Mitgliedern herrschen solle. Ob übrigens Amor seine Rechte bei den letzteren geltend machen könne und dürfe, möge der Macht des kleinen schelmischen Gottes überlassen bleiben.

Goethes Aufforderung hätte eigentlich unsre Wirtin wegen

ihres Alters und ihrer Mißgestalt beleidigen können, wäre die sogenannte gute Dame nicht schon längst an unzarte Behandlung gewöhnt gewesen . . . Daher kam es denn im gegenwärtigen Falle, daß sie sogleich in seinen Vorschlag einging und mit der ihr eigenen komischen Manier erklärte: sie sei bereit, dem Aufruf Folge zu leisten, da sie mit Gewißheit darauf rechnen könne, einen treuen Seladon zu finden; die anderen schönen Damen möchten nur ihr Heil versuchen, ob ihnen ebenso dienstwillige Narren zu Gebote stehen würden als ihr.

Goethe nahm diese humoristische Erklärung mit dem lebhaftesten Beifall auf und begab sich sogleich an den Schreibtisch unserer gefälligen Wirtin, wo er in der größten Geschwindigkeit die folgenden Statuten der cour d'amour improvisierte:

Erstlich sollte die zu errichtende Gesellschaft aus lauter wohlassortierten Paaren bestehen, die Versammlung derselben wöchentlich einmal, abends nach dem Theater im Goethischen Hause stattfinden und dort ein Souper eingenommen werden, zu welchem die Damen das Essen, die Herren den Wein liefern würden.

Zweitens werde jedem Mitgliede die Erlaubnis erteilt, einen Gast mitzubringen, jedoch nur unter der unerläßlichen Bedingung, daß dieser allen Teilen gleich angenehm und willkommen sei.

Drittens dürfe während des Beisammenseins kein Gegenstand zur Sprache kommen, der sich auf politische oder andere Streitfragen beziehen könnte, damit die Harmonie des Vereins keine Störung erleide.

Viertens und letztens sollten die gegenseitig erwählten Paare nur so lange zur Ausdauer in dem geschlossenen Bündnis verpflichtet sein, bis die Frühlingslüfte den Eintritt der mil-

deren Jahreszeit verkündigten, wo dann jedem Teile freistehen müsse, die bisher getragenen Rosenfesseln beizubehalten oder gegen neue zu vertauschen.

44. Mit Friedrich Wilhelm Riemer Oktober und November 1803

„Wer nicht das Mechanische vom Handwerk kennt, kann nicht urteilen: den Meister kann niemand und den Gesellen nur der Meister meistern."

„Es ist so gefährlich, in die Ferne sittlich zu wirken. Spricht man mit einem Freund, so fühlt man seine Lage und mildert die Worte nach dem Augenblick. Entfernt spricht man nicht recht oder trifft nicht zur rechten Zeit."

„Die große Notwendigkeit erhebt, die kleine erniedrigt den Menschen."

„Fast bei allen Urteilen (in der deutschen Literatur) waltet nur der gute oder böse Wille gegen die Poeten, und die Fratze des Parteigeistes ist mir mehr zuwider als irgend eine andere Karikatur."

„Ein Glück ist's, daß jedem nur sein eigner Zustand zu behagen braucht."

„Wenn man nicht immer in der Welt lebt, so sieht man sie anfangs wieder mit verwunderten Augen an, und so gut man sie kennt, machen einen die neuen Erscheinungen wieder auf kurze Zeit aufmerksam, bis man denn das alte plumpe Märchen wieder bald gewahr wird."

„Ich sehe immer mehr, daß jeder nur sein Handwerk ernsthaft treiben und das übrige alles lustig nehmen soll. Ein paar Verse, die ich zu machen habe, interessieren mich mehr als viel wichtigere Dinge, auf die mir kein Einfluß gestattet ist, und wenn ein jeder das gleiche tut, so wird es in der Stadt und im Hause wohl stehen."

„Die Gelehrsamkeit auf dem Papier und zum Papier hat gar zu wenig Reiz für mich. Man glaubt nicht, wieviel totes und tötendes in der Wissenschaft ist, bis man mit Ernst und Trieb selbst hineinkommt; und durchaus scheint mir die eigentlich wissenschaftlichen Menschen mehr ein sophistischer als ein wahrheitsliebender Geist zu beleben. Doch es mag jeder sein Handwerk treiben."

„Die Hausgenossenschaft hat das eigene, daß sie, wie eine Blutsverwandtschaft, zum Umgang nötigt, da man gute Freunde seltener sieht, wenn man sich erst sie zu besuchen oder einzuladen entschließen soll."

45. Mit Frau von Staël 23. Januar 1804

Sie fuhr früh in Begleitung ihres Freundes Constant zu ihm und brachte fast eine Stunde bei ihm zu, nachdem sie ihm schon den Tag vorher die Übersetzung von seinem ‚Geistergruß' zugeschickt hatte. Der Gegenstand der Unterhaltung war vorzüglich der Unterschied zwischen der französischen und deutschen Poesie. Jene, sagte Goethe, sei Poesie der Reflexion, diese der Situation; der Franzose schildere das Erscheinen, der Deutsche das Sein. Übrigens bemerkten beide bei dieser Unterredung, daß er sich sehr ungern etwas abfragen oder auf sich eindringen lasse, daß dann gleichsam seine ganze Natur rekuliere und sich in sich zusammenziehe. Freilich schonte ihn Frau von Staël nicht immer. Sie sprach z. B. mit tiefem Bedauern von Herder und ging so weit, sehr freundschaftlich von mir [Böttiger] zu urteilen und meinen Abgang von Weimar für einen Verlust zu erklären, ohngeachtet sie wohl wußte, wie ungern Goethe dies höre. Seine ganze Antwort auf alle diese Bemerkungen war: „Es ist einmal so: die Älteren müssen den Jüngeren Platz machen."

46. Mit Riemer 29. Januar 1804 und später

„Die Weiber, auch die gebildetsten, haben mehr Appetit als Geschmack. Sie möchten lieber alles ankosten, es zieht sie das Neue an. Sie unterscheiden nicht zwischen dem, was anzieht, was gefällt, was man billigt, sie werfen das alles in eine Masse. Was nur nicht gegen ihren konventionellen Geschmack anstößt: es mag noch so hohl, leer, seicht, schlecht sein: es gefällt. Es mißfällt ihnen aber oft etwas, was bloß gegen diese ihre Konvention anstößt, sei es an sich noch so vortrefflich."

„Es schrieb jemand eine Abhandlung, worin er zeigte, daß Sophokles ein Christ gewesen. Das ist keineswegs zu verwundern, aber merkwürdig, daß das ganze Christentum nicht einen Sophokles hervorgebracht."

„Bloß die Naturwissenschaften lassen sich praktisch machen und dadurch wohltätig für die Menschheit. Die abstrakten der Philosophie und Philologie führen, wenn sie metaphysisch sind, ins Absurde der Möncherei und Scholastik; sind sie historisch, in das Revolutionäre der Welt- und Staatsverbesserung."

„Die Liebe ist eine Konservationsbrille, aber nur für den Gegenstand, den man damit betrachtet, nicht für uns."

47. Mit Frau von Staël Anfang Februar 1804

... Er [Goethe] habe ihr selbst, als sie ihn über ‚die natürliche Tochter' (welche sie einen noble ennui nannte) befragte, aufrichtig eingestanden, daß sie, wie so viele andere seiner Arbeiten, nur Künstlerversuch sei, der nach einer Auflösung einer noch nie gelösten Aufgabe strebte. (Darum traute auch Goethe diesem Versuch so wenig, daß er in die erste Vorstellung dieser ‚Eugenie' gar nicht einmal kommen mochte.)

Am Abend dieses Tages nach Tische mußte ich Goethe meine Übersetzung von Horazens sechster Epistel des ersten Buchs vorlesen. Dies gab zu einem sehr schönen Gespräch Anlaß, dessen Eindruck nur mit dem Tode aus meiner Seele schwinden kann. Er redete über das nil admirari — oder vielmehr über den platonischen Ausspruch, daß die Verwunderung die Mutter alles Schönen und Guten sei. „Der ist ein Tölpel," sagte er, „der sich nicht verwundern kann, auf den nicht die ewigen Naturgesetze in großen und kleinen Gegenständen — gleichviel wie groß oder klein die Masse sei — einen mächtigen Eindruck machen." Das Resultat seiner Rede war, daß der Weise mit dem Nichtbewundern aufhöre, und so kam er auf den ‚edlen Horaz' zurück. Er sprach wohl anderthalb Stunden, mit feurigen Mienen, mit der lebendigsten Aktion, aber immer mit solcher Besonnenheit, daß er die Wahrheit seines Themas so recht eigentlich durch die Tat beherzigte. „Begreifen wir's," sagte er einmal, „warum wir hier so zusammensitzen? was war der nächstvorhergehende Moment, was war die Veranlassung zu diesem, und weiter rückwärts und noch weiter, bis ins Unendliche fort?" Dann redete er auch: über die Empfänglichkeit des Gefühls, wie ein lebendiger Geist in der ganzen Gotteswelt nichts als Wunder erblickt und heilige Gottesoffenbarung. — Ich kann Dir das so nicht wiedererzählen; nimm mit bloßen Andeutungen vorlieb. Als er ausgesprochen, nahm er sein Licht, sagte ein trockenes ‚Gute Nacht' und ging davon und ließ mich und Riemer wie Stumme gegeneinander sitzen. Ob Goethe uns in Verwunderung hat setzen wollen, das weiß und glaube ich nicht, aber daß er's tat, weiß ich; denn wohl keiner hat einen Mittler Gottes und der Menschen mit solcher Ehrfurcht betrachtet, als wir diesen Mann in diesem

Augenblicke. Ich saß noch nach zwölf Uhr auf und überdachte das gehörte Gotteswort. — Und die erstaunenswürdige Menschlichkeit dieses Mannes! Der Schöpfer des ‚Faust‘ und der Mann, der über den Pfarrer von Grünau Tränen vergießt — beide sind in einer Person vereinigt. Die Miene, die eben über alles Irdische erhoben schien, sagt gleich darauf freundlich: ‚Und ich bin doch, wie ihr seid, ich bin Mensch!‘

49. Mit Heinrich Voß 13.—20. Februar 1804

Lustig ist's, Goethe über die Staël reden zu hören. Er erkennt die ‚Delphine‘ als ein geistreiches Werk, tadelt vieles daran, was auf Rechnung der Französin fällt, aber lobt doch mehr. Einen Mittag sprach er darüber und sagte, einige Darstellungen, die er nun auf seine Weise, mit der größten, lebendigsten Klarheit wieder darstellte, hätten ihn beinahe außer sich gesetzt; und wäre das Ganze diesen gleich, „so müßte die ganze Welt davor auf Knien liegen". Mitunter mokiert er sich über die Staël. „Ich pflege sie in die Enge zu treiben, wenn sie räsoniert," sagte er, „erst vermaure ich sie auf dieser Seite, dann auf jener (und dies alles zeigte er mit dem Finger auf der Serviette). Bin ich dann so ganz im Kreise um sie herumgekommen, dann kann sie nicht vorwärts und nicht rückwärts; dann will sie aber durchaus entfliehen, sie muß sich einen effort geben, schwingt sich in die Höhe und macht es jetzt, wie der Flußgott Achelous, sie entflieht in einer fremden Gestalt." Madame Staël hat meines Vaters ‚Luise‘ gelesen und sich sehr daran ergötzt. Nur die Tabakspfeife hat sie nicht verdauen können. Goethe erinnert sie an die Schweine im Homer. ‚Ja,‘ sagt sie, ‚die gehörten auch nicht in ein honettes Gedicht.‘ Darauf erinnert Goethe

sie an den Bandwurm in Delilles ‚L'homme des champs', der sich durch zwei Alexandriner hindurchschlängelt — da wird sie verdutzt und — entflieht in einer fremden Gestalt.

50. Mit Frau v. Staël 24. Februar 1804

Den 24. Februar. Abends bei der Herzogin. Frau v. Staël kam sehr zufrieden von einer Unterredung mit Goethe. Da sie anfänglich über den ‚Alarkos' mit ihm gesprochen und das Abgeschmackte desselben [Zitat] gezeigt hatte, war seine Stirn etwas bewölkt gewesen, und er hatte die ganze Erscheinung nur durch den Kunstversuch entschuldigt. Allein nun war er auf die Parallele zwischen der Tragödie, als dem obersten, dem Indifferenzpunkt der Plastik, gekommen und hatte hierüber sehr scharfsinnige Bemerkungen gemacht. »La plastique mène au seuil de la vie.« Beim Abschied kündigte ihr Goethe auf morgen einen Besuch von seinem Sohn an, der ihr sein Stammbuch präsentieren würde.

51. Mit Henry Crabb Robinson Ende April 1804

Als Madame de Staël von Berlin zurückkam und A. W. Schlegel mitbrachte, speiste ich bei Goethe mit Schlegel, dem Bildhauer Tieck und Riemer. Sonst war niemand außer Frau Goethe da. Ich war betroffen durch den Gegensatz zwischen Schlegel und Goethe. Nichts ging über die Ruhe Goethes, während auf Schlegels Seite ein Haschen nach Witz und Geist bemerkbar war. Doch entsinne ich mich nur, daß Böttiger seine Zielscheibe war, den er mit Bardolph verglich. Von Goethe blieben mir nur ein oder zwei Worte von tieferem Sinn im Gedächtnis. Er sagte zu Schlegel: „Mich freut zu hören, daß Ihr Bruder die ‚Sakontala' übersetzen will. Es

wird mir ein Genuß sein, dies Gedicht zu sehen wie es ist, statt in der Darbietung des moralischen Engländers (Wilson)." Es lag ein sarkastischer Nachdruck auf dem Wort ‚moralischen'. Er setzte dann hinzu: „Eigentlich aber hasse ich alles Orientalische." Damit meinte er wahrscheinlich, daß er unendlich den griechischen Geist dem orientalischen vorziehe. Er fuhr fort: „Ich bin froh, daß es etwas gibt, das ich hasse; denn sonst läuft man Gefahr, in die dumme Gewohnheit zu fallen, daß man buchstäblich alle Dinge an ihrem Platz gut findet, und das ist verderblich für jedes wahre Gefühl."

52. Mit Heinrich Voß 6. Mai 1804

Könnte ich dir doch den einen Nachmittag schildern, wo ich bis in den Abend hinein fünf volle Stunden bei ihm allein war. Er war vom Hofe gekommen, alle seine Hausgenossen waren spazieren gefahren, da schickte er zu mir mit den Worten: ich solle ihm Gesellschaft leisten. Als ich zu ihm ins Zimmer trat, fand ich ihn, schon wieder in seinem blauen, heimischen Überrock, seine Medaillen und Münzen durchmusternd; er gab mir freundlich die Hand und sah mir noch freundlicher ins Gesicht. Er sah so recht behaglich und gemütlich aus und war es auch in der Tat. „Sie sollen meine Münzen sehn," sagte er. Dies hatte er mir schon lange versprochen. Er besitzt eine herrliche Sammlung, die er als Künstler und kritischer Kenner zu ehren weiß. Diese zeigte er mir stückweise mit vollständigen Erläuterungen, die ihn aber oft auf die lieblichsten Allotria führten. Das Gepräge der Peterskirche endlich brachte ihn ganz von den Münzen ab, wir standen nun auf und gingen auf und ab im Zimmer. Es ist unbeschreiblich, wie diese großen Gegenstände auf seine große Seele wirkten, und was während der Stunde, wo er darüber sprach, in seinem Innern

vorging und durch Worte, Mienen, Bewegungen und noch sonst so viel Bedeutsames sich kund tat. Er erzählte, wie der erste Ursprung der Idee zu solch einem Gebäude in dem Augenblicke entsprossen sei, als man es gewagt habe, die Basilika Neronis einzureißen. Nun aber wagte keiner ans Werk zu gehen, bis Michael Angelo kam und den Bau unternahm. Dann erzählte er, wie nach diesem wohl fünfzig Baumeister den Bau fortgesetzt hätten, und kam dahin, worauf er's von Anfang an anlegte: daß die Einheit der Idee durch diesen sukzessiven Wechsel der Künstler gänzlich zerstört sei; daß der ein Tor sei, der aus dem jetzigen Gebäude eine homogene und einfache Idee herauskonstruieren wolle; daß man nur auf dem praktischen Wege der Erklärung hier Befriedigung erhalten dürfe. Mit wahrer Begeisterung rief er einmal aus: „Was sind wir doch gegen jene Künstler dieses kraftvollen Jahrhunderts, wahre Schufte, wahre Taugenichtse!" Ich bin in meinem Leben nicht in einer so schönen Stimmung gewesen als dazumal. Mir wurde recht wohl und weh ums Herz; ich habe meinen Blick nicht von ihm gewandt; es war mir, als müßte ich mich immer recht fest an ihn schmiegen. Wenn das fromm sein heißt, Gott in seinem Meisterwerke zu lieben und zu ehren, so bin ich in der Stunde recht fromm gewesen. Bode sagte mir neulich etwas sehr Wahres: ‚Es ist nicht möglich, in Goethes Gegenwart zu sein, ohne ihn anzusehn.' Und nun denke dir Goethes edle Gestalt, noch veredelter durch den Ausdruck eines Gedankens, der nicht bloß uns, sondern ihm selbst erhaben dünkt — wahrlich, dann ist er ein Gott unter den Sterblichen.

53. Mit Heinrich Voß 8.—12. Februar 1805

Du wirst nichts von meiner Bangigkeit um Goethe geahnt haben und von seinen großen Leiden. „Ich selbst," sagte er

neulich, „wußte besser, wie es mit mir stand, als es nur ein Arzt vermuten konnte.“ Stark kam aus Jena — es war am Freitag [8. Februar] Abend —, der erklärte, wenn Goethe bis Sonntag früh lebte, so sei Hoffnung da. Ich wagte den folgenden Morgen nicht, vorzufragen; ich tat es nach vieler Überwindung. Aber wie wurde ich angenehm überrascht. Schon in dieser Nacht hatte die Krankheit umgeschlagen, die Krämpfe hatten nachgelassen, das Fieber war sanfter gewesen, und der Geliebte hatte über die Hälfte der Nacht ruhig geschlafen. Um elf Uhr [Sonnabend, 9. Februar] forderte er mich zu sich, weil er mich in drei Tagen nicht gesehn hatte. Ich war sehr bewegt, als ich zu ihm trat und konnte aller Gewalt ungeachtet, die ich mir antat, die Tränen nicht zurückhalten. Da sah er mir gar freundlich und herzlich ins Gesicht, und reichte mir die Hand und sagte die Worte, die mir durch Mark und Gebein gingen: „Gutes Kind, ich bleibe bei Euch, Ihr müßt nicht mehr weinen.“ — Da ergriff ich seine Hand und küßte sie, wie instinktmäßig zu wiederholten Malen, aber ich konnte keinen Laut sagen.

Von dem Tage an ist Goethe zusehends besser geworden. Die Nacht vom Sonnabend bis zum Sonntag [9. bis 10. Februar] wachte ich bei ihm, und da hab ich recht die Fortschritte beobachten können, die er machte, habe ihn so eigentlich genesen sehen. Als er um zwölf Uhr zum erstenmal aufwachte, fragte er mit ängstlicher Stimme: „Hab' ich auch wieder im Schlaf gesprochen?“ Wohl mir, daß ich mit gutem Gewissen der Wahrheit gemäß verneinen konnte, was ich jedenfalls gelogen hätte. „Gut,“ sagte er nach einer Pause, „das ist wieder ein Schritt zur Besserung.“ — Wenn ich ihm dann recht schmeichelte, so nahm er jedesmal ganz geduldig seine Medizin, aber mit innerer Überwindung. Nun sollte ich ihm aber auch den Leib mit scharfem Spiritus einreiben, und, wie

der Arzt befohlen hatte, zweimal des Nachts. Dazu konnte ich ihn nur mit Mühe bringen. Wie ich aber gar nicht ablassen wollte und immer mehr schmeichelte, sagte er endlich ganz ruhig: „Nun denn im Namen Gottes.“ — Dann wachte er einmal von einem Traum auf, wo er einem Turniere beigewohnt hatte; diesen Traum erzählte er mir mit großer Freude, und in diesem Augenblicke war er an energischem Ausdruck, an Lebendigkeit ganz Goethe, trotz seiner Krankheit. Über alles rührte mich seine wirklich väterliche und zärtliche Fürsorge für mich (ob ich mir nun nicht den Kaffee machen wollte, nun nicht ein Glas Wein trinken wollte usw., wobei er mich denn immer sein gutes Voßchen nannte). Wenn er dann wieder einschlief und sein Gesicht matt beleuchtet wurde, schien er mir immer so leidend auszusehen, wie einer, der eben anfängt, sich aus einem unermeßlichen Jammer herauszuarbeiten und noch die Spuren davon in seinen Mienen trägt. Da fielen mir denn die Erzählungen von den fröhlichen Taten seiner kraftvollen Jugend ein, die ich so manches Mal angehört hatte, und ich konnte nicht umhin, beide Zustände mit ihren schärfsten Kontrasten zusammen zu halten.

Zwei Tage nach jener Nacht [Dienstag, 12. Februar] stand er zum erstenmal wieder auf und aß ein gesottenes Ei. Bald fing er auch wieder an, sich vorlesen zu lassen. Nur hielt hier die Befriedigung schwer. Goethe verlangte launige Sachen, und du weißt, daß die keiner heutzutage schreibt. Ich brachte ihm ‚Luthers Tischreden‘ und las ihm daraus vor. Das ließ er sich gefallen eine Stunde lang. Aber da fing er auch zu wettern und zu fluchen an über die verfluchte Teufelsimagination unseres Reformators, der die ganze sichtbare Welt mit dem Teufel bevölkerte und zum Teufel personifizierte. Bei der Gelegenheit hielt er ein schönes Gespräch über die Vorzüge und Nachteile der Reformation und über die Vorzüge der

katholischen und protestantischen Religion. Ich gab ihm vollkommen recht, wenn er die protestantische Religion beschuldigte, sie hätte dem einzelnen Individuum zu viel zu tragen gegeben. Ehemals konnte eine Gewissenslast durch andre vom Gewissen genommen werden, jetzt muß sie ein belastetes Gewissen selbst tragen und verliert darüber die Kraft, mit sich selber wieder in Harmonie zu kommen. „Die Ohrenbeichte," sagte er, „hätte dem Menschen nie sollen genommen werden."— Da sprach der Mann ein herrliches, wahres Wort aus, wie mir in dem Augenblick recht anschaulich wurde. Ich selbst bin in dem Fall gewesen. Als im vorigen Sommer sich alles vereinigte, mich von Weimar weg nach Würzburg ziehen zu wollen, da fand ich nirgends Trost, solang ich auf meinem Zimmer war. Jedesmal aber, wenn ich zu Goethe kam und ihm mein ganzes Herz (selbst alle Schwächen meiner Innerlichkeit) wie einem Beichtvater ausschüttete, so ging ich wie mit neuem Mut gekräftigt in meine Einsamkeit zurück, und ich werde ihm diese Wohltat an mir mein leblang danken. Ich kann wohl sagen, daß mich Goethe in den Tagen wie neu geschaffen hat. Er hat manche Schwäche von mir bei der Gelegenheit erfahren, weil ich ihm auch gar nichts verhehlen wollte. Meine Offenheit hat mich hinterdrein auch nicht eine Minute lang gereut. Ich kann im eigentlichsten Sinne sagen, daß mir Goethe alle meine Sünden vergeben hat, oder ich mir selber, dadurch daß ich sie ihm mitgeteilt habe, und ohne dies letztere hätte ich mich selber verzehrt. Ja, wären solche Beichtväter nur viele in der Welt, da wären der gekränkten Herzen weniger. —

Den Tag darauf, nachdem Goethe den Luther genossen hatte, ließ er ihn zur Tür heraus transportieren. Nun liest Goethe die Cervantischen Novellen, die ihm Freude machen.

54. Mit Riemer März oder April 1805

Ein andermal sagte Goethe: Er hätte den Einfall gehabt, auf die Mineralogen, zu der Zeit, wo sie in allen Gegenden mit Hämmern herumgingen und an die Steine schlugen, ein Bild zeichnen zu lassen, wo ihrer zwei von entgegengesetzten Seiten an einen Felsen kämen und daran schlügen. Der Felsen spränge, und nun erblickten sich die Herren staunend und grimassierend. — Er erzählte dies mit seinem gewöhnlichen humoristischen Tone und der kleinen Andeutung von Gest, die er in solchen Fällen sich erlaubte.

55. Mit Heinrich Voß Anfang Mai 1805

In der letzten Krankheit Schillers war Goethe ungemein niedergeschlagen. Ich habe ihn einmal in seinem Garten weinend gefunden; aber es waren nur einzelne Tränen, die ihm in den Augen blinkten. Sein Geist weinte, nicht seine Augen; und in seinen Blicken las ich, daß er etwas Großes, Überirdisches, Unendliches fühlte. Ich erzählte ihm vieles von Schiller, das er mit unnennbarer Fassung anhörte. „Das Schicksal ist unerbittlich, und der Mensch wenig!" Das war alles, was er sagte; und wenige Augenblicke nachher sprach er von heitern Dingen.

Aber als Schiller gestorben war, war eine große Besorgnis, wie man es Goethe beibringen wollte. Niemand hatte den Mut, es ihm zu melden. Meyer war bei Goethe, als draußen die Nachricht eintraf, Schiller sei tot. Meyer wurde hinausgerufen, hatte nicht den Mut, zu Goethe zurückzukehren, sondern ging weg, ohne Abschied zu nehmen. Die Einsamkeit, in der sich Goethe befindet, die Verwirrung, die er überall wahrnimmt, das Bestreben, ihm auszuweichen, das ihm nicht entgehen kann, — alles dies läßt ihn wenig Tröstliches er-

warten. „Ich merke es," sagt er endlich, „Schiller muß sehr krank sein," und ist die übrige Zeit des Abends in sich gekehrt. Die gute Vulpius hat doch soviel Fassung, daß sie Goethe nichts entdeckt, sondern nur von einer langen Ohnmacht erzählt, aus der er sich jedoch erholt habe. Goethe läßt sich täuschen, aber er ahnt was Schlimmes. Als er zu Bette gegangen ist, stellt sich die Vulpius, die die ganze Nacht kein Auge zugetan hat, schlafend, um Goethe sicher zu machen, daß kein besorgliches Unglück vorgefallen sei, und Goethe, der die Vulpius ruhig atmen hört, schläft auch am Ende ein. Am Morgen [Freitag, **10.** Mai] sagt er zur Vulpius: „Nicht war, Schiller war gestern s e h r krank?" Der Nachdruck, den er auf das ‚sehr' legt, wirkt so heftig auf jene, daß sie sich nicht länger halten kann. Statt ihm zu antworten, fängt sie laut an zu schluchzen. „Er ist tot?" fragt Goethe mit Festigkeit. ‚Sie haben es selbst ausgesprochen!' antwortet sie. „Er ist tot," wiederholt Goethe noch einmal, wendet sich seitwärts, bedeckt sich die Augen mit den Händen und weint, ohne eine Silbe zu sagen. —

56. Mit Heinrich Voß 18. Mai 1805

Goethe ist fast noch herzlicher gegen mich und Riemer geworden als ehemals. Wir sind auch nun, einer von uns beiden, beständig um ihn. In den ersten acht Tagen haben wir von Schiller gar nicht geredet. Doch am [Sonnabend] **18.** Mai ging ich mit Goethe im Park spazieren, da war er in einem bewegten Zustande, wie ich ihn nimmer gesehn habe. Er hatte einen kleinen Rückfall von seinem Übel gehabt und ging zum erstenmal im Park spazieren, wo ich ihm begegnete. An dem Tage hatte er durch Riemer erfahren, daß mein Vater nach Heidelberg gehn würde. Seine Krankheitsschwäche,

Schillers Tod und der Verlust meines Vaters, — alles lag schwer auf seinem Gemüt. Da redete er im Gefühl der tiefsten Leidenschaft; er sprach Worte, die mir durch Mark und Bein gingen. „Schillers Verlust," sagte er unter andern, und dies mit einer Donnerstimme, „mußte ich ertragen, denn das Schicksal hat ihn mir gebracht; aber die Versetzung nach Heidelberg, das fällt dem Schicksal nicht zur Last, das haben Menschen vollbracht." Ich vermochte ihm nicht zu antworten; aber nie habe ich einen größeren Jammer gefühlt als in diesem Augenblick. Ich mußte weinen vor Wehmut, und Goethe weinte auch. Wir gingen wohl fünf Minuten stumm nebeneinander. Endlich ergriff er meine Hand mit einer leidenschaftlichen Heftigkeit und drückte und schüttelte sie, wie er es nie getan. — Wir sind darauf stillschweigend nach Hause gegangen.

57. Mit Riemer August 1805 (?)

„Die Natur hat offenbar gewollt, daß wir nicht eben unsre körperlichen Kräfte in dem Grade des natürlichen Zustandes erhalten sollten, daß wir schwächer werden sollten, ohne doch darum einzubüßen; denn sie hat uns in der menschlichen Gesellschaft, im Zusammenleben und in der Gewalt des Verstandes eine Stärke zubereitet, die alle Stärke der wildesten Tiere übertrifft. Und gewisse Operationen des Geistes gelingen nicht anders als bei einer zarteren Organisation."

58. Mit Karl Ernst von Hagen Mitte August 1805

Herr v. H. wagte sogar mit Goethe zu disputieren. Er behauptete als Kantianer, daß eine Person, welche die Erfüllung des kategorischen Imperativs in sich darstelle, zugleich

als sittlich vollendetster Charakter, der höchste Gegenstand schöner Darstellung sei, weil die wahre Größe stets zugleich eine sittliche sein müsse. Dem widersprach Goethe. „Die vollendete sittliche Größe," sagte er, „ist in keinem Individuo der Menschheit vorhanden, wird also nur gedacht und nirgend angeschaut. Eben deshalb liegt ihre Schilderung über das Interesse hinaus, in welchem sich die Schönheit kundgibt und welches nie die Sinnlichkeit unberührt läßt. Eine solche Darstellung, wie Sie sich denken, enthält lauter Licht ohne Schatten und läßt kalt. Es gibt eine dämonische, ja diabolische Größe. Es ist unrecht, sich immer die Größe als etwas an sich Existierendes zu denken und nicht vielmehr als Begreifung des Eindrucks, der auf uns gemacht wird, der aber bei derselben Person oder Sache nicht immer notwendig immer wieder, sondern nur unter bestimmten Umständen und gegebenen Bedingungen derselbe ist, weshalb sie sogar in schillernden, schnell wechselnden, ineinanderfließenden Farben und Tönen sich darstellen können. Der Kantische Imperativ setzt die Menschen autonomisch und autokratisch voraus, in welchen die Leidenschaften kaum entstehen, viel weniger siegen können. Nun aber sehen wir die Menschen oft in der Gewalt unsichtbarer Mächte, denen sie nicht widerstehen können, die ihnen ihre Richtung geben: und oft scheinen ihre Neigungen und Handlungen in einem über alles Gesetz hinausliegenden Gebiete willkürlich zu walten. Alles, auch das sittlich Abnormste, bietet eine Seite dar, von wo es als groß erscheinen kann."

59. Aus den naturwissenschaftlichen Vorträgen für Damen

Winter 1805/6

Unter den uns vorliegenden Aufzeichnungen Sophiens [v. Schardt] befindet sich außer den auf die Farbe bezüglichen

eine besonders ausführliche über den Magnet, sein Wesen, seine Beziehungen 1) auf sich, 2) zum Erdmagneten und die Minerale, welche magnetische Kraft besitzen. Wir heben daraus die Bemerkung aus: ‚Verschiedene Arten der Darstellung eines Begriffs; viererlei Sprachen gibt es dafür. Die erste möchte man die goldene nennen, wodurch das Phänomen, die Begebenheit, selbst erscheint. Die zweite nenne ich die poetische, wobei eine Nebenidee, die dem Hauptbegriff eine größere Klarheit mitteilt, hervorgerufen wird; so sind die Erläuterungen durch Beispiele: ein guter Regent ist gleich einem schattenden Baume, unter dem die Vögel des Himmels nisten. Die mnemonische, wo man an gewisse Dinge willkürlich Erinnerungen knüpft, um sich dieselben dabei zu vergegenwärtigen. Die mathematische.‘

Auf einem besondern Blättchen hatte sie sich aufgezeichnet: ‚Was ist träger als die Starrheit des Steines? Und siehe! die Natur verleiht ihm Sinne und Hände. Was ist streitbarer als die Härte des Eisens? Aber es gibt nach und unterwirft sich der Sitte; denn es wird vom Magnetstein gezogen. Und so rennt ein allbeherrschendes Wesen — wer weiß wie? — einem leeren nach, und indem es nahe kommt, tritt es heran und wird festgehalten in umklammernder Umarmung.‘

Aus einem andern Vortrage hatte sie folgendes aufgezeichnet: ‚Zweierlei Vorstellungsarten: dynamisch, atomisch.

1) Das Wirkende, sich Äußernde, Handelnde, Bewegende, Schaffende.

2) Das Erleidende, Duldende, Angeregte, Bewegte, Gegensatz des einen zum andern.

1) Ein Unsichtbares, ein Daseiendes ohne vehiculum, eine Kraftäußerung ohne ein Wie, das uns bekannt sein könnte.

2) Atome, wirkliche, sichtbare, zu ergreifende.

1) Die physische, die sich auf das Ganze bezieht.

2) Die chemische, die sich mit dem Besondern, dem Realen beschäftigt.

Aus verschiedenen Vorstellungsarten entsteht ein neues Resultat: jeder hat die seine; jeder neigt mehr zu der einen oder zu der andern herüber. Lukrez, Epikur, bekannten sich zu der Vorstellungsart, die wir die atomistische oder chemische nennen möchten; in den realen Stoffen der Materie suchten sie Entstehung und Ordnung durch Hilfe des Zufalls. Andere suchten es in einer unbekannten, unsichtbaren, höhern Gewalt, in anregenden Kräften.

Stets setzt das Wirkende ein Erleidendes, das Bewegte wieder ein Erregendes voraus. Nichts ist, nichts ist geworden, alles ist stets im Werden, in dem ewigen Strom der Veränderung ist kein Stillstand. Der Mensch ist mit jeder Minute ein anderer, doch sich selbst sonderbar gleich, beharrlich in der Veränderung; dies ist ein Vorzug des höhern Wesens. Die Pflanze z. B., deren organische Natur so viel Ähnlichkeit mit der unsrigen hat, wird ganz verändert und durchaus — ihre Identität geht verloren.

Das Gesetz der Schwere, ein Anziehen und Abstoßen, eine Ausdehnung und [ein] Insichzusammenziehen des elastischen Wesens. Die Erde zieht die Luft, diese zieht sich in sich. Diese gegenseitige Wogung erhält das Gleichgewicht. Ungeheure Gewalt der Luft, oder Streben, von ihr alles zu erfüllen, nichts Leeres zu dulden, daher der in eine verdünnte Luft tretende Körper von der in ihm selbst enthaltenen sich entlastet; im Verhältnis der Verdünnung der äußern strebt dann die in ihm haftende hinauswärts, um diesen leeren Raum zu erfüllen. Dieses Ursache der Atemlosigkeit, Nasenblutens auf hohen Bergen. Nach demselben Prinzip sehe ich Tropfen aus dem Erz dringen, das unter der Luftpumpe liegt.'

Auf einem weiteren Blatte lesen wir:

,Was ist das Sein? Es äußert sich durch Form und Bewegung oder Handlung. Warum soll das Sein anders als durch diese Darstellung aller Existenz definiert werden?

Geist ist so gut wie die Materie das sich gestaltende und handelnde Sein in seiner Äußerung. Alle Hauptformen des Erdbodens, die Berge, Steinmassen usw. streben vom Mittelpunkt der Erde nach den Polen zu, kleinere Massen durchkreuzen seitwärts diese Strömung, als ob sie nach kleineren verschiedenen Anziehungspunkten strebten.

Jede veränderte Substanz modifiziert die, mit der sie sich vermischt. Diese gegenseitige Wirkung bringt dann unendliche Abweichungen und Abwechslungen hervor. Beobachtungen hierüber im Steinreiche usw. Keine Substanz existiert auf Erden rein für sich und unvermischt. Alles Herabfallende von einer angemessenen Höhe (ductile) bildete sich in der Kegelform. Beispiele: wenn man Blei gießt, Wassertropfen usw.'

Abgesondert hat Sophie noch folgendes aufgezeichnet:

,Strömungen der Berge von Norden nach Süden, von Osten nach Westen. Die Erde ist unter dem Meere fortgehend nach denselben Regeln. Inseln sind Köpfe der Berge. In den Richtungen von Norden nach Süden befindet sich das Eisen, von Westen nach Osten die Silberadern. — Wir verbinden die erste Empfindung von etwas, z. B. die der Ehrfurcht, der Liebe usw. mit dem Gegenstande, der sie erweckte, darum sind die ersten Empfindungen so dauernd.'

60. Mit Riemer 16. Januar 1806

„Der Mensch, wenn er wider Willen von einer Maxime, Art zu sein oder zu handeln, lassen soll und zur entgegengesetzten, bisher von ihm gehaßten, übergehen, muß erst von

dieser einigen sichtlichen Vorteil, der den Schaden durch den Verlust jener überwiegt, erhalten haben, ehe er ihr ganz von Herzen beitritt und mit ihr eins wird."

61. Bei der Herzogin Amalie 16. Januar 1806

Goethes und Wielands . . . Kampfgespräch kam über Tischbeins Zeichnungen her, die er kürzlich an die Herzogin-Mutter geschickt. Unter dem Lobe, das ihnen Goethe erteilte, sprach er viel von Talent und Übung in der Kunst, welche durchaus zu ehren und zu preisen wäre, sollte es auch nur an dem Manne sein, welcher einst vor Alexander dem Großen die Hirsekörner durch ein Nadelöhr geworfen hätte. Es war artig, wie Wieland noch lange ruhig zuhörte und endlich gleich wieder bei den Hirsekörnern anfing, welche Kunst er so dumm und albern fand, daß er den Mann noch ganz besonders hätte strafen lassen, daß er so unendlich viel Zeit darauf verwendet hätte. Alle Künste der Technik, wodurch die Engländer sich auszeichneten, behauptete Goethe, wären durch diese Geduld und Anhaltsamkeit entstanden, und Alexander als Monarch hätte ganz unrecht gehabt, den Mann so verächtlich zu behandeln; er hätte vielmehr zu den Umstehenden sagen sollen: ‚Seht! dieser Mann hat es durch außerordentliche Geduld und Übung zu solch einer Fertigkeit gebracht; könnet ihr es nicht in etwas Gescheiterm auch so weit bringen?‘

62. Mit Riemer März 1806

„Lichtenbergs Wohlgefallen an Karikaturen rührt von seiner unglücklichen körperlichen Konstitution mit her, daß es ihn erfreut, etwas noch unter sich zu erblicken. — Wie er sich wohl in Rom gemacht haben würde beim Anblick und Ein-

wirkung der Kunst? Er war keine konstruktive Natur wie Äsop und Sokrates, nur auf Entdeckung des Mangelhaften gestellt."

63. Mit Riemer April 1806

„Es gibt Tugenden, die man, wie die Gesundheit, nicht eher schätzt, als bis man sie vermißt; von denen nicht eher die Rede ist, als wo sie fehlen; die man stillschweigend voraussetzt; die dem Inhaber nicht zugute kommen, weil sie in einem Leiden, in der Geduld bestehen. Sie scheinen, wo sie sind, nur aus einer Abwesenheit von Kraft und Tätigkeit zu bestehen, und sie sind die höchste Kraft, nur nach innen gewandt und zur Abwehr äußeren Unglimpfs, nur als Gegendruck gebraucht. Hammer zu sein scheint jedem rühmlicher und wünschenswerter als Amboß, und doch was gehört nicht dazu, diese unendlichen, immer wiederkehrenden Schläge auszuhalten."

64. Mit Adam Oehlenschläger Ende April 1806

Goethe — empfing mich väterlich; ich war oft zu Mittag bei ihm, und mußte ihm meinen ganzen ‚Aladdin' und ‚Hakon Jarl' aus dem Dänischen deutsch vorlesen. Da machte ich mich nun vieler Danismen schuldig; aber er verwarf sie nicht alle; er meinte, daß beide verwandte Sprachen, einer Wurzel entsprungen, einander geschwisterliche Geschenke machen dürften. „Hm! das ist hübsch," sagte er zuweilen, wenn ich einen gewagten fremden Ausdruck gebrauchte. ‚Sagt man das auf deutsch?' fragte ich. „Nein," entgegnete er, „man sagt es nicht, aber man könnte es sagen." — ‚Soll ich es wieder ausstreichen?' — „Nein, keineswegs." — Reichardt, der nach Weimar kam, wurde von Goethe ge-

fragt: „Kennen Sie etwas von Oehlenschlägers Gedichten?“ — ‚Nein!‘ entgegnete dieser; ‚aufrichtig gesprochen, es amüsiert mich nicht, die deutsche Sprache radebrechen zu hören.‘ — „Und mich,“ antwortete Goethe mit imposantem Feuer, „amüsiert es sehr, die deutsche Sprache in einem poetischen Geiste entstehen zu sehen.“

65. Mit Riemer 10. Mai 1806

Es ist lächerlich, wenn die Philister sich der größern Verständigkeit und Aufklärung ihres Zeitalters rühmen und die frühern barbarisch nennen. Der Verstand ist so alt, wie die Welt, auch das Kind hat Verstand: aber er wird nicht in jedem Zeitalter auf gleiche Weise und auf einerlei Gegenstände angewendet. Unser Zeitalter wendet seinen ganzen Verstand auf Moral und Selbstbetrachtung; daher er in der Kunst und wo er sonst noch tätig sein und mitwirken muß, fast gänzlich mangelt. Die Phantasie wirkte in frühern Jahrhunderten ausschließend und vor, und die übrigen Seelenkräfte dienten ihr; jetzt ist es umgekehrt, sie dient den andern und erlahmt in diesem Dienst.

Die frühern Jahrhunderte hatten ihre Ideen in Anschauungen der Phantasie; unseres bringt sie in Begriffe. Die großen Ansichten des Lebens waren damals in Gestalten, in Götter gebracht; heutzutage bringt man sie in Begriffe. Dort war die Produktionskraft größer, heute die Zerstörungskraft, oder die Scheidekunst.“

66. Mit Heinrich Luden 19. August 1806

Goethe empfing mich ungemein heiter und freundlich, lobte meine Pünktlichkeit und erinnerte sich mit Vergnügen an den gestrigen Abend. Alsdann ging er ans Fenster. „Es ist ein

schöner Tag," sagte er, „warm bei bedecktem Himmel. Ich denke, wir gehen in den Garten." Wir gingen und wandelten auf und ab, kreuz und quer, und ließen uns auch von Zeit zu Zeit etwas nieder. Er fragte mich zuvörderst über die Städte, in welchen ich mich in den letzten Jahren aufgehalten hatte, über Göttingen und über Berlin. Über Göttingen nicht viel; denn er kannte die Anstalten und Einrichtungen selbst genau; unter den gelehrten Männern schien ihn eigentlich nur Blumenbach zu interessieren, und mit Blumenbach war ich nur sehr wenig bekannt geworden. Mehr über Berlin. Er erkundigte sich nach Menschen und Dingen. Ich vermochte über das meiste Auskunft zu geben; denn ich war mit den bedeutendsten Männern, die damals in Berlin lebten, das Militär ausgenommen, entweder in Verkehr oder doch in Berührung gewesen. Goethe schien mit meiner Auffassung der Dinge und mit meinen Urteilen über die Menschen keineswegs unzufrieden zu sein.

Er hörte mich ruhig an, ließ zuweilen ein beifälliges „Hm! Hm!" vernehmen und sprach sich auch wohl zustimmend aus, bald erläuternd, bald bestätigend. Damals hatte ich die Gewohnheit, meine ausgesprochenen Ansichten, Meinungen oder Urteile mit einem tüchtigen Worte aus dem ‚Faust' zu bekräftigen; eine Gewohnheit, der ich nicht gänzlich entsagt habe bis diesen Tag. Ich muß aber bemerken, daß hier nur von dem alten ‚Faust' die Rede ist, von dem Fragmente, das sich noch nicht für eine Tragödie gab, wie er im 7. Bande von ‚Goethes Schriften', Leipzig bei Göschen 1790, zu finden ist. Als ich nun einige Male diesen ‚Faust' angeführt hatte, sagte Goethe, den bisherigen Gang des Gespräches abbrechend:

„Sie scheinen sehr belesen im ‚Faust'. Hat das wunderliche Gedicht auch Sie so stark angezogen?"

‚Ich glaube, Ew. Exzellenz, ich würde den ‚Faust' vom Anfange bis zum Ende her rezitieren können; nur die tolle Wirtschaft in der Hexenküche dürfte mich in einige Verwirrung bringen.'

„Wo und wie haben Sie die Bekanntschaft gemacht? Doch wohl in Berlin; denn in Göttingen bekümmert man sich wohl nicht viel um den tractatum de Fausto."

‚So arg, Ew. Exzellenz, ist die Philisterei denn doch in Göttingen nicht, und ich habe wirklich in Göttingen viel Interesse für den ‚Faust' gefunden. Ich selbst hatte ihn aber schon vor acht Jahren, als ich in Bremen auf der Schule war, gelesen, aber freilich damals nicht mit sehr großer Teilnahme.' — — —

[Luden schließt dann eine lange Auseinandersetzung über ‚Faust']:

‚Des Doktors Selbstpeinigung erregt mein Mitleid und macht mich besorgt für den Mann; seine weisen Lehren gewinnen meinen Beifall, sein Streben nach tieferer Erkenntnis meine Achtung, sein Gebet im Walde greift tief in meine Brust, und sein Gespräch mit Gretchen über Religion spricht lebendig zu meinem Herzen. Bei allen diesen Vorgängen nehme ich ihn, wie er eben erscheint, und suche weder den eitlen Hans in der Hexenküche, noch den groben Gesellen im Verkehre mit Mephistopheles, oder den arglistigen Verführer der Margarete mit ihm, in jenen Vorgängen, in Übereinstimmung zu bringen. Und auf dieselbe Weise fasse ich die übrigen Personen, wie sie sich eben geben, jedes ihrer Worte in dem einfachen Sinne nehmend, den sie in der Sprache haben.'

„Ja; so mögen denn die Orakelsprüche, Sentimentalitäten, Schelmereien, Spitzbübereien und Schweinereien auch ihr Interesse haben. Aber es ist ein kleinliches, ein zerhacktes Interesse. Ein höheres Interesse hat doch der ‚Faust', die Idee,

welche den Dichter beseelt hat, und welche das Einzelne des Gedichtes zum Ganzen verknüpft, für das Einzelne Gesetz ist und dem Einzelnen seine Bedeutung gibt."

Darüber könnte freilich der Dichter den besten Aufschluß geben.

„Mit diesem Aufschlußgeben wäre die ganze Herrlichkeit des Dichters dahin. Der Dichter soll doch nicht sein eigener Erklärer sein und seine Dichtung in alltägliche Prosa fein zerlegen; damit würde er aufhören Dichter zu sein. Der Dichter stellt seine Schöpfung in die Welt hinaus; es ist die Sache des Lesers, des Ästhetikers, des Kritikers, zu untersuchen, was er mit seiner Schöpfung gewollt hat." — — —

[Goethe, im weiteren Verlauf des Gesprächs]: „Alles, was Sie da vorbringen, kann nichts gelten. In der Poesie gibt es keine Widersprüche. Diese sind nur in der wirklichen Welt, nicht in der Welt der Poesie. Was der Dichter schafft, das muß genommen werden, wie er es geschaffen hat. So wie er seine Welt gemacht hat, so ist sie. Was der poetische Geist erzeugt, muß von einem poetischen Gemüt empfangen werden. Ein kaltes Analysieren zerstört die Poesie und bringt keine Wirklichkeit hervor. Es bleiben nur Scherben übrig, die zu nichts dienen und nur inkommodieren."

Goethe begann [wieder]:

„Ja, wir haben lange geplaudert. Und doch sind wir noch gar nicht auf das gekommen, worüber ich mich mit Ihnen zu unterhalten gedachte, auf Ihr eigenes Vorhaben, auf Ihr Tun und Treiben. Sie wollen also — Geschichte lehren? wollen ein — Historiker werden? oder vielmehr sind ein — Historiker?"

‚Meine Absicht ist allerdings, einen Versuch zu machen, Geschichte zu lehren: Ob es mir gelingen werde, Teilnahme zu finden oder zu erregen, ist eine andere Frage. Übrigens würde das eine unverzeihliche Anmaßung sein, wenn ich sagen

wollte, ich sei ein Historiker, dagegen leugne ich nicht, daß es mein heißester Wunsch ist, einst diesen hohen Namen zu verdienen. Und an Fleiß und Anstrengung soll es gewiß nicht fehlen; der Erfolg liegt in Gottes Hand.'

„Warum sollte das Lehren der Geschichte Ihnen nicht gelingen? Sie haben eine reine, wohlklingende Stimme und gute Manieren; Sie werden gut erzählen, und das Erzählen ist leicht. Und wer hört nicht gern guten Erzählungen zu? Das Kind liebt es, sich was erzählen zu lassen, und der Greis hat noch dieselbe Lust oder dieselbe Schwachheit, gleichviel. Und warum wollten Sie sich gegen den ‚hohen' Namen eines Historikers sperren? Ein jeder, der sich mit der Historia beschäftigt, ist ein Historicus."

‚Die Worte Ew. Exzellenz sind eben nicht sehr ermunternd für einen jungen Mann, der entschlossen ist, sein Leben der Geschichte zu widmen, der Forschung, dem Lehren, der Darstellung.'

„Warum nicht? Ich dächte, ich hätte einen heiteren Glanz auf diese heilige Dreieinigkeit geworfen."

‚Eine Erzählung, welcher jung und alt ein geneigtes Ohr leiht, die Erzählung einer Anekdote nämlich, mag leicht sein. .... Was aber das Studium der Geschichte betrifft, so ist dasselbe, weil das Feld unermeßlich ist, gewiß das schwierigste von allen Studien.'

„Zu dieser Meinung sind Sie wohl zunächst gekommen, weil Sie sich am meisten mit der Geschichte beschäftigt haben. Wäre Mephistopheles gegenwärtig, so würde er etwa folgenden Knittelreim pathetisch her deklamieren:

So war es schon in meinen Tagen:
Ein jeder schlägt gar hoch sich an,
Und, würdest du sie alle fragen,
Das Wichtigste hat Er getan.

Es lastet schwer die schwere Last,
Die selber du zu tragen hast,
Und ob ein andrer ächzt und keucht,
Für dich ist seine Bürde leicht.

Ganz unwahr mag der Spruch nicht sein; und vielleicht hält darum z. B. jeder Philosoph seine eigenen Gedanken für die richtigsten, ja sein eigenes System für das einzig wahre, weil er beides nur mit großer Mühe zutage gefördert hat, während er fremde Gedanken bequem vom Blatte ablieset. In Beziehung auf die Geschichte indes bin ich doch der Meinung des guten Wagner, daß schon die Mittel schwer zu erwerben sind, womit man zu den Quellen steigt, und weiß gar wohl, daß die Zahl dieser Quellen, zu welchen man steigen muß, nicht gering ist. Es ist doch auch viel vorgearbeitet, viel getan. Die meisten Quellen sind längst durchforscht; was sie an reiner Flut enthielten, ist ausgeschöpft, nur trübes Wasser zurückgeblieben."

‚Es wäre aber doch möglich, daß die Forscher das Wasser auch zuweilen getrübt hätten, und daß man, würde dasselbe abgeklärt, neue Entdeckungen machen würde. Auch dürfte noch manche Quelle nicht durchforscht und ausgebeutet sein.'

„Und wenn Sie nun auch alle Quellen zu klären und zu durchforschen vermöchten: was würden Sie finden? Nichts anderes als eine große Wahrheit, die längst entdeckt ist, und deren Bestätigung man nicht weit zu suchen braucht; die Wahrheit nämlich, daß es zu allen Zeiten und in allen Ländern miserabel gewesen ist. Die Menschen haben sich stets geängstigt und geplagt; sie haben sich untereinander gequält und gemartert; sie haben sich und anderen das bißchen Leben sauer gemacht, und die Schönheit der Welt und die Süßigkeit des Daseins, welche die schöne Welt ihnen darbietet, weder zu achten noch zu genießen vermocht. Nur wenigen ist es be-

quem und erfreulich geworden; die meisten haben wohl, wenn sie das Leben eine Zeitlang mitgemacht hatten, lieber hinausscheiden, als von neuem beginnen mögen. Was ihnen noch etwa einige Anhänglichkeit an das Leben gab oder gibt, das war und ist die Furcht vor dem Sterben. So ist es; so ist es gewesen; so wird es wohl auch bleiben. Das ist nun einmal das Los der Menschen. Was brauchen wir weiter Zeugnis?"

Ich sah Goethe an; er machte ein sehr ernstes Gesicht. Dennoch antwortete ich halb lachend:

‚Ich kann unmöglich glauben, daß dieses Ew. Exzellenz eigene Meinung sei. Mir kommt vor, Mephistopheles habe abermals gesprochen. (Goethe lächelte.) Wenn auch viele Menschen in alten und neuen Zeiten so gelebt haben mögen, so ist deswegen ein solches Leben noch nicht das Los der Menschen, und das Los der Menschen ist auch nicht das Schicksal der Menschheit.'

„Die Menschheit? Das ist ein Abstraktum. Es hat von jeher nur Menschen gegeben und wird nur Menschen geben."

‚Das Wort bezeichnet, denke ich, den Menschengeist, wie derselbe sich in dem gesamten Leben der Menschen entwickelt und offenbart. Das Abstraktum muß daher von dem Leben der Menschen abstrahiert werden. Im Leben der einzelnen Menschen kann das Wesen und der Geist nicht erkannt werden, weil es unübersehbar ist; es ist nur zu erkennen im Leben der Völker, in den gesellschaftlichen Verhältnissen der Menschen. Wer den Geist eines Volkes erkennt, wie derselbe sich in dem Leben des Volkes gezeigt hat, der hat das Wesen des Lebens aller Menschen erkannt, die zu diesem Volke gehörten. Und der Gesamtgeist aller Völker ist die Menschheit.'

„Es ist mit den Völkern wie mit den Menschen. Die Völker bestehen ja aus Menschen. Auch sie treten ins Leben

wie die Menschen, treibens, etwas länger, in gleich wunderlicher Weise, und sterben gleichfalls entweder eines gewaltsamen Todes, oder eines Todes vor Alter und Gebrechlichkeit. Die Gesamtnot und die Gesamtplage der Menschen ist eben die Not und die Plage der Völker."

‚Aber, wie Menschen späteren Menschen, so lassen Völker späteren Völkern etwas zurück, das nicht mit ihnen stirbt.'

„Sie lassen etwas zurück? Freilich. Mephistopheles würde vielleicht in seiner Weise sagen:

Was Völker sterbend hinterlassen,
Das ist ein bleicher Schattenschlag:
Du siehst ihn wohl, ihn zu erfassen,
Läufst du vergeblich Nacht und Tag.

Und vielleicht setzte er gutmütig warnend hinzu, der Schalk:

Wer immerdar nach Schatten greift,
Kann stets nur leere Luft erlangen;
Wer Schatten stets auf Schatten häuft,
Sieht endlich sich von düstrer Nacht umfangen."

‚Der Schatten, den ein Volk wirft, es mag blühen oder zugrunde gehen, fällt zurück, nicht vorwärts; er fällt auf die früheren Völker und nicht auf uns, die späteren Enkel, oder wir müßten uns freiwillig und einfältig zugleich hineinstellen. Was uns ein Volk hinterläßt, wenn es nicht überhaupt ohne Nachlaß verscheidet, ist der Geist seines Lebens. Wir müssen uns nur bemühen, die Erbschaft gehörig zu würdigen und zu benutzen und uns nicht mit dem Inventario begnügen. Wir müssen die Geschichte des Volkes studieren, und was sie zeigt, verwenden; denn die Geschichte eines Volkes ist das Leben des Volkes.'

„Die Geschichte eines Volkes, das Leben des Volkes? Das ist kühn! Wie wenig enthält auch die ausführlichste Geschichte, gegen das Leben eines Volkes gehalten? Und von dem Wenigen,

wie Weniges ist wahr? Und von dem Wahren, ist irgend etwas über allen Zweifel hinaus? Bleibt nicht vielmehr alles ungewiß, das Größte, wie das Geringste? Daher scheint doch das Wort von Faust festzustehen:

Die Zeiten der Vergangenheit
Sind uns ein Buch mit sieben Siegeln?"

‚Gewiß, Ew. Exzellenz! soweit hat der Dichter vollkommen recht; er würde aber unrecht gehabt haben, wenn er hinzugesetzt hätte, daß auch nur eins dieser sieben Siegel unlösbar wäre.'

„Lösbar sind sie vielleicht; es fehlt aber das Instrument, sie zu sprengen."

‚Ich möchte doch glauben, daß dieses Instrument nicht fehle. Wir vermögen sogar an jedes geschichtliche Werk, an jede Überlieferung einen dreifachen Hebel anzulegen: die Kenntnis der Zeit, die jener Zeit vorausgegangen ist, von welcher die Überlieferung berichtet; die Kenntnis der Zeit, die jener Zeit nachfolgte und gleichsam ein Produkt derselben gewesen; und endlich die Wahrheit, die jede Überlieferung teils durch ihr bloßes Dasein, teils durch ihre Eigentümlichkeiten der Ansicht, der Auffassung, der Darstellung, in sich trägt. Der Stützpunkt für jeden dieser Hebel ist die menschliche Natur, das Gewicht der eigene Geist des Forschers.'

„Ihre Ausdrücke erinnern mich daran, daß Sie vorhin sagten, Sie wären von Thibaut für die Mathematik gewonnen worden. Haben Sie sich mit dieser Wissenschaft viel beschäftigt?"

‚Einige Jahre hindurch nach Zeit und Umständen ziemlich viel. Ich habe sogar selbst ein mathematisches Buch geschrieben, das ich bald, wie einen verlorenen Sohn, in die Welt hineinlaufen zu lassen gedenke.'

„Um so mehr wundert mich, daß Sie diese erste aller Wissenschaften, in welcher alles Gewißheit und Wahrheit ist, verlassen haben, um sich auf der Bahn der Geschichte zu versuchen, die bei jedem Schritte schwankt, und in einer Arbeit zu verharren, in welcher Sie, selbst mit drei Hebeln, nichts zutage fördern werden, das Ihnen nicht streitig gemacht werden könnte. Gewiß hat Johannes Müller Sie zu dieser Veränderung bestimmt."

‚Johannes Müller hat allerdings einen großen Einfluß auf mich gehabt. Er hat mich schneller zum Entschlusse gebracht. Aber auch ohne ihn würde ich mich für die Geschichte entschieden haben. Ich habe schon die Ehre gehabt, Ew. Exzellenz zu sagen, daß die Geschichte meine erste Liebe gewesen sei, und die erste Liebe hält fest. Auch haben meine Verhältnisse mir nicht verstattet, mich z. B. durch die Beobachtung der Wunderwerke des Himmels zu ergötzen oder zu erbauen, oder nur auf der Erde mich einer bedeutenden Anwendung meiner theoretischen Kenntnisse zu erfreuen, und bei dem beständigen Verkehren mit Zahlen, Buchstaben und Figuren ist mir, ich muß es gestehen, begegnet, was Mephistopheles dem Schüler bei seiner Gottähnlichkeit weissagt: es ist mir bei aller Wahrheit und Gewißheit recht herzlich bange geworden.‘

„Gibt denn Ihnen die Geschichte, bei aller Ungewißheit, mehr Befriedigung als die Wahrheit der Mathematik?"

‚Freilich! Die Geschichte ist gleich befriedigend für den Geist und das Herz, für den Verstand und das Gemüt, und zugleich regt sie die Phantasie allgewaltig auf und treibt, wie zum Denken, so zum Dichten. Auch wüßte ich nicht, warum eine geschichtliche Wahrheit weniger wahr sein sollte als eine mathematische.‘

„Gewiß! nur kommt es darauf an, die Wahrheit herauszubringen. Könnte man die geschichtliche Wahrheit demon-

strieren wie die mathematische, so wäre aller Unterschied verschwunden; solange man das nicht kann, solange wird wohl ein Unterschied bleiben, nicht zwischen dem, was wirklich wahr ist, sondern zwischen dem, was hier als wahr demonstriert, dort als wahr angenommen wird."

‚Was wirklich Geschichte ist, das ist auch wirklich wahr.'

„Aber nicht alles ist wirklich geschehen, was uns als Geschichte dargeboten wird, und was wirklich geschehen, das ist nicht so geschehen, wie es dargeboten wird, und was so geschehen ist, das ist nur ein geringes von dem, was überhaupt geschehen ist. — Sie wissen ohne Zweifel, warum Sir Walter Raleigh seine Geschichte nicht fortgesetzt, sondern das Manuskript ins Feuer geworfen hat?"

‚O, ja, Ew. Exzellenz! Er tat es, wie die Anekdote sagt' —

„Er sagt es selbst."

‚Das hab' ich nicht gewußt; denn ich muß bekennen, daß ich noch nichts von Sir Walter gelesen habe. Dieser also warf die Handschrift ins Feuer, weil er Augenzeuge eines Vorganges gewesen war, den andere Augenzeugen, abweichend von einander, auch ganz anders erzählten, als er denselben selbst wahrgenommen hatte.'

„Das ist uns anderen wohl auch schon ebenso gegangen, und es wird in früheren Tagen nicht anders gewesen sein."

‚Mich wundert nur, daß Sir Walter eine besondere Erfahrung nötig gehabt hat, um die Entdeckung zu machen, daß verschiedene Menschen jeden Gegenstand verschieden auffassen. Schon das alte Sprichwort: Duo quum faciunt idem, welches doch gewiß ebensowohl vom Anschauen und Erzählen, als vom Handeln gilt, hätte ihm ja die große Wahrheit lehren können, und das Lesen mehrer Geschichtschreiber, welche denselben Gegenstand darstellen, hätte dieselbe bestätigen mögen. Also,

meine ich, hätte er sein Werk niemals anfangen, oder hätte es auch fortsetzen sollen.'

„Sir Walter wußte gewiß längst, was wir alle wissen; er war aber in dem alten Schlendrian fortgegangen. Jetzt nun, als er den Vorfall vor seiner Wohnung mit eigenen Augen angesehen und alsdann die verschiedenen, abweichenden, unwahren Erzählungen vernahm; jetzt trat ihm plötzlich der Gedanke, daß es keine Wahrheit in der Geschichte gebe, in die Seele, und sogleich faßte er in seinem Unmut den Entschluß, nicht ferner mitzuwirken zur Erhaltung und Verbreitung des Truges, nicht ferner seinen Zeitgenossen von der Welt der Vergangenheit ein falsches, ein lügenhaftes Bild vorzuhalten."

‚Er muß aber doch, wie mir scheint, eine wunderliche Vorstellung von der Wahrheit der Geschichte gehabt haben; denn es versteht sich ja von selbst, daß der Historiker von den Begebenheiten und Ereignissen früherer Zeiten nichts anderes wissen kann, als was uns überliefert worden ist. Wenn er dieses redlich erforscht und ehrlich wiedergibt, so, denk' ich, ist er alles Truges frei.'

„Aber der Trug bleibt. Er ist nicht Urheber der Lüge, aber der Verbreiter; nicht der Dieb, aber der Hehler. Die Lüge fällt nur auf eure sogenannten Quellenschriftsteller zurück."

‚Wenn diese Schriftsteller ehrlich und redlich aufgezeichnet haben, was sie wahrnahmen oder was zu ihrer Kenntnis kam, so sind sie ebenso frei von Lug und Trug. Sie konnten nicht mehr geben, als sie hatten.'

„Die Lüge bleibt immer; sie ist nur abermals zurückgeworfen, und zurückgeworfen auf die Sache selbst, und wir bekommen stets ein unwahres, ein verzerrtes, ein schiefes und falsches Bild von der früheren Welt. Und besser wäre doch wohl, sich gar nicht um die Vergangenheit zu kümmern, als falsche, also unnütze und verwirrende Vorstellungen von der-

selben mit uns herumzutragen. Dadurch werden wir nur verführt, auch die Welt, in welcher wir leben, falsch aufzufassen und verkehrt in ihr und auf sie zu wirken."

‚Das wäre, wenn es so wäre, gewiß sehr schlimm.' —

— — — — — — — — — — — — —

[Die Tatsachen] .... sind die Knochen, das Gerippe des Körpers, in einem besonderen Falle der Begebenheit, überhaupt der Geschichte. Die verschiedenen Angaben über die übrigen Erscheinungen, unter welchen und in welchen jene feststehenden Tatsachen stattfanden, hat der Historiker zuerst kritisch auf ihren wahren Wert zurückzuführen; er hat sie unter einander und mit den Tatsachen zu vergleichen; er hat sie, nach seinen Kenntnissen von der Lage und der Natur der Länder, von der Stellung der Völker zu einander, von der früheren und späteren Geschichte, von dem inneren Zustande der Staaten, von den Charakteren und den Gesinnungen der handelnden Menschen zu prüfen, und alsdann wird die Ungewißheit verschwinden, und dasjenige wird sich als die Wahrheit herausstellen, was er als geeignet zu Nerven, Fasern, Muskeln, Mark und Haut für jenes Gerippe erkennt, um dasselbe mit schaffendem Geist und künstlerischer Hand als einen lebendigen Leib hinzustellen.

„Das wird freilich eine große Operation sein, aber was der Historiker nach solcher Plage für Wahrheit hält, ist immer nur für ihn, ist nur subjektive Wahrheit; unbestreitbare, objektive Wahrheit ist es nicht.'

‚Fichte beantwortete die Frage des Pilatus: was ist Wahrheit? — einmal mit folgenden Worten: Wahrheit ist, was notwendig so gedacht werden muß, wie es gedacht ist, was schlechthin nicht anders gedacht werden kann.'

„Nämlich von Fichte oder von mir. Also hat ein jeder seine eigene Wahrheit. Die mathematische Wahrheit aber ist für alle dieselbe."

‚Fichte erläuterte seinen Satz mit mathematischen Beispielen. Zwei zweimal gesetzt sei vier, weil es unmöglich sei, die Sache anders zu denken, sobald man nur wisse, was zwei und was vier. Er habe, sagte er, das Lachen nicht lassen können, als ihm zum ersten Male demonstriert worden sei, daß vier Einheiten, nicht mehr getrennt, sondern vereint gedacht, eben vier seien; denn das, habe er gemeint, verstehe sich ja von selbst und könne gar nicht anders gedacht werden. Und so würde alles, was nicht anders gedacht werden könne, notwendig allgemein als Wahrheit erkannt werden, sobald es nur allgemein verstanden würde.‘

„Da eben liegt es. Der Unterschied ist, daß die Mathematik jeden Menschen zwingen kann, anzuerkennen, daß alle rechte Winkel gleich sind, daß Sie hingegen in historischen Dingen mich niemals zwingen können, Ihrer Meinung zu sein.“

‚Nein, aber ich glaube doch, daß ich jeden von der Wahrheit zu überzeugen imstande sein würde, der nicht etwa entschlossen wäre, sich nicht überzeugen zu lassen. Und das scheint mir ein Vorzug. Der Mathematiker zwingt die Menschen, die Wahrheit seiner Sätze anzunehmen, er unterwirft die Geister einem gewissen Fatalismus, bei welchem keine Freiheit der Entschließung möglich ist. Der Historiker läßt die Geister frei; er wendet sich an den ganzen Menschen, an Verstand, Herz und Gemüt, und will nur die freie Überzeugung gewinnen.‘

„Man braucht wahrlich nicht den Widerspruch zu seinem Grundsatze gemacht zu haben, um den Gang der Dinge anders zu denken, als sie uns überliefert oder von irgend einem Historiker dargestellt worden sind oder dargestellt werden können. Und solange dieses der Fall ist, solange wird es verstattet sein, die Geschichte des Irrtums zu zeihen und ihre Überlieferungen als falsch anzusehen.“

.... „Der Dichter schafft seine Welt frei, nach seiner eigenen Idee, und darum kann er sie vollkommen und vollendet hinstellen, der Historiker ist gebunden; denn er muß seine Welt so aufbauen, daß die sämtlichen Bruchstücke hineinpassen, welche die Geschichte auf uns gebracht hat. Deswegen wird er niemals ein vollkommenes Werk liefern können, sondern immer wird die Mühe des Suchens, des Sammelns, des Flickens und Leimens sichtbar bleiben."

‚Um so größer ist die Aufgabe des Historikers, um so schwieriger seine Arbeit, um so mehr verdient ein gelungenes geschichtliches Werk Dank, Ehre und Preis, ein weniger gelungenes Nachsicht und Schonung. Auch darf nicht übersehen werden, daß der Dichter nur seine eigene Idee, so tief und groß, als die Kraft seines Geistes sie zu fassen vermag, darzustellen sucht, der Historiker aber die Idee Gottes, wie sie sich im Leben der Menschen offenbart hat.‘

„Am Ende steht Ihnen der Historiker über dem Dichter."

‚Ja nicht, Ew. Exzellenz! Ich kann mich überhaupt mit der Stufenleiter, auf welche man die Geister zu stellen pflegt, nicht recht vertragen, und möchte glauben, daß die Bahnen des Geistes nicht unter einander gebaut sind, sondern neben einander fortlaufen. Jedenfalls glaube ich, daß derjenige, der Tüchtiges in der Geschichte leistet, niemanden seine Stelle zu beneiden brauche.‘

„Wenn ich nun aber aus Ihren Bemerkungen über geschichtliche Forschung und Geschichtschreibung das Resultat ziehe, so scheint doch, mit Schillers Worten, der langen Rede kurzer Sinn zu sein, daß Faust recht habe:

Was man den Geist der Zeiten heißt,
Das ist im Grund der Herren eigner Geist,
In dem die Zeiten sich bespiegeln."

‚Mit diesem klassischen Spruche bin ich vollkommen einverstanden. Wenn uns aber die Herren Geist geben, und wäre es auch der eigene, und wenn sie uns in diesem Geiste das Spiegelbild der Zeiten zeigen, so können wir, denke ich, einigermaßen zufrieden sein‘ . . .

67. Mit Riemer 31. August 1806

„Das Beste in den Briefen des Bonifacius sind die Stellen aus der Bibel, weil es ewig nur Mosaik ist, was die Leute machen, aber in dem Sinne gut.

Wir haben ja auch unsere Koteriesprache, und von den Humanisten, welche römisch schreiben, kann man dasselbe sagen.“

„Die beiden ersten Akte der ‚Minna von Barnhelm‘ sind schön und gut, sie haben Handlung und Fortschritt; im dritten stockt's. Man weiß nicht, woran es sich akkrochiert. Da erscheint ein retardierender Auftritt zwischen dem Wachtmeister und Franziska. Man sieht, Lessing hat Lust an den Charakteren selbst gewonnen und spielt mit denen, malt sie zu einzelnen Szenen aus, die als solche recht schön sind. Sensation des Stückes bei seiner ersten Erscheinung. Im Tellheim die Ansicht seiner Zeit und Welt im Punkt der Ehre, in Minna Lessings Verstand.“

68. Mit Riemer November 1806

„Wenn Paulus sagt: ‚Gehorchet der Obrigkeit, denn sie ist Gottes Ordnung‘, so spricht dies eine ungeheure Kultur aus, die wohl auf keinem frühern Wege als dem christlichen erreicht werden konnte: eine Vorschrift, die, wenn sie alle Überwundenen jetzt beobachteten, diese von allem eigen-

mächtigen und unbilligen, zu ihrem eigenen Verderben ausschlagenden Verfahren abhalten würde."

69. Mit Riemer 7. November 1806

„Die Naturphilosophie konstruiert zuerst aus dem Lichte die Solidität und die Schwere. Den die Schwere konstituierenden Kern des Erdkörpers bilden die Metalle. Demnach müßte man sagen: die Metalle seien das solidierte Licht und Darsteller der Schwere; daher auch ihr übriger Bezug zum Lichte teils durch ihren Glanz, teils durch die Farbe, die sie in ihrem regulinischen, kristallischen und kalkhaften Zustande bereits haben und noch annehmen."

„Bücher werden jetzt nicht geschrieben, um gelesen zu werden, um sich daraus zu unterrichten und zu belehren, sondern um rezensiert zu werden, damit man wieder darüber reden und meinen kann, so ins Unendliche fort.

Seitdem man die Bücher rezensiert, liest sie kein Mensch außer dem Rezensenten, und der auch so so. Es hat aber jetzt auch selten jemand etwas Neues, Eigenes, Selbstgedachtes und Unterrichtendes, mit Liebe und Fleiß Ausgearbeitetes zu sagen und mitzuteilen, und so ist eins des andern wert."

70. Mit Riemer 18. November 1806

„Der Freiheitssinn und die Vaterlandsliebe, die man aus den Alten zu schöpfen meint, wird in den meisten Leuten zur Fratze. Was dort aus dem ganzen Zustand der Nation, ihrer Jugend, ihrer Lage zu andern, ihrer Kultur hervorging, wird bei uns eine ungeschickte Nachahmung. Unser Leben führt uns nicht zur Absonderung und Trennung von andern Völkern, vielmehr zu dem größten Verkehr; unsere bürgerliche

Existenz ist nicht die der Alten; wir leben auf der einen Seite viel freier, ungebundener und nicht so einseitig beschränkt als die Alten, auf der andern ohne solche Ansprüche des Staats an uns, daß wir eifersüchtig auf seine Belohnung zu sein Ursache und deswegen einen Patrizieradel zu soutenieren hätten. Der ganze Gang unserer Kultur, der christlichen Religion selbst führt uns zur Mitteilung, Gemeinmachung, Unterwürfigkeit und zu allen gesellschaftlichen Tugenden, wo man nachgibt, gefällig ist, selbst mit Aufopferung der Gefühle und Empfindungen, ja Rechte, die man im rohen Naturzustande haben kann. Sich den Obern zu widersetzen, einem Sieger störrig und widerspenstig zu begegnen, darum, weil uns Griechisch und Lateinisch im Leibe steckt, er aber von diesen Dingen wenig oder nichts versteht, ist kindisch und abgeschmackt. Das ist Professorstolz, wie es Handwerksstolz, Bauernstolz und dergleichen gibt, der seinen Inhaber ebenso lächerlich macht, als er ihm schadet."

71. Mit Riemer — 20. November 1806

„Der Streit, ob die männliche Schönheit in ihrer Vollkommenheit, oder die weibliche in ihrer Art höher stehe, kann nur aus der größern oder geringern Annäherung der männlichen oder der weiblichen Form an die Idee geschlichtet werden. Nun reicht die männliche aber mehr an die Idee, denn in ihr hört das Reale auf; des Mannes Bildung geht offenbar über die des Weibes hinaus und ist keineswegs die vorletzte Stufe usw."

72. Mit Riemer — November 1806

„Den Verstandesphilosophen begegnet's und muß es begegnen, daß sie undeutlich aus gar zu großer Liebe zur Deut-

lichkeit schreiben. Indem sie für jede Enunziation die Quelle oder ihr Acheminement nachweisen wollen, von dem Orte an, wo sie ins Räsonnement eingreift, bis zu ihrem Ursprunge, auf welchem Wege wieder anderes acheminiert und einläuft, geht es ihnen wie dem, der einen Fluß von seiner Mündung an aufwärts verfolgt, und so immer auf einfallende Bäche und Flüßchen stößt, die sich wieder verzweigen, so daß er am Ende ganz vom Wege abkommt und in Deverticulis logiert. Beispiele geben Kant, auch Hegel. Aristoteles ist noch mäßig mit seinen Denns und *γάρ*. Sie weben eigentlich nicht den Teppich, sondern sie dröseln ihn auf und ziehen Faden aus; die Idealphilosophen sitzen eigentlich am Stuhl, zetteln an und schießen ihr Schiffchen durch. Manchmal reißt wohl ein Faden, oder es entstehen Nester, aber im ganzen gibt's doch einen Teppich."

„Es wird bald Poesie ohne Poesie geben, eine wahre *ποίησις*, wo die Gegenstände *ἐν ποιήσει*, in der Mache sind, eine gemachte Poesie. Die Dichter heißen dann so, wie schon Moritz spaßte, a spissando, densando, vom Dichtmachen, weil sie alles zusammendrängen, und kommen mir dann vor wie eine Art Wurstmacher, die in den sechsfüßigen Darm des Hexameters oder Trimeters ihre Wort- und Silbenfülle stopfen."

„Die Weiber haben das Eigene, daß sie das Fertige zu ihren Absichten verarbeiten und verbrauchen. Das Wissen, die Erfahrung des Mannes nehmen sie als ein Fertiges und schmücken sich und anderes damit. Nicht die Raupe zu erziehen, das Cocon abzuhaspeln, die Seide zu spinnen, zu färben und zu appretieren, sondern sie zu Blumen zu versticken oder in schon gewebtem Stoffe sich damit zu putzen, ist im allegorischen Sinne dieses Bildes ihre Sache. Daher folgen sie dem Manne nicht in seiner Deduktion und Konstruktion, ob sie ihnen schon manchmal artig vorkommen kann, sondern sie

halten sich an das Resultat; und wenn sie ihm auch folgen, so können sie ihm doch darin nicht nachahmen und es in anderem Falle wieder so machen. Der Mann schafft und erwirbt, die Frau verwendet's: das ist auch im intellektuellen Sinne das Gesetz, unter dem beide Naturen stehen. Daher muß man einer Frau das Fertige geben; und aus eben dieser Ursache sind sie das wünschenswerteste Auditorium für einen Dogmatiker, der nur Geist genug hat, das, was er ihnen sagt, angenehm und sinnlich ergreifend zu sagen. Das Positive lieben sie in diesem Falle, solche Unduliſten sie auch in andern Rücksichten sein mögen."

73. Mit Riemer 23. November 1806

„Obgleich die Natur einen bestimmten Etat hat, von dem sie zweckmäßig ihre Ausgaben bestreitet, so geht die Einnahme doch nicht so genau in der Ausgabe auf, daß nicht etwas übrig bliebe, welches sie gleichsam zur Zierde verwendet. Die Natur, um zum Menschen zu gelangen, führt ein langes Präludium auf von Wesen und Gestalten, denen noch gar sehr viel zum Menschen fehlt. In jedem aber ist eine Tendenz zu einem andern, was über ihm ist, ersichtlich. Die Tiere tragen gleichsam das, was hernach die Menschenbildung gibt, recht zierlich und schön geordnet als Schmuck, zusammengepackt in den unverhältnismäßigen Organen, als da sind Hörner, lange Schweife, Mähnen usw., welches alles beim Menschen wegfällt, der schmucklos, durch sich selbst schön und in sich selbst schön, vollendet dasteht; der alles, was er hat, auch ist, wo Gebrauch, Nutzen, Notwendigkeit und Schönheit alles eins ist und zu einem stimmt. Da beim Menschen nichts Überflüssiges ist, so kann er auch nichts entbehren und verlieren, und was er verliert, kann er deswegen auch nicht

ersetzen (Haare und Nägel ausgenommen und die geringe Reproduktionskraft in Rücksicht auf Haut, Fleisch und Knochen), dagegen bei den Tieren, und je niedriger die Tiere stehen, die Reproduktionskraft ebenso wie die Zeugungskraft größer ist. Die Reproduktionskraft ist nur eine unabgelöste Zeugung, und umgekehrt."

74. Mit Riemer 11. Dezember 1806

„Die Nationen lassen sich auch mit Pflanzen, ihren Blüten und Früchten vergleichen. Die untern Stände sind die Kotyledonen und die daraus sich entwickelnden ersten Stengelblätter; die höhern Stände und die Kulturen derselben repräsentieren die ferneren Blätter, Blüten, Früchte.

Hier öffnete sich ein weites und artiges Feld für die Rungische allegorisch-symbolisch-mystische Pflanzenmetamorphose."

75. Mit Riemer 13. Dezember 1806

„Der Krieg ist in Wahrheit eine Krankheit, wo die Säfte, die zur Gesundheit und Erhaltung dienen, nur verwendet werden, um ein Fremdes, der Natur Ungemäßes zu nähren."

76. Mit Riemer Ende (?) 1806

„Der Charakter, d. h. die Mischung der ersten menschlichen Grundtriebe, der Selbsterhaltung, der Selbstschätzung usw. ist das, wovon auch die Ausbildung der übrigen Seelenkräfte ausgeht und worauf sie ruht.

Die Franzosen haben diesen Verstand, weil sie diesen Charakter haben; es ist nur dieser Verstand und kein andrer.

Aus ihrem Charakter geht es hervor, daß sie die Welt bezwingen, nicht aus ihrem Verstande; denn ihr Verstand hat

schon die Farbe ihres Charakters und redet bloß ihren ursprünglichen Tendenzen und Neigungen das Wort. Das Eigennützige, das Habsüchtige, das alles sich Aneignende, Fremdes Ausschließende, dieses bestimmt sie mehr, als was nicht so ist. Wenn nun eine ganze Nation so ist, muß sie ja die Welt gewinnen."

77. Bei Johanna Schopenhauer Winter 1806/7

Sein [Goethes] Zweifeln und Annehmen ging oft bis in das Sonderbare. So sagte er einmal zu mir (Stephan Schütze): „Ich weiß doch nicht, ob nicht die Franzosen (mit ihren klassischen Trauerspielen) auf dem rechten Wege waren." Er sprach vielleicht in seinem eignen Interesse, da er selbst durch seine ruhig-epische Natur die Richtung bekommen hatte, daß er die handelnden Personen in seinen Dramen ohne viel Geräusch ihr Inneres, was allerdings immer die Hauptsache bleibt, in ausführlichen Reden gegen und nebeneinander sich aussprechen ließ. Daß er auf diese Weise keine theatralische Wirkung hervorbringen konnte, fühlte er nachher gar wohl und sagte: „Ich habe gegen das Theater geschrieben." So erwähnte er gelegentlich auch als eines Vorteils der besondern Kraft, die bei Shakespeare in Sprüngen und plötzlichen Übergängen läge. — Ein andermal äußerte er gegen mich: „Es kam doch wohl auf Richelieu an, der französischen Kunst und Literatur eine andre Wendung zu geben." Ich entgegnete: ‚Sollte so etwas wohl von einem einzelnen Menschen abhängen?' Da sah er mich mit großen Augen an und sagte nach einer Pause: „Legen Sie mir Münzen aus allen Zeiten vor, ich will sagen, aus welchem Jahrhunderte sie sind." Mir war, als ob sein Geist plötzlich in einer fruchtbaren Glorie hervorträte, da ich ihn so sein ganzes Selbstgefühl, ohne Hehl die Kraft seines

Genies aussprechen hörte. — Über Shakespeare, bei dem manche alles als klug berechnete Kunst bewundern, war seine Meinung, daß er mit genialem Naturinstinkt gearbeitet, sich gleichsam einen Rahmen gezogen und da mit dreister Hand seine Figuren hineingezeichnet habe. In Calderon sah er schon mehr einen künstlichen Dichter. Über Werke der bildenden Kunst äußerte er sich indes viel häufiger, als über Werke der Poesie; mit dieser war er vermählt, jene blieb immerfort seine Geliebte.

78. Mit Johanna Schopenhauer Winter 1806/7

Gestern war mein Zirkel kleiner, aber um so interessanter, obgleich niemand etwas zum Vorlesen mitgebracht hatte. Ich schnitt wieder Blumen aus, und Goethe war beschäftigt, sie zu einem Ofenschirme zu ordnen, den er selbst aufkleben will. Dabei erzählte er Anekdoten aller Art. Die Bardua malt jetzt Goethe; ich glaube fast, er würde mir auch sitzen, wenn ich ihn darum bäte. Den Mut dazu hätte ich wohl, aber wenn's zur Ausführung käme und er mich dann so ernsthaft mit seinen durchdringenden Augen ansähe, dann wäre ich in Gefahr, davonlaufen zu müssen. Also lasse ich es lieber; die Bardua wird mir aber das Bild, welches sehr ähnlich werden soll, kopieren. — Letzt sprach man bei mir vom Latein, wie notwendig es wäre und wie wenig es jetzt gelernt würde. Ich sagte, du hättest es in deiner Kindheit durchaus nicht lernen können, obgleich du lebende Sprachen sehr leicht vollkommen begriffest. Goethe sagte: es wundere ihn nicht; es wäre ungeheuer schwer, da helfe keine Methode, die ganze Kindheit müsse darauf zugebracht werden. „Wenn zehn Louisdor auf einem Tische liegen, kann man sie leicht einstreichen, aber wenn sie tief in einem alten Brunnen liegen und Steine, Schutt und Gebüsch obendrauf, dann ist's ein ander Ding;

ein Kind kriecht dann wohl mühsam hinein, aber ein Erwachsener muß es bleiben lassen." Ich sagte, du hättest Lust, es noch zu lernen, ich wolle dir aber abraten. Dies solle ich auch nicht tun, sagte er; es bliebe doch immer etwas hängen, und wenn du es noch tun wolltest, so wäre es sehr gut und nützlich, obgleich du es zur Vollkommenheit nicht bringen würdest.

79. Mit Heinrich Luden Winter 1806/7 (nach der Schlacht bei Jena)

„Ich habe gar nicht zu klagen: Etwa wie ein Mann, der von einem festen Felsen hinab in das tobende Meer schauet und den Schiffbrüchigen zwar keine Hilfe zu bringen vermag, aber auch von der Brandung nicht erreicht werden kann, und nach irgend einem Alten soll das sogar ein behagliches Gefühl sein" (‚nach Lukrez!' rief Knebel hinein); „so habe ich wohlbehalten da gestanden und den wilden Lärm an mir vorübergehen lassen."

80. Mit Riemer Anfang 1807

„Weiber verstehen alles à la lettre oder au pied de la lettre, verlangen aber, daß man sie nicht so verstehen soll."

„Ein Gott kann nur wieder durch einen Gott balanciert werden. Die Kraft soll sich selber einschränken, ist absurd. Sie wird nur wieder durch eine andre Kraft eingeschränkt. Dieses spezifizierte Wesen kann sich nicht selbst einschränken, sondern das Ganze, welches sich spezifiziert, schränkt sich eben dadurch selbst ein, aber nicht das einzelne sich."

„Nur nichts als Profession getrieben! Das ist mir zuwider. Ich will alles, was ich kann, spielend treiben, was mir eben kommt, und so lange die Lust daran währt. So hab' ich in

meiner Jugend gespielt unbewußt; so will ich's bewußt fortsetzen durch mein übriges Leben. ‚Nützlich' — Nutzen das ist eure Sache. Ihr mögt mich benutzen; aber ich kann mich nicht auf den Kauf oder die Nachfrage einrichten. Was ich kann und verstehe, das werdet ihr benutzen, sobald ihr wollt und Bedürfnis danach habt. Zu einem Instrument gebe ich mich nicht her; und jede Profession ist ein Instrument, oder wollt ihr es vornehmer ausgedrückt, ein Organ."

81. Mit Riemer 3. Februar 1807

„Die Reflexion führt darum so leicht aufs Unrichtige, aufs Falsche, weil sie eine einzelne Erscheinung, eine Einzelheit, ein Jedesmaliges zur Idee erheben möchte, aus der sie alles ableite; mit einem Worte, weil es eine partielle Hypothese ist. Z. E. wenn man sagt: ‚Jeder handle aus Eigennutz.' — ‚Die Liebe sei nur Selbstsucht.' — Als wenn die Natur nicht so eingerichtet wäre, daß die Zwecke des Einzelnen dem Ganzen nicht widersprechen, ja sogar zu seiner Erhaltung dienen; als wenn ohne Motive etwas geschehen könnte, und als wenn diese Motive außerhalb des handelnden Wesens liegen könnten und nicht vielmehr im Innersten desselben; ja, als wenn ich die Wohlfahrt des andern befördern könnte, ohne daß sie auf mich inundierte, keineswegs mit meinem Verlust, mit meiner Aufopferung, welche nicht immer dazu erfordert wird, und welches nur in gewissen Fällen geschehen kann.

Wäre es wahr, daß jeder nur aus und zu seinem Vorteil handle, so würde einmal folgen, daß, wenn ich zu meinem Abbruch, Nachteil, Detriment handelte, ich erst die Wohlfahrt des andern beförderte, welches absurd ist. Ferner, daß, wenn ich dem andern Schaden täte, wenn ich in Zorn gegen ihn aufwallte und ihn schlüge oder dergleichen, daß ich alsdann

zu meinem Vorteil, für mein Interesse handelte, welches ebenso absurd ist. Man unterscheidet hier nicht die Aufwallung, die Regung der Natur, die in jedem einzelnen den Mittelpunkt vom Ganzen aufschlagen will."

„Außerordentliche Menschen, wie Napoleon, treten aus der Moralität heraus. Sie wirken zuletzt wie physische Ursachen, wie Feuer und Wasser."

„Ja schon jeder, der aus der Subordination heraustritt — denn die ist das Moralische —, ist insofern unmoralisch."

„Wer von seinem Verstande zum Schaden anderer Gebrauch macht, oder diese auch nur dadurch einschränkt, ist insofern unmoralisch."

„Jede Tugend übt Gewalt aus, wie auch jede Idee, die in die Welt tritt, anfangs tyrannisch wirkt."

82. Mit Riemer 19. März 1807

„Man wird sich dessen, was man hat oder nicht hat, ist oder nicht ist, erst am Gegenteile von diesem bewußt oder inne.

Darum werden so viele Menschen durch die Erscheinung eines neuen, fremden Menschen in der Gesellschaft beunruhigt. Er entdeckt ihnen, was sie nicht haben, und dann hassen sie ihn, oder er entdeckt ihnen durch sein Gegenteil, was sie haben, und so verachten sie ihn wieder. Ist er besonders höflich und galant, so ist er den Groben zuwider; ist er grob, so ist er den Höflichen und im Grunde allen zuwider; und so durch alles durch."

83. Mit Riemer 24. März 1807

„Die Formel der Steigerung läßt sich auch im Ästhetischen und Moralischen verwenden.

Die Liebe, wie sie modern erscheint, ist ein Gesteigertes. Es ist nicht mehr das erste einfache Naturbedürfnis und Naturäußerung, sondern ein in sich kohobiertes, gleichsam verdichtetes und so gesteigertes Wesen.

Es ist einfältig, diese Art zu verwerfen, weil sie auch noch einfach existiert und existieren kann.

Wenn man in Küche und Keller ein Gesteigertes sucht und darauf ausgeht, warum soll man nicht auch diesen Genuß für die Darstellung oder für das unmittelbare Empfinden steigern dürfen und können?

Jeder Koch macht auf diese Weise seine Brühen und Saucen appetitlicher, daß er sie in sich kohobiert."

84. Mit Riemer 28. März 1807

„In dem, was der Mensch techniziert, nicht bloß in den mechanischen, auch in den plastischen Kunstproduktionen ist die Form nicht wesentlich mit dem Inhalt verbunden, die Form ist dem Stoff nur auf- oder abgedrungen. Die Produktionen der Natur erleiden zwar auch äußere Bedingungen, aber mit Gegenwirkung von innen. Kurz, es ist hier ein lebendiges Wirken von außen und innen, wodurch der Stoff die Form erhält.

Die Form des Leuchters ist dem flüssigen Messing aufgenötigt. Sich selbst überlassen, hätte es sich aus sich und durch die einwirkende Luft geformt.

Man könnte einen Leuchter auch aus Salz gerinnen lassen. Hier würde sich das Salz zwar innerlich kristallisieren, aber nach außen zu wird ihm die Form des Leuchters aufgedrungen!"

85. Mit Riemer 11. Mai 1807

Als über Tisch von Erasmus die Rede war, sagte Goethe: „Erasmus gehöre zu denen, die froh sind, daß sie selbst ge-

scheit sind, und keinen Beruf finden, andre gescheit zu machen, — was man ihnen auch nicht verdenken könne."

86. Mit Riemer Mai 1807

„Die Arzneikunde ist mehr politisch als ein anderes. Man muß auf die Krankheit losgehen wie auf einen großen Herrn oder ein hübsches Mädchen, die man be— will, wie ein Diplomat den andern durch einen Pfiff, um ihr etwas abzugewinnen. Nur en tant, daß er pfiffig ist, ist einer ein guter Arzt."

87. Mit Riemer 19. Mai 1807

Gespräch über Kunst. „In der Malerei fehle schon längst die Kenntnis des Generalbasses, es fehle an einer aufgestellten approbierten Theorie, wie es in der Musik der Fall ist."

88. Mit Riemer Juni 1807

„Die Welt ist wie ein Strom, der in seinem Bette fortläuft, bald hier bald da zufällig Sandbänke ansetzt und von diesen wieder zu einem andern Wege genötigt wird. Das geht alles so hübsch und bequem und nach und nach; dagegen die Wasserbaumeister eine große Not haben, wenn sie diesem Wesen entgegenarbeiten wollen."

„Man ist sehr übel dran, daß man den Ärzten nicht recht vertraut und doch ohne sie sich gar nicht zu helfen weiß."

„Wir sind nicht darauf eingerichtet, das Leben zu verlassen, wenn es nichts mehr wert ist, und da muß derjenige immer noch gepriesen werden, der es als erträglich haltbar verspricht."

89. Mit Riemer 8. Juli 1807

„Die Kunst stellt eigentlich nicht Begriffe dar, aber die Art wie sie darstellt, ist ein Begreifen, ein Zusammenfassen des Gemeinsamen und Charakteristischen, d. h. der Stil."

90. Mit Riemer 24. Juli 1807

„Die Bildung wird zwar von einem Wege (ins Holz) angefangen, aber auf ihm nicht vollendet. Einseitige Bildung ist keine Bildung. Man muß zwar von einem Punkte aus-, aber nach mehreren Seiten hingehen. Es mag gleichviel sein, ob man seine Bildung von der mathematischen oder philologischen oder künstlerischen Seite her hat, wenn man sie nur hat; sie kann aber in diesen Wissenschaften allein nicht bestehen. Die Wissenschaften einzeln sind gleichsam nur die Sinne, mit denen wir den Gegenständen Face machen; die Philosophie oder die Wissenschaft der Wissenschaften ist der sensus communis. Aber so wie es lächerlich wäre, wenn einer das Sehen durch das Hören, das Hören durch das Sehen kompensieren und ersetzen wollte, sich bemühte, die Töne zu sehen statt zu hören: so ist es lächerlich, durch Mathematik die übrigen Erkenntnisarten zu kompensieren und vice versa, so in allen übrigen; oder es wird eine Phantasterei. Daher gibt es jetzt so manche Phantasten, die ohne positive Kenntnisse durch phantastische Kombination dessen, was von jenen öffentlich verlautet, sich das Ansehen tiefer Einsicht in das Wesen einer jeden zu geben wissen. Exempla sunt odiosa."

91. Mit Riemer 2. August 1807

„Alle Philosophie über die Natur bleibt doch nur Anthropomorphismus, d. h. der Mensch, eins mit sich selbst, teilt

allem, was er nicht ist, diese Einheit mit, zieht es in die seinige herein, macht es mit sich selbst eins.

Um die Natur zu erkennen, müßte er sie selbst sein. Was er von der Natur ausspricht, das ist etwas, d. h. es ist etwas Reales, es ist ein Wirkliches, nämlich in bezug auf ihn. Aber was er ausspricht, das ist nicht alles, es ist nicht die ganze Natur, er spricht nicht die Totalität derselben aus.

Wir mögen an der Natur beobachten, messen, rechnen, wägen usw. wie wir wollen, es ist doch nur unser Maß und Gewicht, wie der Mensch das Maß der Dinge ist. Das Maß könnte größer oder kleiner sein, es ließe sich mehr oder weniger damit abmessen, aber das Stück, das Gewebe, bleibt nach wie vor, was es ist, und nichts weiter von ihm als seine Ausdehnung in bezug auf den Menschen ist durch jene Operation ausgesprochen. Mit Duodezimal- oder Dezimalmaß wird nichts von der sonstigen anderweitigen Natur des Dinges ausgesprochen und verraten.

Dies zur Verständigung und Vereinigung mit denen, welche noch von Dingen an sich sprechen. Ob sie gleich von den Dingen an sich nichts sagen können, eben weil es Dinge an sich, das heißt außer Bezug auf uns und wir auf sie sind, und sie alles, was wir von den Dingen sagen, für unsere Vorstellungsart halten (wobei nur zu bemerken ist, daß es nicht bloße Vorstellungsart sein kann, sondern das Ding in unserer Vorstellungsart, von ihr bekleidet), so leuchtet doch daraus soviel ein, daß sie mit uns darin einig sind, daß, was der Mensch von den Dingen aussagt, nicht ihre ganze Natur erschöpft, daß sie dieses Ausgesagte nicht pur, allein, einzig, sondern noch viel mehr und anderes sind. Und das ist doch wahr: denn man entdeckt täglich mehr Relationen der Dinge zu uns, empfindet ihnen noch immer etwas ab. Das heißt die Dinge sind unendlich. Das wissen wir ja. Mit einem

Worte: der Mensch spricht das Objekt nicht ganz aus. Aber was er davon ausspricht, das ist ein Reales, wäre es auch nur seine Idiosyncrasie, das heißt der Bezug, den es auf ihn allein hat. Wäre das nicht, wer sollte den Bezug aussprechen? Der Mensch ist in dem Augenblicke, als er das Objekt ausspricht, unter und über ihm, Mensch und Gott in einer Natur vermittelt. Wir sollten nicht von Dingen an sich reden, sondern von dem Einen an sich. Dinge sind nur nach menschlicher Ansicht, die ein verschiedenes und mehreres setzt. Es ist alles nur eins; aber von diesem Einen an sich zu reden, wer vermag es?

Dinge sind ja selbst nur Verschiedenheiten, durch den Menschen gesetzt und gemacht; und die Verschiedenheiten, die er setzt und macht, wird er ja wohl auch als solche Verschiedenheiten, nämlich als das, wofür er sie erkennt, als verschieden aussprechen können!"

92. Mit Riemer 8. August 1807

„Es sind zwei Formeln, in denen sich die sämtliche Opposition gegen Napoleon befassen und aussprechen läßt, nämlich Afterredung (aus Besserwissenwollen) und Hypochondrie."

„Wenn ein Weib einmal vom rechten Wege ab ist, dann geht es auch blind und rücksichtslos auf dem bösen fort; und der Mann ist nichts dagegen, wenn er auf bösen Wegen wandelt, denn er hat immer noch eine Art von Gewissen. Bei ihr aber wirkt dann die bloße Natur."

93. Mit Riemer August 1807

„Der Mann soll gehorchen, das Weib soll dienen. Beide streben nach der Herrschaft. Jener erreicht sie durch Gehorchen,

diese durch Dienen. Gehorchen ist dicto audientem esse; dienen heißt zuvorkommen. Jedes Geschlecht verlangt von dem andern, was es selbst leistet, und erfreut sich dann erst: der Mann, wenn ihm das Weib gehorcht (was er selbst tut und tun muß); das Weib, wenn ihr der Mann dient, zuvorkommt, aufmerksam, galant und wie es heißen mag ist. So tauschen sie in der Liebe ihre Rollen um: der Mann dient, um zu herrschen, das Weib gehorcht, um zu herrschen."

94. Mit Riemer 13. August 1807

„Die femmes auteurs (und wohl überhaupt) fassen die Männer nur unter der Form des Liebhabers auf und stellen sie dar; daher alle Helden in weiblichen Schriften die Kartenmanns-Figur machen." — Goethe äußerte: „Koketterie ist Egoismus in der Form der Schönheit. Die Weiber sind rechte Egoisten, indem man nur in ihr Interesse fällt, sofern sie uns lieben oder wir ihre Liebhaber machen, oder sie uns zu Liebhabern wünschen. Eine ruhige, freie, absichtslose Teilnahme und Beurteilung fällt ganz außer ihrer Fähigkeit. Sie sehen alles nicht etwa nur aus ihrem Standpunkt, sondern in persönlichem Bezug auf sich. Die Weiber bestreben sich innerlich und äußerlich anmutig, liebenswürdig zu erscheinen, zu gefallen mit einem Worte, und wenn wir dasselbe tun, so nennen sie uns eitel."

95. Mit Riemer 28. August 1807

„Der böse Wille, der den Ruf eines bedeutenden Mannes gern vernichten möchte, bringt sehr oft das Entgegengesetzte hervor. Er macht die Welt aufmerksam auf eine Persönlichkeit, und da die Welt, wo nicht gerecht, doch wenigstens gleich-

gültig ist, so läßt sie sich's gefallen nach und nach die guten Eigenschaften desjenigen gewahr zu werden, den man ihr auf das schlimmste zu zeigen Lust hatte. Ja es ist sogar im Publikum ein Geist des Widerspruchs, der sich dem Tadel wie dem Lobe entgegensetzt, und im ganzen braucht man nur nach Möglichkeit zu sein, um gelegentlich zu seinem Vorteil zu erscheinen; wobei es dann hauptsächlich darauf ankommt, daß die Augenblicke nicht allzu kritisch werden und der böse Wille nicht die Oberhand habe zur Zeit, wo er vernichten kann."

96. Mit Riemer Oktober oder November 1807

„Der Mensch ist wie eine Republik oder vielmehr wie ein Kriegsheer: Hand, Fuß und alle Gliedmaßen dienen und helfen zu dem Zwecke, den sich das Haupt vorgesetzt hat, und ermüden nicht, beseelt von der Vorstellung des Zwecks; darum nennen es auch die Alten das *ἡγεμονικόν*.

Aber das *ἡγεμονικόν* muß auch die Einsicht haben und den Soldaten die gehörige Erholung lassen.

An den Franzosen sieht man recht die Zusammenwirkung von Geist und Leib, die ganze Armee ist ein Mensch, der keine Anstrengung, keine Ermattung und nichts scheut.

Das Ganze ist ein großer Riese, dem vielleicht hie und da ein Finger oder eine Hand verloren geht, oder ein Bein usw. abgeschossen wird, das er wie der Fierabras ersetzt, aber den Kopf verliert er nie."

97. Mit Riemer 25. November 1807

„Was die Menschen bei ihren Unternehmungen nicht in Anschlag bringen und nicht bringen können, und was da, wo ihre Größe am herrlichsten erscheinen sollte, am auffallendsten

waltet — der Zufall nachher von ihnen genannt —, das ist eben Gott, der hier unmittelbar mit seiner Allmacht eintritt und sich durch das Geringfügigste verherrlicht."

98. Mit Riemer — 6. Dezember 1807

„So wie etwas ausgesprochen wird, sogleich wird ihm auch widersprochen, wie der Ton gleich sein Echo hat.

Seitdem man die dunkeln Empfindungen und Ahnungen des unendlichen Zusammenhangs der Geister und Körperwelt (Mystik) allgemeiner und öffentlich auszusprechen anfängt, ist keiner, der nicht das in Worten bestritte, was er in Empfindung und Ahnung gelebt und geleistet hat.

Die sublimierten Gefühle der Liebe ausgesprochen erregen den Widerspruch aller nicht so Gesinnten. ‚Das ist Überspannung, krankhaftes Wesen' — heißt es da. Als wenn Überspannung, Krankheit nicht auch ein Zustand der Natur wäre! Die sogenannte Gesundheit kann nur im Gleichgewicht entgegengesetzter Kräfte bestehen, wie das Aufheben derselben entsteht und besteht nur aus einem Vorwalten der einen über die andern; so daß der Zustand hypersthenisch und asthenisch heißen würde, wenn man sthenisch als das Harmonische (als die Indifferenz) setzen wollte."

99. Mit Riemer — 7. Dezember 1807

Äußerte Goethe: „Jean Paul ist das personifizierte Alpdrücken der Zeit."

100. Mit Riemer — Januar 1808

„Durch das jetzt in Deutschland allgemein verbreitete Interesse an Kunst und Poesie wird weder für diese beiden,

noch für die Erscheinung eines originalen und ersten und einzigen Meisterwerkes etwas gewonnen. Der Kunstgenius produziert zu allen Zeiten, in mehr oder minder geschmeidigem Stoff, wie die Vorwelt Homer, Aeschylos, Sophokles, Dante, Ariost, Calderon und Shakespeare gesehen hat; es ist nur dies der Unterschied, daß jetzt auch die Mittelmäßigkeit und die sekundären Figuren dran kommen und alle untern Kunsteigenschaften, die zur Technik gehören. Es wird nun auch im Tale licht, statt daß sonst nur die hohen Berggipfel Sonne trugen.

So ist es auch mit andern Stimmungen des Geistes, mit der religiösen, amourösen, bellikosen und andern. In einzelnen Individuen sind sie zu allen Zeiten gewesen und noch. Aber allgemein verbreitet nur zu gewissen Zeitaltern, und immer sind sie der Kometenschwanz irgend eines in diesen ausgezeichneten Mannes oder mehrerer, in denen, wie an den Spitzen der Berge, zuerst diese Morgenröte schimmerte. Jede solche Stimmung lebt einen Tag, hat ihren Morgen, Mittag, Nachmittag und Abend. So ist's mit der Kunst; so wird es auch mit der Poesie werden, die jetzt im Nachmittag ist." Oder wie G. sonst zu sagen liebte: „Es ist wie eine Krankheit, durch die man hindurch muß."

101. Mit Riemer 30. Januar 1808

Als man ihn einen göttlichen Mann nannte, sagte er: „Ich habe den Teufel vom Göttlichen! Was hilft's mir, daß man mir nachsagt: das ist ein göttlicher Mann! wenn man nur nach eigenem Willen tut und mich hintergeht. Göttlich heißt den Leuten nur der, der sie gewähren läßt, wie ein jeder Lust hat."

Er drückte dies ein andermal auch so aus: „Man hält niemanden für einen Gott, als daß man gegen seine Gesetze

handeln will; weil man ihn zu betrügen hofft; weil er sich was gefallen läßt; weil er von seiner Absolutheit soviel nachläßt, daß man auch absolut sein kann."

102. Mit Riemer und Thomas Johann Seebeck 6. April 1808

Mittags Seebeck zu Tische. Über Galvanismus und modernen Mystizismus bemerkte Seebeck, daß man leicht glauben könne: der Messias könne aus den Tremellen, die bei Gewitterregen zum Vorschein kommen als eine Gallerte, entstehen. Goethe faßte es auf und wollte ein Gedicht ‚Maranatha' oder ‚der Herr kommt' machen.

Goethe bemerkte über die neuesten Ästhetiker, die Schlegels, Ast usw., daß ihr ganzes Urteil und Absprechen bloß darauf beruhe, daß ein jeder wie im Dominospiel bloß den Stein lobt, an den er seine Zahl anschieben kann.

Er äußerte ferner:

„Engländer haben kein ästhetisch moralisches Urteil, sprechen von einzelnen Schönheiten. Als wenn für den Dichter etwas schöner wäre als das andere! Was er ausspricht, ist insofern etwas, daß er es ausspricht. Sie meinen, daß er nur etwas sage, wenn er gerade ihr Interesse ausspricht."

103. Mit Riemer August 1808

Goethe äußerte in Karlsbad: „Das Ideale im Menschen, wenn diesem die Objekte genommen oder verkümmert werden, zieht sich in sich, feinert und steigert sich, daß es sich gleichsam übertrumpft.

Die meisten Menschen im Norden haben viel mehr Ideales in sich als sie brauchen können, als sie verarbeiten können; daher die sonderbaren Erscheinungen von Sentimentalität, Religiosität, Mystizismus usw."

Über Tische vom Charakter. Er sei, sagte Goethe, die Tüchtigkeit vis-à-vis von etwas Höherem, das er über sich erkenne, und seine Selbstschätzung. Der Charakter ruhe auf der Persönlichkeit, nicht auf dem Talente.

„Der Charakter ist eine psychische Gewohnheit, eine Gewohnheit der Seele, und seinem Charakter gemäß handeln, heißt seinen physischen und geistigen Gewohnheiten gemäß handeln; denn diese sind ihm allein bequem, und nur das Bequeme gehört uns eigentlich an.

Wer nicht nachgibt, ob er schon einsieht, daß der andere recht hat, heißt ein trotziger Charakter. Es wird ihm aber leichter, nicht nachzugeben (wie es mancher gewohnt ist, mit der linken Hand alles zu tun, was vielen schwer deucht), es ist seine Gewohnheit. Man muß Gewohnheit aber so verstehen: wir können uns eigentlich nichts angewöhnen, nichts was nicht eigentlich schon unser wäre; es ist nur das Wiederholen des ersten ursprünglichen Tuns, und der Charakter ist eigentlich vor aller Gewöhnung und Gewohnheit. Er erscheint uns nur als Gewohnheit; denn wir müssen etwas wiederkehren sehen, wenn wir wissen sollen, daß es da ist, und diese Wiederkehr, dieses Wiederholen des ersten und einen heißen wir Gewohnheit.

Die gewöhnlichen Vorstellungsarten sind absurd. Man sagt: weil er das und das so oft getan hat, ist es ihm zur Gewohnheit worden. Dies ist ein idem per idem. Es ist wie wenn ich sagte: weil ich den Handschuh so oft aus- und angezogen habe, ist er weit geworden. Wenn es nicht die Natur des Handschuhleders wäre, sich zu dehnen, so hätte ich ihn tausend und abertausendmal anziehen können, er wäre nicht weiter geworden. Warum wird es denn kein Stahlhandschuh oder ein steinerner, ich mag sie noch so oft anziehen?

Nein! er hat es getan, so oft und so oft, weil er's mußte, weil es seine Eigenschaft ist; und diese Eigenschaft erscheint uns als Gewohnheit, weil wir sie wiederholt sehen. Charakter ist also Eigenschaft und Gewohnheit zugleich. Jenes a priori angesehen; dieses, a posteriori.

Nimmt man das Willkürliche aus dem Leben und Handeln und Verfahren hinweg, so hat man das Beste hinweggenommen. Sei ich noch so weise und verständig und zweckmäßig: ich muß sterben wie der Allerunvernünftigste, wie der Tor. Und ich habe keine Freude davon gehabt, und andern keine damit gemacht."

105. Mit Riemer 28 August 1808

Goethes Geburtstag. Mit ihm über den neueren Roman, besonders den seinigen. Er äußerte:

„Seine Idee bei dem neuen Roman ‚Die Wahlverwandtschaften' sei: soziale Verhältnisse und Konflikte derselben symbolisch gefaßt darzustellen."

Abends über das antike Tragische und das Romantische: „Das antike Tragische ist das menschlich Tragierte. Das Romantische ist kein natürliches, ursprüngliches, sondern ein gemachtes, ein gesuchtes, gesteigertes, übertriebenes, bizarres, bis ins fratzenhafte und karikaturartige. Kommt vor wie ein Redoutenwesen, eine Maskerade, grelle Lichterbeleuchtung. Ist humoristisch (d. h. ironisch, vgl. Ariost, Cervantes; daher ans Komische grenzend und selbst komisch) oder wird es augenblicklich, sobald der Verstand sich daran macht, sonst ist es absurd und phantastisch. Das Antike ist noch bedingt (wahrscheinlich, menschlich), das Moderne willkürlich, unmöglich.

Das antike Magische und Zauberische hat Stil, das moderne nicht. Das antike Magische ist Natur menschlich be-

trachtet, das moderne dagegen ein bloß Gedachtes, Phantastisches.

Das Antike ist nüchtern, modest, gemäßigt, das Moderne ganz zügellos, betrunken. Das Antike erscheint nur ein idealisiertes Reales, ein mit Großheit (Stil) und Geschmack behandeltes Reales; das Romantische ein Unwirkliches, Unmögliches, dem durch die Phantasie nur ein Schein des Wirklichen gegeben wird.

Das Antike ist plastisch, wahr und reell; das Romantische täuschend wie die Bilder einer Zauberlaterne, wie ein prismatisches Farbenbild. Wie die atmosphärischen Farben. Nämlich eine ganz gemeine Unterlage erhält durch die romantische Behandlung einen seltsamen wunderbaren Anstrich, wo der Anstrich eben alles ist und die Unterlage nichts.

Das Romantische grenzt ans Komische (Hüon und Amanda, Oberon), das Antike ans Ernste und Würdige.

Das Romantische, wo es in der Großheit an das Antike grenzt, wie in den Nibelungen, hat wohl auch Stil, d. h. eine gewisse Großheit in der Behandlung, aber keinen Geschmack. Die sogenannte romantische Poesie zieht besonders unsere jungen Leute an, weil sie der Willkür, der Sinnlichkeit, dem Hange nach Ungebundenheit, kurz der Neigung der Jugend schmeichelt. Mit Gewalt setzt man alles durch. Seinem Gegner bietet man Trotz. Die Weiber werden angebetet: Alles wie es die Jugend macht. — —

Alle irdische Poesie ist immer noch zu charakteristisch, rein objektiv zu sein, d. h. noch zu individuell, nicht generell genug. Ja, was uns als reines Objekt vorkommt, ist selbst noch Individuum. Die Sonne selbst ist ein Individuum, ob sie uns gleich als das reinste Objekt erscheint, da sie mit nichts zu vergleichen ist. Alle empirische Poesie, selbst die uns am meisten objektiv erscheint, die griechische oder antike, ist doch

nur charakteristisch und individuell, und imponiert uns nur dadurch, durch ihr streng Charakteristisches. Es ist ein erhöhtes Griechentum, was uns entgegenkommt. Alles, was uns imponieren soll, muß Charakter haben. Die Poesie an sich, ohne Charakter, ist nicht empirisch darzustellen.

Das Eigene einer jeden Landes- und Volkspoesie, besonders im Dramatischen, besteht darin, daß sie auf einem Gegensatz beruht, auf einen Gegensatz hinarbeitet, gleichsam vis-à-vis eines Gegensatzes sich in bezug auf ihn heraushebt.

Das Drama macht bei den Franzosen einen viel stärkeren Gegensatz mit dem Leben, zum Zeichen, daß ihr gewöhnliches Leben ganz davon entfernt ist. Bei den Deutschen weniger, indem sie selbst schon im Leben wenigstens naiv, gemütlich und poetisch sind."

106. Mit Napoleon — 2. Oktober 1808

Bei Frau von der Recke lernte er [Goethe] den Minister Maret kennen, auf den er einen außerordentlichen Eindruck machte, und der davon dem Kaiser erzählte, worauf Napoleon ihn sogleich am 2. Oktober zu sich einladen ließ. Die Audienz dauerte fast eine volle Stunde. Ich [von Müller] hatte Goethe bis ins Vorzimmer begleitet und harrte da seiner Rückkehr. Nur Talleyrand, Berthier und Savary waren bei dieser Audienz gegenwärtig. Gleich nach Goethes Eintritt in das kaiserliche Kabinett kam auch noch der Generalintendant Daru dazu.

Der Kaiser saß an einem großen runden Tische frühstückend. Zu seiner Rechten stand Talleyrand, zu seiner Linken Daru, mit dem er sich zwischendurch über die preußischen Kontributionsangelegenheiten unterhielt. Er winkte Goethe, näher zu kommen, und fragte, nachdem er ihn aufmerksam betrachtet

hatte, nach seinem Alter. Als er erfuhr, daß er im sechzigsten Jahre stehe, äußerte er seine Verwunderung, ihn noch so frischen Aussehens zu finden, und ging alsbald zu der Frage nach Goethes Trauerspielen über, wobei Daru Gelegenheit nahm, sich näher über sie auszulassen und überhaupt Goethes dichterische Werke zu rühmen, namentlich auch seine Übersetzung des ‚Mahomet' von Voltaire. ‚Das ist kein gutes Stück!' sagte der Kaiser und setzte umständlich auseinander, wie unschicklich es sei, daß der Weltüberwinder von sich selbst eine so ungünstige Schilderung mache. ‚Werthers Leiden' versicherte er siebenmal gelesen zu haben und machte zum Beweise dessen eine tief eindringende Analyse dieses Romans, wobei er jedoch an gewissen Stellen eine Vermischung der Motive des gekränkten Ehrgeizes mit denen der leidenschaftlichen Liebe finden wollte. ‚Das ist nicht naturgemäß und schwächt bei dem Leser die Vorstellung von dem übermächtigen Einfluß, den die Liebe auf Werther gehabt. Warum haben Sie das getan?'

Goethe fand die weitere Begründung dieses kaiserlichen Tadels so richtig und scharfsinnig, daß er ihn späterhin oftmals gegen mich mit dem Gutachten eines kunstverständigen Kleidermachers verglich, der an einem angeblich ohne Naht gearbeiteten Ärmel sobald die fein versteckte Naht entdeckt.

Dem Kaiser erwiderte er: es habe ihm noch niemand diesen Vorwurf gemacht, allein er müsse ihn als ganz richtig anerkennen; einem Dichter dürfte jedoch zu verzeihen sein, wenn er sich mitunter eines nicht leicht zu entdeckenden Kunstgriffs bediene, um eine gewisse Wirkung hervorzubringen, die er auf einfachem, natürlichem Wege nicht hervorbringen zu können glaube.

Nun auf das Drama zurückkommend, machte Napoleon mehrfache sehr bedeutende Bemerkungen, die den Beweis lieferten,

daß er die tragische Bühne mit der größten Aufmerksamkeit, gleich einem Kriminalrichter, betrachte, und die deutlich genug zeigten, wie tief er das Abweichen des französischen Charakters von Natur und Wahrheit empfinde. Auf die Schicksalsstücke übergehend, mißbilligte er sie höchlich: ‚Sie haben einer dunklern Zeit angehört; was will man jetzt mit dem Schicksal? Die Politik ist das Schicksal!‘

Hierauf sprach er lange mit Daru über die Kontributionsangelegenheiten, während dessen der Marschall Soult hereintrat, mit dem der Kaiser scherzend einige unangenehme Ereignisse in Polen besprach. Auf einmal stand Napoleon auf, ging auf Goethe zu und fragte mit gemäßigterer Stimme nach Goethes Familie und seinen Verhältnissen zu den verschiedenen Personen des herzoglichen Hauses. Die Antworten, die er erhielt, übersetzte er sich sogleich nach seiner Weise in entschiednere Urteile. Doch bald wieder auf das Trauerspiel zurückkommend, sagte er: ‚Das Trauerspiel sollte die Lehrschule der Könige und der Völker sein, das ist das Höchste, was der Dichter erreichen kann. Sie z. B. sollten den Tod Cäsars auf eine vollwürdige Weise, großartiger als Voltaire, schreiben. Das könnte die schönste Aufgabe Ihres Lebens werden. Man müßte der Welt zeigen, wie Cäsar sie beglückt haben würde, wie alles ganz anders geworden wäre, wenn man ihm Zeit gelassen hätte, seine hochsinnigen Pläne auszuführen. Kommen Sie nach Paris, ich fordere es durchaus von Ihnen. Dort gibt es größere Weltanschauung, dort werden Sie überreichen Stoff für Ihre Dichtungen finden.‘

Jedesmal, wenn er über etwas sich ausgesprochen hatte, setzte er hinzu: ‚Qu'en dit Monsieur Goet?‘

Als nun Goethe endlich abtrat, hörte man den Kaiser bedeutsam zu Berthier und Daru sagen: ‚Voilà un homme!‘

Goethe beobachtete lange ein tiefes Schweigen über den

Hergang bei dieser Audienz, sei es, weil es überhaupt in seinem Charakter lag, sich über wichtige, ihn persönlich betreffende Vorgänge nicht leicht auszusprechen, sei es aus Bescheidenheit und Delikatesse. Daß aber Napoleons Äußerungen ihm einen mächtigen Eindruck hinterließen, konnte man ihm sehr bald abmerken, obschon er selbst den Fragen seines Fürsten nach dem Inhalte der Unterredung auf geschickte Weise auszuweichen verstand. Die Einladung nach Paris insbesondere beschäftigte ihn noch geraume Zeit recht lebhaft; er fragte mich mehrmalen nach dem ohngefähren Betrag des Aufwandes, den sie wohl erfordern würde, nach den verschiedenen, für ihn nötigen Einrichtungen in Paris, Zeitabteilungen usw. Späterhin mochte ihn wohl die Erwägung so mancher nicht zu beseitigender Unbequemlichkeiten in Paris von dem Vorhaben abgebracht haben.

107. Mit Riemer — 25. November 1808

Über Wolfs Meinung von Homer und dergleichen. Äußerte Goethe:

„Schon fast seit einem Jahrhundert wirken Humaniora nicht mehr auf das Gemüt dessen, der sie treibt, und es ist ein rechtes Glück, daß die Natur dazwischen getreten ist, das Interesse an sich gezogen und uns von ihrer Seite den Weg zur Humanität geöffnet hat.

Daß die Humaniora nicht die Sitten bilden! Es ist keineswegs nötig, daß alle Menschen Humaniora treiben. Die Kenntnisse, historisch, antiquarisch belletristisch und artistisch, die aus dem Altertum kommen und dazu gehören, sind schon so divulgiert, daß sie nicht unmittelbar an den Alten abstrahiert zu werden brauchen, es müßte denn einer sein Leben hineinstecken wollen. Dann aber wird diese Kultur doch nur

wieder eine einseitige, die vor jeder anderen einseitigen nichts voraus hat, ja noch obenein nachsteht, indem sie nicht produktiv werden und sein kann."

108. Mit W. v. Humboldt und Riemer 3. Dezember 1808

Um 5 Uhr war [W. v.] Humboldt angekommen und logierte mit Theodor [seinem Sohn] bei uns .... Abends Humboldt und Theodor zu Tisch. Über das Theater, Musik, römische Angelegenheiten. Gegen das Sprechen zur Musik erklärte sich G. so: „Musik sei die reine Unvernunft, und die Sprache habe es nur mit der Vernunft zu tun." Es war den 3. Dezember 1808 abends. Humboldt speiste mit, und es war viel vom Theater, Musik u. dgl. die Rede. Schiller hatte besonders den Tic, bei Musik sprechen zu lassen, z. B. die Jungfrau von Orleans. Goethen war das immer zuwider, wie er oft genug äußerte.

... Ferner: „Licht, wie es mit der Finsternis die Farbe wirkt, ist ein schönes Symbol der Seele, welche mit der Materie den Körper bildend belebt. So wie der Purpurglanz der Abendwolke schwindet und das Grau des Stoffes zurückbleibt, so ist das Sterben des Menschen. Es ist ein Entweichen, ein Erblassen des Seelenlichtes, das aus dem Stoffe weicht. Daher sehe ich keinen Toten. Alle meine gestorbenen Freunde sind mir so verblichen und verschwunden, und das Scheinbild von ihnen bleibt mir noch im Auge."

109. Mit Beate Elsermann und Riemer 7. Dezember 1808

Nach Tisch kam die Elsermann. Streit mit ihr über die Weiber und ihre Einbildung von sich.

(G.) „Weiber haben keine Ironie, können nicht von sich selbst lassen. Daher ihre sogenannte größere Treue, weil sie sich selbst nicht überwinden können, und sie können es nicht, weil sie bedürftiger, abhängiger sind als die Männer.“

110. Mit dem Kanzler Friedrich von Müller 14. Dezember 1808

... Von 5—7½ Uhr bei Goethe. „Ich studiere,“ sprach er, „jetzt die ältere französische Literatur ganz gründlich wieder, um ein ernstes Wort mit den Franzosen sprechen zu können. Welche unendliche Kultur,“ rief er, „ist schon an ihnen vorübergegangen zu einer Zeit, wo wir Deutsche noch ungeschlachte Burschen waren. Deutschland ist nichts, aber jeder einzelne Deutsche ist viel, und doch bilden sich letztere gerade das Umgekehrte ein. Verpflanzt und zerstreut wie die Juden in alle Welt müssen die Deutschen werden, um die Masse des Guten ganz und zum Heil aller Nationen zu entwickeln, die in ihnen liegt.“

Hierauf kam er auf J. H. Voß zu sprechen, dessen Charakter sich erst später versteinert habe. Für seine Angriffe in der Rezension über ‚des Knaben Wunderhorn‘ will ich ihn auch noch einst auf den Blocksberg zitieren.

Zum Behufe der geschichtlichen Ausarbeitung über die Farbenlehre studierte Goethe die Zeitgeschichte aller einschlagenden großen Schriftsteller. Wie er jene ansah, davon gab er mir eine Probe durch die Einleitung zu Roger Bacons Leben (geb. 1214). „Auf so heiterem Grunde,“ setzte er hinzu, „lasse ich nun die Figur selbst hervortreten. Welch eine Welt voll Herrlichkeit liegt in den Wissenschaften, wie immer reicher findet man sie. Wieviel Klügeres, Größeres, Edleres hat gelebt, und wir Zeitlinge bilden uns ein, allein klug zu sein. Ein Volk, das ein Morgenblatt, eine elegante Zeitung, einen

Freimütigen hat, und Leser dazu, ist schon rein verloren. Wie hundertmal besser ist die so verschriene Romanlektüre, die doch eine ungeheuer weite, — wenn gleich nicht solide Bildung hervorgebracht hat" . . . . . .

111. Mit Riemer 20. Februar 1809

Goethe äußerte über Tisch: „Der reine wahre Despotismus entwickelt sich aus dem Freiheitssinne; ja er ist selbst der Freiheitssinn mit dem Gelingen. Der Freiheitssinn strebt ins Unbedingte, er will herrschen, ohne daß er's immer imstande ist und werden kann. Nun kommt bei einem das Gelingen hinzu, und so ist der Despot fertig. — Aus der Sklaverei geht nur der eigentliche dominus hervor, niemals der Despot oder, wie er auch heißt, der Tyrann."

Ferner äußerte Goethe über den Witz:

„Der Witz setzt immer ein Publikum voraus. Darum kann man den Witz auch nicht bei sich behalten. Für sich allein ist man nicht witzig. Alle andern Empfindungen genießt man für sich allein: Liebe, Hoffnung usw. — Der Witz wird immer für ein Anzeichen eines kalten Gemüts gehalten; er ist nur das eines besonnenen, freien, schwebenden, das sich von den Gegenständen losmachen kann. (Daher sagt man, daß er niemandes, auch des Freundes nicht schone.)

Der Witz gehört unter den Spieltrieb. Das Spiel offenbart die große Freiheit des Geistes. Das Spiel will nicht die Realität, sondern den Schein. Der Schein ist mit der Idee nahe verwandt. Er ist gleichsam das Bild, das Gemälde von der Idee. Ja er ist die Idee selbst mit dem Minimo von Realität verkörpert oder daran offenbart."

112. Mit Riemer 5. März 1809

Goethe bemerkte: „Beständiger Ernst hat zum Vorteil, daß er dann und wann auch recht lustig wird und so zu einem Gipfel kommt. Beständige Lustigkeit kann dem Fall nicht entgehen, daß sie auch manchmal in Verzweiflung und Mißmut gerät.

Eine stille ernsthafte Frau ist übel daran mit einem lustigen Mann. Ein ernsthafter Mann nicht so mit einer lustigen Frau."

Ich sagte dazu: ‚So dankt er Gott, daß Er nicht nötig hat, lustig zu sein.'

Nach Tisch.

Manier.	Stil.
Maxime des Künstlerindividuums.	Maxime der Kunst.
In den Gebilden der Natur erscheint zuerst das Individuelle, d. h. man sieht zuerst das Individuum, und der Charakter, das Allgemeine, die Idee erscheint erst darauf.	In den Darstellungen der Kunst ist das Allgemeine, das Charakteristische, das Ideale das erste, was erscheint, und das Individuelle füllt es gleichsam nur aus.

„Skeptizism, Kantischer, oder Kritizism konnte nur aus den Religionssekten entstehen, aus dem Protestantism, wo jeder sich recht gab und dem andern nicht, ohne zu wissen, daß sie alle bloß subjektiv urteilten."

113. Mit Riemer 10. März 1809

„Die Charakterzüge der christlichen Religion, wie sie sich als römisch-katholisches Individuum entwickelt, deuten sich sozusagen präformiert in den Charakteren der einzelnen Apostel an; die Liebe in Johannes, der Glaube in Jakobus, der

Fanatismus und Verfolgungswut in Petrus, der Zweifel in Thomas, der Geiz in Judas Ischarioth, woran sie auch wie dieser gescheitert, durch die Reformation; denn vorzüglich der Geiz der römischen Kurie schlug dem Fasse den Boden aus."

114. Mit Riemer 11. März 1809

Äußerte Goethe: „Je schlechter Land, desto bessere Patrioten. Das sehe man an den jetzigen Preußen (Märkern), sonst an den Schweizern."

Aus Goethes Munde notiert: „Die poetische Gerechtigkeit sei eine Absurdität. Das allein Tragische ist das injustum und praematurum. Napoleon sehe dies ein, und daß er selbst das Fatum spiele."

115. Mit Riemer 30. Mai 1809

Früh zu Goethe; ‚Wahlverwandtschaften'. Über Tisch von dem Roman, über die Weiber und sonstiges. Goethe bemerkte:

„Weiber scheinen keiner Ideen fähig, — kommen mir sämtlich vor wie die Franzosen —, nehmen überhaupt von den Männern mehr als daß sie geben," und äußerte sich „über das servire, was in ihrer Liebe liegt". In bezug auf das Theater und die Schriftsteller bemerkte er über das Publikum:

„Daß es hernach urteilt, wozu es vorher doch keinen Rat gegeben hat und geben kann, selbst wenn der Autor sie beirätig machen wollte, adjuvante Deo."

116. Mit Riemer 28. Juni 1809

Kotzebue sei wie einer, der auf dem Seile tanzt: es schnelle ihn empor, und er betupfe es doch, das sei nicht zu leugnen; er betupfe doch das Publikum, wenn es ihn auch wieder fahren

lasse, und er komme immer wieder darauf zurück; er habe sich doch auf dem Seil erhalten von seinem ersten bis zum letzten Stück, wenn er auch manchmal mit der Balancierstange auf die Erde gestoßen. Andere wären doch heruntergefallen. Iffland sei viel zu schwer aufgetreten. Goethe habe Wernern dazu verhelfen wollen, er sei aber zu ungeschickt gewesen.

„Seltsam, daß man im Physischen, besonders in der Farbenlehre, durch Experimente darzutun und zu beweisen denkt, was vorher das Auge schon im vollkommensten Sinn aufgefaßt; etwas durch geringere Mittel als das Organ selbst ist, wofür eigentlich die Phänomene gemacht sind. Denn wenn das Experiment aufs höchste gebracht wird, so muß es identisch ausfallen mit dem Organ selbst. Z. E. das Auge ist schon achromatisch, die achromatischen Gläser bringen nur das Identische mit dem Auge hervor. — Mit einem Worte: die Sinne selbst schon sind die eigentlichen Experimentierer, Prüfer und Bewährer der Phänomene, indem die Phänomene das, was sie sind, nur für die respektiven Sinne sind. Der Mensch ist der größte und gemeinste physikalische Apparat."

„Die obtrectatores machen, daß man sich ewig defensiv verhalten muß. Man hat nichts von ihnen, man wird nicht gefördert. Ihre Liebe gewinnt man doch nicht, und man muß ewig wie vor Feinden auf der Hut sein. Solche Menschen sind wie die, welche einem Fieberkranken ewig zurufen, er habe das Fieber, er zittre, er friere, ihn überfalle jählings Hitze, — ohne daß ein einziger auch nur das geringste anwendet, ihn davon zu befreien."

117. Mit Falk 30. Juni (?) 1809

Ein andermal . . . fand ich ihn bei milder Witterung wieder in seinem Garten sitzend. (Kaaz, der Landschaftsmaler,

den Goethe ausnehmend schätzte, war soeben dagewesen.) Er saß vor einem kleinen Gartentische; vor ihm auf demselben stand ein langgehalstes Zuckerglas, worin sich eine kleine, lebendige Schlange munter bewegte, die er mit einem Federkiele fütterte und täglich Betrachtungen über sie anstellte. Er behauptete, daß sie ihn bereits kenne und mit dem Kopfe näher zum Rande des Glases komme, sobald sie seiner ansichtig werde. „Die herrlich verständigen Augen!" fuhr er fort. „Mit diesem Kopfe ist freilich manches unterwegs, aber, weil es das unbeholfene Ringeln des Körpers nun einmal nicht zuläßt, wenig genug angekommen. Hände und Füße ist die Natur diesem länglich ineinander geschobenen Organismus schuldig geblieben, wiewohl dieser Kopf und diese Augen beides wohl verdient hätten; wie sie denn überhaupt manches schuldig bleibt, was sie für den Augenblick fallen läßt, aber späterhin doch wieder unter günstigern Umständen aufnimmt. Das Skelett von manchem Seetiere zeigt uns deutlich, daß sie schon damals, als sie dasselbe verfaßte, mit dem Gedanken einer höhern Gattung von Landtieren umging. Gar oft muß sie in einem hinderlichen Elemente sich mit einem Fischschwanze abfinden, wo sie gern ein paar Hinterfüße in den Kauf gegeben hätte, ja, wo man sogar die Ansätze dazu bereits im Skelett bemerkt hat."

Neben dem Glase mit der Schlange lagen einige Kokons von eingesponnenen Raupen, deren Durchbruch Goethe nächstens erwartete. Es zeigte sich in ihnen eine der Hand fühlbare, besondere Regsamkeit. Goethe nahm sie vom Tische, betrachtete sie noch einmal scharf und aufmerksam und sagte sodann zu seinem Knaben: „Trage sie herein; heute kommen sie schwerlich! Die Tageszeit ist zu weit vorgerückt!" Es war Nachmittag um 4 Uhr. In diesen Augenblicken kam auch Frau v. Goethe in den Garten hereingetreten. Goethe nahm dem

Knaben die Kokons aus der Hand und legte sie wieder auf den Tisch. ‚Wie herrlich der Feigenbaum in Blüten und Laub steht!‘ rief Frau v. Goethe uns schon von weitem zu, indem sie durch den Mittelgang des Gartens auf uns zukam. Nachdem sie mich darauf begrüßt und meinen Gegengruß empfangen hatte, fragte sie mich gleich, ob ich auch wohl den schönen Feigenbaum schon in der Nähe gesehen und bewundert hätte. ‚Wir wollen ja nicht vergessen,‘ so richtete sie in dem nämlichen Augenblicke an Goethe selber das Wort, ‚ihn diesen Winter einlegen zu lassen!‘ Goethe lächelte und sagte zu mir: „Lassen Sie sich ja, und das auf der Stelle, den Feigenbaum zeigen, sonst haben wir den ganzen Abend keine Ruhe! Er ist aber auch wirklich sehenswert und verdient, daß man ihn prächtig hält und mit aller Vorsicht behandelt.“ ‚Wie heißt doch die ausländische Pflanze,‘ fing Frau v. Goethe wieder an, ‚die uns neulich ein Mann von Jena herüberbrachte?‘ „Etwa die große Nieswurz?“ ‚Recht! Sie kommt ebenfalls trefflich fort.‘ „Das freut mich! Am Ende können wir noch ein zweites Anticyra hiesiges Ortes anlegen!“ ‚Da seh ich, liegen auch die Kokons. Haben Sie noch immer nichts bemerkt?‘ „Ich hatte sie für dich zurückgelegt. Ich bitt Euch,“ indem er sie aufs neue in die Hand nahm und an sein Ohr hielt, „wie das klopft, wie das hüpft und ins Leben hinaus will! Wundervoll möcht ich sie nennen, diese Übergänge der Natur, wenn nicht das Wunderbare in der Natur eben das Allgewöhnliche wär. Übrigens wollen wir auch unserm Freunde hier dies Schauspiel nicht vorenthalten. Morgen oder übermorgen kann es sein, daß der Vogel da ist, und zwar ein so schöner und anmutiger, wie Ihr wohl selten gesehen habt. Ich kenne die Raupe und bescheide Euch morgen nachmittag um dieselbe Stunde in den Garten hierher, wenn Ihr etwas sehen wollt, was noch merkwürdiger ist als das Allermerk-

würdigste, was Kotzebue in seinem merkwürdigsten Lebensjahre auf seiner weiten Reise bis Tobolsk irgend gesehen hat. Indes laßt uns die Schachtel hier, worin sich unsere noch unbekannte, schöne Sylphide befindet und sich aufs prächtigste zu morgen anlegt, in irgend ein sonniges Fenster des Gartenhauses stellen! So! Hier stehst du, gutes, artiges Kind! Niemand wird dich in diesem Winkel daran hindern, deine Toilette fertig zu machen!" ‚Aber wie möchte ich nur,' hub Frau v. Goethe wieder aufs neue an, indem sie einen Seitenblick auf die Schlange richtete, ‚ein so garstiges Ding um mich leiden, wie dieses, oder es gar mit eignen Händen groß füttern? Es ist ein so unangenehmes Tier. Mir graut jedesmal, wenn ich es nur ansehe.' „Schweig du!" gab ihr Goethe zur Antwort, wiewohl er, von Natur ruhig, diese muntere Lebendigkeit nicht ungern in seiner Umgebung hatte; „ja!" indem er das Gespräch zu mir herüber trug, „wenn die Schlange ihr nur den Gefallen erzeigte, sich einzuspinnen und ein schöner Sommervogel zu werden, da würde von dem greulichen Wesen gleich nicht weiter die Rede sein. Aber, liebes Kind, wir können nicht alle Sommervögel und nicht alle mit Blüten und Früchten geschmückte Feigenbäume sein. Arme Schlange! Sie vernachlässigen dich! Sie sollten sich deiner besser annehmen! Wie sie mich ansieht! Wie sie den Kopf emporstreckt! Ist es nicht, als ob sie merkte, daß ich Gutes von ihr mit Euch spreche! Armes Ding! Wie das drinnen steckt und nicht heraus kann, so gern es auch wollte! Ich meine zwiefach: einmal im Zuckerglas und sodann in dem Hautfutteral, das ihr die Natur gab." Als er dies gesagt, fing er an, seinen Reißstift und das Zeichenpapier, worauf er bisher einzelne Striche zu einer phantastischen Landschaft zusammengezogen hatte, ohne sich dadurch beim Sprechen im geringsten irre machen zu lassen, ebenfalls beiseite zu legen.

Der Bediente brachte Wasser, und indem er die Hände wusch, sagte er: „Um noch einmal auf Maler Kaaz zurückzukommen, dem Sie bei Ihrem Eintritte begegnet haben müssen, so ist er mir eine recht angenehme, ja liebliche Erscheinung. Er macht es hier in Weimar gerade so, wie er es in der Villa Borghese machte. So oft ich ihn nun sehe, ist es mir, als ob er ein Stück von dem seligen far niente des römischen Kunsthimmels in meine Gesellschaft mitbrächte! Ich will mir doch noch, weil er da ist, ein kleines Stammbuch aus meinen Zeichnungen anordnen. Wir sprechen überhaupt viel zuviel. Wir sollten weniger sprechen und mehr zeichnen. Ich meinerseits möchte mir das Reden ganz abgewöhnen und wie die bildende Natur in lauter Zeichnungen fortsprechen. Jener Feigenbaum, diese kleine Schlange, der Kokon, der dort vor dem Fenster liegt und seine Zukunft ruhig erwartet, alles das sind inhaltschwere Signaturen; ja, wer nur ihre Bedeutung recht zu entziffern vermöchte, der würde alles Geschriebenen und alles Gesprochenen bald zu entbehren imstande sein! Je mehr ich darüber nachdenke, es ist etwas so Unnützes, so Müßiges, ich möchte fast sagen Geckenhaftes im Reden, daß man vor dem stillen Ernste der Natur und ihrem Schweigen erschrickt, sobald man sich ihr vor einer einsamen Felsenwand oder in der Einöde eines alten Berges gesammelt entgegenstellt!"

„Ich habe hier eine Menge Blumen und Pflanzengewächse," indem er auf seine phantastische Zeichnung wies, „wunderlich genug auf dem Papiere zusammengebracht. Diese Gespenster könnten noch toller, noch phantastischer sein, so ist es doch die Frage, ob sie nicht auch irgendwo so vorhanden sind."

„Die Seele musiziert, indem sie zeichnet, ein Stück von ihrem innersten Wesen heraus, und eigentlich sind es die höchsten Geheimnisse der Schöpfung, die, was ihre Grundanlagen betrifft, gänzlich auf Zeichnen und Plastik beruht,

welche sie dadurch ausplaudert. Die Kombinationen in diesem Felde sind so unendlich, daß selbst der Humor darin eine Stelle gefunden hat. Ich will nur die Schmarotzerpflanzen nehmen; wieviel Phantastisches, Possenhaftes, Vogelmäßiges ist nicht allein in den flüchtigen Schriftzügen derselben enthalten! Wie Schmetterlinge setzt sich ihr fliegender Same an diesen oder jenen Baum an und zehrt an ihm, bis das Gewächs groß wird. So in die Rinde eingesäet, eingewachsen finden wir den sogenannten viscus, woraus Vogelleim bereitet wird, zunächst als Gesträuch am Birnbaum. Hier, nicht zufrieden damit, daß er sich als Gast um denselben herumschlingt, muß ihm der Birnbaum sogar sein Holz machen."

„Das Moos auf den Bäumen, das auch nur parasitisch dasitzt, gehört ebendahin. Ich besitze sehr schöne Präparate über diese Geschlechter, die nichts für sich in der Natur unternehmen, sondern sich in allen Stücken nur auf bereits Vorhandenes einlassen. Ich will sie Ihnen bei Gelegenheit vorzeigen. Sie mögen mich daran erinnern. Das Würzhafte gewisser Stauden, die auch zu den Parasiten gehören, läßt sich aus der Steigerung der Säfte recht gut erklären, da dieselben nicht nach dem gewöhnlichen Laufe der Natur mit einem roh irdischen, sondern mit einem bereits gebildeten Stoffe ihren ersten Anfang machen."

„Kein Apfel wächst mitten am Stamme, wo alles rauh und holzig ist. Es gehört schon eine lange Reihe von Jahren und die sorgsamste Vorbereitung dazu, so ein Apfelgewächs in einen tragbaren, weinichten Baum zu verwandeln, der allererst Blüten und sodann auch Früchte hervortreibt. Jeder Apfel ist eine kugelförmige, kompakte Masse und fordert als solche beides, eine große Konzentration und auch zugleich eine außerordentliche Veredlung und Verfeinerung der Säfte, die ihm von allen Seiten zufließen. Man denke sich die Natur,

wie sie gleichsam vor einem Spieltische steht und unaufhörlich au double! ruft, d. h. mit dem bereits Gewonnenen durch alle Reiche ihres Wirkens glücklich, ja bis ins Unendliche wieder fortspielt. Stein, Tier, Pflanze, alles wird nach einigen solchen Glückswürfen beständig von neuem wieder aufgesetzt, und wer weiß, ob nicht auch der ganze Mensch wieder nur ein Wurf nach einem höhern Ziele ist?"

Während dieser angenehmen Unterhaltung war der Abend herbeigekommen, und weil es im Garten zu kühl wurde, gingen wir herauf in die Wohnzimmer. Späterhin standen wir an einem Fenster. Der Himmel war mit Sternen besät. Die durch die freiere Gartenumgebung angeklungenen Saiten in Goethes Seele zitterten noch immer fort und konnten auch zu Abend nicht aus ihren Schwingungen kommen. „Es ist alles so ungeheuer," sagte er zu mir, „daß an kein Aufhören von irgend einer Seite zu denken ist. Oder meinen Sie nur, daß selbst die Sonne, die doch alles erschafft, schon mit der Schöpfung ihres eignen Planetensystems völlig zu Rande wäre, und daß sonach die Erden und Monde bildende Kraft in ihr entweder ausgegangen sei, oder doch untätig und völlig nutzlos daliege? Ich glaube dies keineswegs. Mir ist es sogar höchst wahrscheinlich, daß hinter Merkur, der an sich schon klein genug ausgefallen ist, einst noch ein kleinerer Stern als dieser zum Vorschein kommen wird. Man sieht freilich schon aus der Stellung der Planeten, daß die Projektionskraft der Sonne merklich abnimmt, weil die größten Massen im Systeme auch die größte Entfernung einnehmen. Eben auf diesem Wege aber kann es, fortgeschlossen, dahin kommen, daß wegen Schwächung der Projektionskraft irgend ein versuchter Planetenwurf irgend einmal verunglücke. Kann die Sonne sodann den jungen Planeten nicht wie die vorigen gehörig von sich absondern und ausstoßen, so wird sich vielleicht, wie beim

Saturn, ein Ring um sie legen, der uns armen Erdenbewohnern, weil er aus irdischen Bestandteilen zusammengesetzt ist, ein böses Spiel machen dürfte. Und nicht nur für uns, sondern auch für alle übrigen Planeten unseres Systems würde die Schattennähe eines solchen Ringes wenig Erfreuliches bewirken. Die milden Einflüsse von Licht und Wärme müßten natürlich dadurch verringert werden, und alle Organisationen, deren Entwicklung ihr Werk ist, die einen mehr, die andern weniger sich dadurch gehemmt fühlen."

„Nach dieser Betrachtung könnten die Sonnenflecke allerdings einige Unruhe für die Zukunft erwecken. Soviel ist gewiß, daß wenigstens in dem ganzen uns bekannt gewordenen Bildungshergang und Gesetz unsers Planeten nichts enthalten ist, was der Formation eines Sonnenringes entgegenstände, wiewohl sich freilich für eine solche Entwicklung keine Zeit angeben läßt."

118. Mit Riemer u. Karl Ludwig Kaaz 9. Juli 1809

Mittags mit Goethe und Kaaz allein zu Tische.

Nach Tisch. Goethe äußerte: „Die Willkür des Genies läßt sich gar nicht bestimmen und abmessen. Genie kann im Schönen und Vollkommenen verbleiben, oder darüber hinausgehen ins Absurde.

Man könnte ein solches Genie, das innerhalb des Schönen bleibt, ein moralisches nennen, weil es eben das tut, was das moralische Wesen tut, innerhalb der Pflicht oder des moralischen Gesetzes zu verbleiben.

Die andern, insofern unmoralische, wohlgemerkt! nicht unsittliche. Es ist das tertium comparationis hier nur dies, daß beide in einem gewissen Maße, auf einer gewissen Mitte bestehen.

Und so wie die Menschen gewöhnlich mehr sittliche Ungeheuer bewundern und anstaunen als wahrhaft Sittliche, so auch mehr das extravagante Genie, das sich im Absurden gefällt, als das, welches im Schönen verbleibt."

119. Mit Riemer Etwa 24. Juli 1809

„Das Symbolische ist oft repräsentativ, z. E. in ‚Wallensteins Lager' ist der Bauer mit den Würfeln eine symbolische Figur und zugleich eine repräsentative; denn er stellt die ganze Klasse vor."

„Motivieren bedeutete in dem bisherigen Verstande, von dramatischen Handlungen, das Individualisieren derselben bis ins Unendliche, so daß, wenn etwas bloß allgemein angedeutet war, nämlich ein Mögliches, es sogleich hieß: die Handlung wäre nicht motiviert genug, z. E. der Haß zwischen zwei Brüdern. Aber das ganze Verlangen ist lächerlich; denn zuletzt muß doch etwas bloß zugegeben werden, weil es irgendwo wirklich ist und folglich auch möglich sein kann. Warum also nicht gleich anfangs?"

120. Mit Riemer 24. Juli 1809

„Die sittlichen Symbole in den Naturwissenschaften (z. B. das der ‚Wahlverwandtschaft' vom großen Bergman erfunden und gebraucht) sind geistreicher und lassen sich eher mit Poesie, ja mit Sozietät verbinden, als alle übrigen, die ja auch, selbst die mathematischen, nur anthropomorphisch sind, nur daß jene dem Gemüt, diese dem Verstande angehören."

„Es ist seltsam (singulier), daß eine so geistreiche Nation wie die französische, sich mit solchen mathematischen, wie die des Cartesius sind, mit solchen Figuren, als seine Wirbel

vorstellen, hat befassen mögen, die so unbegreiflich als irgend ein anderes der geoffenbarten Religion auch sind. Aber es scheint so, daß, wenn man sich des Unbegreiflichen in irgend einem Falle abtut und es nicht anerkennen will, man zur Genugtuung in eine andre unbegreifliche Vorstellungsart verfällt, wie z. B. die Cartesianische und Newtonische sind."

„Gewiß nur der am empfindlichsten gewesen ist, kann der kälteste und härteste werden; denn er muß sich mit einem harten Panzer umgeben, um sich vor den unsanften Berührungen zu sichern; und oft wird ihm selbst dieser Panzer zur Last."

121. Mit Clemens Brentano — 8. August 1809

In Jena fand ich Goethe beim Mittagessen; ich trank ein Glas Wein mit ihm, und er gab mir ein Stück Käse dazu. Er war sehr freundlich und sprach mit ungemeiner Hochachtung von der ‚Einsiedlerzeitung' und dem ‚Wintergarten'; die Erzählung von der Engländerin nannte er ganz vortrefflich, aber die Nelsons-Romanzen schienen ihm, wie die meisten Arnimschen Verse, unklar, ungesellig und zum Traum geneigt; er bediente sich dabei des Ausdrucks: „Wenn wir, die wir ihn kennen, lieben und hochschätzen, von dieser unangenehmen Empfindung gepeinigt werden, wie darf er sich betrüben, daß andere ihn aus solchem nicht kennen, lieben und hochschätzen lernen werden."

122. Mit Riemer — 18. August 1809

„Die Menschen sind immer bei beschränkten Mitteln noch beschränkter als die Mittel, die ihnen zu Gebote stehen, deswegen man sich immer gefallen lassen muß, daß, wenn man mit andern und durch andere zu wirken hat, immer das Minimum von Effekt hervorgebracht wird."

„Es geht im kleinen wie im großen. Folge! Das Einzige, wodurch alles gemacht wird und ohne das nichts gemacht werden kann, warum läßt sie sich so selten halten? Warum so wenig durch sich selbst und andere hervorbringen?"

123. Mit Riemer 25. September 1809

„So wie am Ende ein großes Individuum den Wissenschaften Face machen muß, so ist es am Ende auch nur das Individuum, welches originäre, primäre Vorstellungen hat, das eigentlich Schätzbare und das, was zählt.

Die andern erhalten ihre Vorstellungen nur als Reflex, als Widerschein. Sie kleiden sich in gewisse Vorstellungen, wissenschaftliche oder sittliche, wie in Modetrachten."

124. Mit Riemer. 26. September 1809

„Es ist eine eigene Sache, wenn der Sohn ein Metier ergreift, das eigentlich das Metier des Vaters nicht ist; doch mag es auch sein Gutes haben. Wenn einerseits eine Trennung zu entstehen scheint, so entsteht von der andern eine Vereinigung, weil denn doch zuletzt alles Vernünftige und Verständige zusammentreffen muß. Im Grunde bin ich von Jugend her der Rechtsgelahrtheit näher verwandt als der Farbenlehre, und wenn man es genau besieht, so ist es ganz einerlei, an welchen Gegenständen man seine Tätigkeit üben, an welchen man seinen Scharfsinn versuchen mag."

125. Mit Riemer 24. November 1809

Mittags allein. Über die Weiber, weibliche Schälke, die Humboldt und Bohn. Zur Charakteristik derselben usw. Merkwürdige Reflexion Goethes über sich selbst:

Daß er das Ideelle unter einer weiblichen Form oder unter der Form des Weibes konzipiert. Wie ein Mann sei, das wisse er ja nicht. Den Mann zu schildern sei ihm nur biographisch möglich, es müsse etwas Historisches zum Grunde liegen.

126. Mit Riemer 6. u. 10. Dezember 1809

„Unter andern Philisterkritiken über die ‚Wahlverwandtschaften‘ war auch die, daß man keinen Kampf des Sittlichen mit der Neigung sehe.

Dieser Kampf ist aber hinter die Szene verlegt, und man sieht, daß er vorgegangen sein müsse. Die Menschen betragen sich wie vornehme Leute, die bei allem innern Zwiespalt doch das äußere Decorum behaupten.

Der Kampf des Sittlichen eignet sich niemals zu einer ästhetischen Darstellung. Denn entweder siegt das Sittliche, oder es wird überwunden. Im erstern Fall weiß man nicht, was und warum es dargestellt worden; im andern ist es schmählich, das mit anzusehen; denn am Ende muß doch irgend ein Moment dem Sinnlichen das Übergewicht über das Sittliche geben, und eben dieses Moment gibt der Zuschauer gerade nicht zu, sondern verlangt ein noch schlagenderes, das der Dritte immer wieder eludiert, je sittlicher er selbst ist.

In solchen Darstellungen muß stets das Sinnliche Herr werden; aber bestraft durch das Schicksal, d. h. durch die sittliche Natur, die sich durch den Tod ihre Freiheit salviert.

So muß der Werther sich erschießen, nachdem er die Sinnlichkeit Herr über sich werden lassen. So muß Ottilie *καρτερ*ieren, und Eduard desgleichen, nachdem sie ihrer Neigung freien Lauf gelassen. Nun feiert erst das Sittliche seinen Triumph.“

127. Mit Riemer 31. Dezember 1809

„Das Publikum, besonders das deutsche, ist eine närrische Karikatur des Demos. Es bildet sich wirklich ein, eine Art von Instanz, von Senat auszumachen und im Leben und Lesen dieses oder jenes wegvotieren zu können, was ihm nicht gefällt. Dagegen ist kein Mittel als ein stilles Ausharren."

128. Mit Riemer 15. Januar 1810

„Verstand und Vernunft sind ein formelles Vermögen: das Herz liefert den Gehalt, den Stoff.

Wenn man die Männer als Verstand und Vernunft ansehen kann, so sind sie Form; die Weiber, als Herz, sind Stoff."

129. Mit Riemer 21. März 1810

Äußerte Goethe: „Das Musik können — musikalisch sein — wird darum so geschätzt, weil es dem Menschen mit der falschen Idee schmeichelt, das, was uns Vergnügen macht, selbsttätig zu beherrschen, sich nicht bloß leidend zu verhalten. In der Rücksicht tut schon das Lesen vis-à-vis der Poesie viel. Wer nicht lesen kann, ist schon passiver und empfänglicher."

130. Mit Riemer 27. April 1810

Mittags mit Goethe über moralische Erzählungen in Stanzen; Inhalt, Form, Reime. Goethe äußerte: „Den Menschen ist nur mit Gewalt oder List etwas abzugewinnen. Mit Liebe auch, sagt man; aber das heißt auf Sonnenschein warten, und das Leben braucht jede Minute."

131. Mit Riemer 18. Mai 1810

Auf dem Wege von Hof nach Franzensbrunn besprachen wir heroische, Reise-, Liebesmotive und charakteristische, einen gewissen Zustand bezeichnende; sodann in bezug auf seine noch abzufassende Biographie folgendes: „Es gibt eine ironische Ansicht des Lebens im höheren Sinne, wodurch die Biographie sich über das Leben erhebt, eine superstitiose Ansicht, wodurch sie sich wieder gegen das Leben zurückzieht. — Auf jene Weise wird dem Verstand und der Vernunft, auf diese der Sinnlichkeit und Phantasie geschmeichelt, und es muß zuletzt, wohlbehandelt, eine befriedigende Totalität hervortreten."

132. Mit Riemer Etwa Mai 1810

Metamorphose. „Der Grund von allem ist physiologisch. — Es gibt ein physiologisch Pathologisches, z. B. in allen Übergängen der organischen Natur, die aus einer Stufe der Metamorphose in die andre tritt. Diese ist wohl zu unterscheiden vom eigentlichen morbosen Zustande. Wirkung des Äußern bringt Retardationen hervor, welche oft pathologisch im ersten Sinne sind. Sie können aber auch jenen morbosen Zustand hervorbringen und durch eine umgekehrte Reihe von Metamorphosen das Wesen umbringen."

„Jeder, der eine Konfession schreibt, ist in einem gefährlichen Falle, lamentabel zu werden, weil man nur das Morbose, das Sündige bekennt und niemals seine Tugenden berichten soll." — „Das Übel macht eine Geschichte und das Gute keine."

133. Mit Riemer 27. Juni 1810

„Man hört so oft über weitverbreitete Immoralität in unserer Zeit klagen, und doch wüßte ich nicht, daß irgendeiner,

der Lust hätte, moralisch zu sein, verhindert würde, es nur um so mehr und mit desto mehr Ehre zu sein."

134. Mit Riemer 2. Juli 1810

Goethe äußerte: „Die Weiber möchten auf der einen Seite lieben und auf der andern geliebt werden und so beide Pole ihres Magneten beschäftigen. Wir wissen es; sie tun es unbewußt."

135. Mit Riemer 3. Juli 1810

Abends nach Tische. Nihil contra Deum, nisi Deus ipse.

„Ein herrliches Dictum, von unendlicher Anwendung. Gott begegnet sich immer selbst; Gott im Menschen sich selbst wieder im Menschen. Daher keiner Ursache hat, sich gegen den größten gering zu achten. Denn wenn der größte ins Wasser fällt und nicht schwimmen kann, so zieht ihn der ärmste Hallore heraus. — Napoleon, der den ganzen Kontinent erobert, findet es nicht unter sich, sich mit einem Deutschen über die Poesie und die tragische Kunst zu unterhalten, einen artis peritum zu konsultieren. — So göttlich ist die Welt eingerichtet, daß jeder an seiner Stelle, an seinem Ort, zu seiner Zeit alles übrige gleichwägt (balanciert)."

136. Mit Riemer 11. Juli 1810

Abends besuchte mich Goethe.

„Lieben heißt leiden. Man kann sich nur gezwungen (natura) dazu entschließen, d. h. man muß es nur, man will es nicht.

In der Jugend und Liebe macht man die frais von allem und hält die Weiber frei in Witz, Geist und Liebenswürdigkeit."

137. Mit Riemer 13. Juli 1810

Über die doppelte Art von Übersetzungen der Alten und Neuen; die freien nach dem Genius und Bedürfnis des Volkes, für das übersetzt wird, und die getreuen nach dem Genius des Volkes, aus dessen Sprache übersetzt wird.

„Wenn das Publikum ein gutes Stück zwanzigmal wiederholt sehen möchte, so würde der Autor nicht genötigt sein, sich in zwanzig neuen Stücken zu wiederholen."

138. Mit Riemer Juli (?) 1810

(Unser größter Poet habe nur Geschmack, behauptete jemand.)

„Geschmack ist überhaupt der Charakter des neuesten Zeitraums — ich möchte es nicht ableugnen, so wenig wie bei Raffael: denn dieser braucht früher erfundene Motive als die rechten und wahren, aber mit dem höchsten Geschmack, und statt des Religiösen (doch nur des positiv Religiösen) hat er die Weisheit oder die Einsicht in Welt und Menschheit, und wenn er Erfindung hat, so hat er sie auf dieser Seite, d. h. Entdeckung."

„Nur das Kunstwerk regt die Betrachtung auf; der historische Fall, wenn er gegenwärtig ist, oder die Tat, nur Haß und Liebe, Abneigung und Zuneigung, Beifall und Tadel. Erst im Spiegel der Kunst kommen wir zu einer ruhigen Betrachtung und zu einer Nutzanwendung."

„Predigt der Dichter die Moral, so ist er noch schlimmer dran als der Prediger, weil er bloß zu einem didaktischen Behuf eine Fabel erfinden müßte oder einkleiden."

Äußerungen Goethes: „Der Dilettantismus negiert den Meister." „Die Meisterschaft gilt für Egoismus."

139. Mit Riemer 29. Juli 1810

„Methode ist das, was dem Subjekt angehört, denn das Objekt ist ja bekannt. Methode läßt sich nicht überliefern. Es muß ein Individuum sich finden, dem die gleiche Methode Bedürfnis ist. Eigentlich haben nur Dichter und Künstler Methode, indem ihnen daran liegt, mit etwas fertig zu werden und es vor sich hinzustellen."

140. Mit General v. Rühle August (?) 1810

General v. Rühle erzählte mir [Varnhagen v. Ense], Goethe selbst habe ihm einmal gesagt: er habe die erste Anregung zu den ‚Wahlverwandtschaften' durch Schelling erhalten, wie Kapp in seinem Buche [Friedrich Wilhelm Joseph v. Schelling. — Ein Beitrag zur Geschichte des Tages von einem vieljährigen Beobachter] richtig bemerkt. In der Charlotte wollte man die Herzogin Luise erkennen, in dem Hauptmann den Freiherrn v. Müffling, jetzigen Gouverneur von Berlin [1842], in Luciane einzelne Züge der Fräulein v. Reitzenstein, und so noch andere; in dem Maler einen jungen Künstler aus Kassel. Goethe sagte einmal zu Rühle: „Ich heidnisch? Nun ich habe doch Gretchen hinrichten und Ottilie verhungern lassen; ist das den Leuten nicht christlich genug? Was wollen sie noch Christlicheres?"

Das erinnert an die empörte Antwort, die er Knebeln wegen der sittlichen Bedenken desselben gegen die ‚Wahlverwandtschaften' gab: „Ich hab's auch nicht für Euch, ich hab's für die jungen Mädchen geschrieben."

141. Mit Riemer 5. August 1810

„Der Mensch kann nicht lange im bewußten Zustande oder im Bewußtsein verharren; er muß sich wieder ins Unbewußtsein flüchten, denn darin lebt seine Wurzel."

142. Mit Riemer 9. August 1810

„Gott nur ist moralisch, kein Mensch ist es vis-à-vis von sich; man ist es nur gegen andere, denn niemand kann sich selbst subordinieren. Gott erzeigt uns die Ehre, uns für etwas gelten zu lassen, und nur im Fall der höchsten Not sich der Subordinierung zu entziehen, um sich selbst zu erhalten."

143. Mit Riemer 13. August 1810

„Es kommt mir nichts so teuer vor, als das, wofür ich mich selbst hingeben muß."

„Die Eitelkeit ist ohngefähr das, was beim Essen der gute Appetit ist: das Wohlschmecken, das Innewerden des Genusses. Ohne diesen frißt man sich nur voll wie das Tier."

144. Mit Riemer August 1810

„Die ganze Welt ist voll armer Teufel, denen mehr oder weniger — angst ist. Andere, die den Zustand kennen, sehen geduldig zu, wie sie sich dabei gebärden. Es sagt keiner dem andern: das und das ist dein Zustand, und so mußt du's machen. Es verrät keiner dem andern die Handgriffe einer Kunst oder eines Handwerks, geschweige denn die vom Leben. Handgriff ist ein Kompendium, d. h. mit dem wenigsten Aufwand das Zweckmäßige, das Beabsichtigte zu leisten, ist der kürzeste Weg, die gerade Linie zum Rechten, zum Effekt."

„Die Weiber wissen niemals, worüber eigentlich die Männer sich nicht vertragen können. Weil sie eben wie die Juden

kein Point d'honneur haben und zuletzt immer noch transigieren."

„Wenn die Weiber Hypochonder sind, so werden sie immer nur die Objekte schelten, niemals sich. Ein Mann hingegen kann mit sich selbst unzufrieden sein und die Objekte zu sehr erheben."

145. Mit Riemer — 1. September 1810

Eigentlich ist es nur des Menschen, gerecht zu sein und Gerechtigkeit zu üben, denn die Götter lassen alle gewähren, ihre Sonne scheinen über Gerechte und Ungerechte; der Mensch allein geht nach Würdigkeit, nach Verdienst aus. Es soll niemand genießen, was besser ist als er; er muß erst desselben wert, d. h. ihm gleich sein."

146. Mit Riemer — September 1810

„Jedes Kunstwerk motiviert nur durch causas proximas, nicht durch remotas oder remotissimas, weil es sich isolieren muß. Das Motivieren, das ins Detail geht, haben die Engländer aufgebracht."

147. Mit Riemer — 1. Oktober 1810

„Der Unterschied zwischen alter und neuer Kunst ist kein solcher, wie ihn die Herren Unterscheider von Antik und Romantisch machen, sondern die neue Kunst ist nur eine limitierte alte, eines Unzulänglichen in Form und Stoff. Hier tritt die Sehnsucht ein statt der Befriedigung. Auf die Befriedigung kann jedoch eine neue Sehnsucht (nach der Fort-

dauer, Wiederkehr usw.) eintreten, aber die Sehnsucht nach dem Genuß ist ein andres als die ohne allen Genuß."

148. Mit Riemer November 1810

„Unsere Kunstrichter werden transzendent, da sie bloß das Transzendentelle wollen sollten; sie sprechen immer das aus, was sie verschweigen sollten, wie es der Künstler (Iffland) ja selbst macht, der das, woraus er etwas tue, verschweigt. Sie hängen immer die Ringe an Zeus' Ruhebette auf. Mir kommen sie vor wie die katholischen Priester, die überall das Meßopfer bringen. Diese Art von Ästhetik ist nicht produktiv; denn man kann nicht mehr darüber hinaus."

„Die jetzige Generation entdeckt immer, was die alte (vorhergehende) schon vergessen hat."

149. Mit Riemer 4. Dezember 1810

Inter coenam. Als von dem Eigensinn und der Eigenwilligkeit der jetzigen jungen Künstler die Rede war, als: Weißer, Friedrich, Kleist, bemerkte Goethe:

„Sie meinen, außer dem Rechten gäbe es noch ein Rechtes, ein anderes Rechtes, das hätten sie. Wie wenn es außer dem Schwarzen in der Scheibe noch eins gebe, und da schießen sie denn ins Blaue."

150. Mit Riemer Dezember (?) 1810

„Vegetabile Geister und animale Geister, etwa wie Pflanzen und Tiere, Weiber und Männer, jene, die gleichsam einen Boden verlangen, in dem sie sich befestigen und ihre Nahrung

daraus ziehen, irgend eine Wissenschaft, andere, die herumgehen und alles genießen und zu ihrem Nutzen verwenden, wie die Poeten. —

Poet und Künstler — jenes ist genus, dieses species; Dichter ein Universelleres, zugleich Philosoph."

151. Mit Riemer — 24. Dezember 1810

„Da die Rede die Sinne und das innere Vorstellungsvermögen vertreten muß, so muß sie auch zu diesen reden und der Ausdruck sinnlich und repräsentativ sein."

152. Mit Sulpiz Boisserée — 4. Mai 1811

Mit dem alten Herrn geht mir's vortrefflich, bekam ich auch den ersten Tag nur einen Finger, den andern hatte ich schon den ganzen Arm. Vorgestern, als ich eintrat, hatte er die Zeichnungen von Cornelius vor sich. „Da sehen Sie einmal, Meyer," sagte er zu diesem, der auch hereinkam, „die alten Zeiten stehen leibhaftig wieder auf." Der alte krittlige Fuchs murmelte (ganz wie Tieck ihn nachmacht, ohne die geringste Übertreibung); er mußte der Arbeit Beifall geben, konnte aber den Tadel über das auch angenommene Fehlerhafte in der altdeutschen Zeichnung nicht verbeißen. Goethe gab das zu, ließ es aber als ganz unbedeutend liegen und lobte mehr, als ich erwartet hatte. Sogar der Blocksberg gefiel ihm; die Bewegung des Arms, wo Faust ihn der Gretchen bietet, und die Szene in Auerbachs Keller nannte er besonders gute Einfälle. Vor der Technik hatte Meyer alle Achtung, freute sich, daß der junge Mann sich so heraufgearbeitet habe. Ich gab zu verstehen, daß Cornelius sich über seinen Beifall doppelt freuen würde, weil er bei dem schlechten Licht, worin sich manche Nachahmer des

Altdeutschen gesetzt, gefürchtet, diese Art allein würde ihm schon nachteilig sein. Gäbe aber nun Goethe etwas dergleichen Lob, so wäre das um so mehr wert, weil man dabei von der höchsten Unbefangenheit überzeugt sei, und daher könne er auch mit um so besserem Nachdruck und Erfolg die wirklichen Fehler rügen.

Bei Tisch kam die Rede auf allerlei: auf Lezay, auf Reinhard; sie haben der Prinzeß Stephanie ihre Zeichnungen gezeigt; Reinhard hat mir etwas davon verraten. Ich fragte ihn nach dem ‚Diego' von Kettenburg: „das ist ein Schillerus redivivus," antwortete er, „eine Stimme aus dem Grabe, ganz ohne Kraft und Mark." Je weiter wir ins Essen und Trinken kamen, desto mehr taute er auf. Nach Tisch wurde auf dem Flügel gespielt; ein Baron Oliva von Wien, Kapellmeister, wenn ich recht gehört, trug einiges vor; es war das kleine höfliche Männchen von tags zuvor. In dem Musiksaal hingen Runges Arabesken, oder symbolisch-allegorische Darstellungen von Morgen, Mittag, Abend und Nacht. Goethe merkte, daß ich sie aufmerksam betrachtete, griff mich in den Arm und sagte: „Was! kennen Sie das noch nicht? Da sehen Sie einmal, was das für Zeug ist! Zum Rasendwerden! Schön und toll zugleich." Ich antwortete: ‚Ja, ganz wie die Beethovensche Musik, die der da spielt; wie unsere ganze Zeit.' „Freilich," sagte er, „das will alles umfassen und verliert sich darüber immer ins Elementarische, doch noch mit unendlichen Schönheiten im einzelnen. Da sehen Sie nur! was für Teufelszeug! und hier wieder, was da der Kerl für Anmut und Herrlichkeit hervorgebracht! Aber der arme Teufel hat's auch nicht ausgehalten; er ist schon hin. Es ist nicht anders möglich: was so auf der Kippe steht, muß sterben oder verrückt werden; da ist keine Gnade." Ich schreibe Dir dieses Gespräch nur, um Dir die Vertraulichkeit und den schönen Eifer des alten Herrn

zu schildern. Du kannst denken, daß es viel mannigfaltiger war und sehr vieles dabei wechselseitig zur Rede kam . . . Nachher kamen wir auf die Philosophie, auf Deutschland, auf unsere Aussichten auf deutsche Bildung zu sprechen. Er sagte: „Sie glauben nicht: für uns Alte ist es zum Tollwerden, wenn wir da, so um uns herum die Welt müssen vermodern und in die Elemente zurückkehren sehen, daß, weiß Gott wann, ein Neues daraus erstehe!" ‚Und doch,' sagte ich, ‚ist es noch der einzige Trost, daß wir Jungen, als Leichenträger, gleichsam das Bessere, was in der Pest noch übrig bleibt, die alten Schätze der Bildung, zu retten suchen und mit der Zeit, vielleicht erst in unsern Enkeln, die Schulmeister und so auch die Herren der jungen Völker werden, die uns einst beherrschen sollen; alle andern Hoffnungen und Bestrebungen sind leer.' „Was Sie da aussprechen, das ist das Rechte," sagte er, „aber die Dinge so anzusehen, dazu gehört Charakter; denn zur Resignation gehört Charakter."

153. Mit Sulpiz Boisserée 9. Mai 1811

Gestern aß ich wieder bei ihm — denn ich esse nun alle Tage mit ihm —, und ich brachte die Rede auf die Schlegel. Er hatte sich in den ersten Tagen freundlich nach Friedrich bei mir erkundigt, über unsre Verhältnisse mit ihm, und hatte sich recht gut, aber kurz über ihn geäußert; jetzt wollte ich einmal näher wissen, wie er dachte. Da kam nun leider eine schwache Seite zum Vorschein: gemischter Neid und Stolz des furchtsamen Alters. Er schalt sie unredlich, und alles, was ich mit Mäßigung, doch mit Bestimmtheit in Rücksicht Friedrichs, an den ich mich hauptsächlich hielt, dagegen wandte, diente nur dazu, um ihm Erklärungen zu entlocken, die zwar zum Teil gegründet und mit dem, was man jedem, der Schlegel

nicht genauer kennt, einräumen muß, zusammenstimmen, indessen blieb eine Menge und das Hauptsächlichste übrig, was sich lediglich auf Persönlichkeiten stützen kann. Alle kleinen Kränkungen: Novalis, das Stillschweigen von August Wilhelm über ‚Die natürliche Tochter‘ usw. wurden angerechnet und jedes, worin sie die Anerkennung seines Wertes an den Tag gelegt, als Absicht ausgelegt: sie hätten ihn mehr aus Klugheit, als aus Achtung — den einzigen von den Alten — noch bestehen lassen; alles sei Absicht. Er sagte: wenn er ganz in meine Ansicht einginge, die sich bei Friedrich mit allem Schein von Unredlichkeit ganz gut vertrüge, ohne sie ihm im geringsten zuzugeben, sei das einzige, was er da sagen könne, doch immer: wer zuviel unternimmt, muß am Ende ein Schelm werden, mag er sonst so redlich sein als er will. Und damit ließ ich es eben gut sein. In dem ganzen Gespräch setzte er mein Treiben mit dem Dom, als ein redliches jenem entgegen, und ich verstand erst noch mehr, was er am Tag vorher gemeint hatte.

154. Mit Riemer Juni (?) 1811

„Die Geschichte ist ein Märchen im Anfang, auf ihm schwimmt ein Faktum wie auf dem Wasser, bis das Wasser verschwindet.“

„Zufälle nennt man in der Natur, was beim Menschen Freiheit heißen würde, nämlich Ereignisse eines Notwendigen in Absicht der Folgen, aber willkürlich in Absicht der Zeit.“

„Die dramatischen Einheiten heißen weiter nichts, als einen großen Gehalt mit Wahrscheinlichkeit unter wenige Personen austeilen und darstellen. So hat Racine den Gehalt des Tacitus in griechische Form gebracht.“

„Mit tätigen Menschen fährt man immer besser gegenwärtig als abwesend; denn sie kehren, entfernt, meistens die Seite hervor, die uns entgegensteht; in der Nähe jedoch findet sich bald, inwiefern man sich vereinigen kann."

155. Mit Riemer 27. Juni 1811

„Zu der Zeit liebt sich's am besten, wenn man noch denkt, daß man allein liebt und noch kein Mensch so geliebt hat und lieben werde."

156. Mit Riemer 29. Juni 1811

„Über die verschiedenen Systeme bei den Insekten, wo eins das andre aufzehrt und sich ins andre verwandelt. So auch im Menschen. Im Kinde die Vernunft schon, auf eine andre Weise; dann der Verstand, bei eintretender Pubertät; dann der Ehrgeiz; dann der Nutzen; zuletzt wieder die Vernunft, aber nicht bei allen Menschen, denn viele bleiben beim Nutzen stehen."

157. Mit Riemer 7. Juli 1811

„Beide Geschlechter besitzen eine Grausamkeit gegeneinander, die sich vielleicht in jedem Individuum zuzeiten regt, ohne gerade ausgelassen werden zu können: bei den Männern die Grausamkeit der Wollust, bei den Weibern die des Undanks, der Unempfindlichkeit, des Quälens u. a. m."

158. Mit Charlotte v. Schiller u. Karoline v. Wolzogen

14. Juli 1811

Am Sonntag nachmittag haben wir .... in Jena .... unsern Meister [Goethe] besucht..... Der Meister war gar gut, freundlich, mitteilend und ernsthaft gestimmt mitunter, wie ich es gern habe. Er ist mit der Welt nicht in Frieden, scheint es, und sagt, er wolle ein indischer Einsiedler werden, wie die waren, die Apollonius von Tyana aufsuchte. Er sieht wohl aus, und keine Abspannung ist in seinen Zügen sichtbar. Eine Beilage will ich hinzufügen von seinem Propos über Oken; Sie [Erbprinzeß von Mecklenburg-Schwerin] müssen es wissen und sich krank oder gesund lachen.....

Beilage.

Eine der Ideen in der neuen Naturlehre ist, daß der Mund nur ein verlängerter Darm ist.

Alsdann erklärt der Meister, daß Oken den süßesten Laut in der Natur einen Ton nenne, den wir nicht gern hören lassen wollen. Es sagt der Meister: Nun sollte ein Liebender nach dieser Theorie sagen: Deine Stimme tönt mir so süß wie ein ....

Bei einer wohlbesetzten Tafel würde der Philosoph sagen: Gebt euch nicht die Mühe, zu essen, sondern tragt gleich die Speisen dahin, wo sie durch euch hingelangen.

Die Tiere sind Schleimbläschen im Licht. Die Pflanzen sind Schleimbläschen im Dunkel.

159. Mit Riemer

20. Juli 1811

„Das Unzulängliche ist produktiv. Ich schrieb meine ‚Iphigenia' aus einem Studium der griechischen Sachen, das aber unzulänglich war. Wenn es erschöpfend gewesen wäre, so wäre das Stück ungeschrieben geblieben."

Über die Produktivität ohne Urteil, Lust zur Erfindung, Märchen zu ersinnen. „Kann auch hypochondrisch sein. Hängt auch mit dem Charakter zusammen und fließt auf ihn ein."

160. Mit Riemer Juli (?) 1811

„Wer keine Liebe fühlt, muß schmeicheln lernen, sonst kommt er nicht aus" bemerkte G., als vom Charakter der Juden die Rede war.

161. Mit Knebel 30. Oktober 1811

Ich hatte gestern mit Goethe eine artige Unterredung, worin er mir sagte, daß er sich nie in seinem Leben eines zufälligen Glückes habe rühmen können, und daß er solches auch im Spiel erfahren, wo ihn das Glück durchaus fliehe.

162. Mit Riemer 11. Dezember 1811

„In dem ungeheuren Leben der Welt, d. h. in der Wirklichwerdung der Ideen Gottes (denn das ist die wahre Wirklichkeit), fällt als ein Peculium für unsere Persönlichkeit ab: das Affirmieren und Negieren, das Vorurteil und die Apprehension, der Haß und die Liebe; und darin besteht das Zeitliche, und Gott hat auf diese Perturbation mitgerechnet und läßt uns gleichsam darin gebaren."

163. Mit Riemer 21. Dezember 1811

„Die Deutschen haben so eine Art von Sonntagspoesie, eine Poesie, die ganz alltägliche Gestalten mit etwas besseren Worten bekleidet, wo denn auch die Kleider die Leute machen sollen."

164. Mit Anton Genast 1811 (?)

Bei einer andern Gelegenheit, wo ‚Die neue Frauenschule‘ von Kotzebue gegeben werden sollte, ein Stück von drei Akten, worin die Handlung nur unter drei Personen stattfindet, legte er [Goethe] die drei Rollen in die Hände von Anfängern. Als er mir dieselben zur Verteilung übergab, bemerkte ich ihm, daß das Stück verloren sei, wenn nicht das Wolffsche Ehepaar und die Lortzing die Träger des Ganzen wären. „Ei was!“ sagte er mürrisch, „ich weiß, was ich tue. Man muß den jungen Leuten Vertrauen beweisen; denn nur so kann etwas aus ihnen werden.“ ‚Aber hier nicht, Exzellenz!‘ erwiderte ich. ‚Das Gelingen hängt hier einzig und allein von einer trefflichen Darstellung ab, und diese ist nur zu erwarten, wenn Ew. Exzellenz die Rollen den Genannten übertragen. Das Stück, das ohnehin kein Meisterwerk ist, kann nur durch solche tüchtige Kräfte über seine Mittelmäßigkeit gehoben werden, und statt den jungen Leuten zu nützen, schaden Sie ihnen nur. Indessen haben Ew. Exzellenz zu befehlen; ich habe nur meiner Pflicht gemäß meine Ansicht ausgesprochen.‘ Nachdem Goethe mehrere Male mit heftigen Schritten im Zimmer auf- und abgegangen war, blieb er plötzlich vor mir stehen, mich mit seinen wunderbaren Glanzaugen anblickend, und sagte: „Den einmal hingeschriebenen Namen auf einer Rolle wieder ausstreichen, wenn das Mitglied nicht abgegangen oder gestorben ist, das tue ich nicht; das wißt Ihr. So laßt denn die Titelblätter der Rollen nochmals schreiben, damit ich sie für die Wolffs und Madame Lortzing signieren kann.“ So geschah es.

165. Mit v. Müller 23. Oktober 1812

[Nach dem Besuch beim französischen Gesandten.] Im Heimgehen kamen wir auf seine [Goethes] Kupferstichsamm-

lungen zu sprechen, wie er denn auserlesene Blätter daraus alle Sonntagmorgen jenem kunstliebenden Freunde und mir vorzuzeigen und zu erläutern pflegte. „Mir ist der Besitz nötig," äußerte er, „um den richtigen Begriff der Objekte zu bekommen. Frei von den Täuschungen, die die Begierde nach einem Gegenstande unterhält, läßt erst der Besitz mich ruhig und unbefangen urteilen. Und so liebe ich den Besitz, nicht der besessenen Sache, sondern meiner Bildung wegen und weil er mich ruhiger und dadurch glücklicher macht. Auch die Fehler einer Sache lehrt mich erst der Besitz, und wenn ich z. B. einen schlechten Abdruck für einen guten kaufe, so gewinne ich unendlich an Einsicht und Erfahrung. Einst verkaufte mir ein bekannter Kunstkenner eine angebliche Antike, die er innerlich für ein modernes Produkt hielt; es fand sich aber, daß es eine wirkliche Antike war; so erschien er bestraft, ich aber für meinen guten Glauben belohnt."

Wir setzten das Gespräch in Goethes Garten fort, und es fiel bald auf die neueste Literatur. „Die meisten neuen Schriften, die man mir sendet," sagte er, „stelle ich hin und lese sie erst nach einigen Jahren. Dann habe ich das geläutertere Urteil der Zeitgenossen und das Werk selbst zugleich vor mir. Tieck, Arnim und Konsorten haben ganz recht, daß sie aus früheren Zeiten herrliche Motive hervorziehen und geltend machen. Aber sie verwässern und versauern sie nur gewaltig und lassen oft gerade das Beste weg. Soll ich alle ihre Torheiten mitschlucken? Es hat mich genug gekostet, zu werden wie ich bin; soll ich mich immer von neuem beschmutzen, um diese Toren aus dem Schlamm zu ziehen, worein sie sich mutwillig stürzen? Oehlenschläger war wütend, weil ich seinen ‚Correggio' nicht aufführen ließ. Zwar hatte ich ‚Wanda' aufgenommen, — aber muß man denn zehn dumme Streiche machen, weil man einen gemacht hat?"

166. Mit Heinrich Luden 4. November (?) 1812

An dem Tage nun, da ich ... mit Goethe in Knebels Garten ging, lag mir gewiß kaum ein Gedanke ferner, als der Gedanke an den Herzog Bernhard [den Großen von Weimar]. Kaum aber hatten wir einige Schritte gemacht, so fing Goethe an: „Es ist mir lieb, Sie einmal allein zu sprechen. Ich hätte längst gern über eine Sache mit Ihnen geredet, die auch mich einst beschäftigt hat, und wir wollen den Augenblick benutzen. Wie steht es mit Ihrer Biographie des Herzogs Bernhard?" — ‚Sind Ew. Exzellenz auch mit dieser Sache bekannt?' — „Wie sollte ich nicht? Freilich!" — ‚Leider steht es nicht gut, oder vielmehr es steht gar nicht.' — „Wieso?" — Und nun begann ein gar freundliches Gespräch, in welchem Goethe anfangs der Fragende und ich der Antwortende war, welches aber bald in eine wahre Konversation überging. Ich will indes, um die Weitläufigkeit des Gesprächs zu vermeiden, lieber zusammenstellen, was im wesentlichen gesagt worden ist. ‚Ich will nicht leugnen,' sagte ich, ‚daß ich den Vorschlag des Herrn [Staatsminister] v. Voigt gern annahm, und daß ich nicht ohne Liebe ans Werk ging. Der Herzog war mir in der Geschichte des dreißigjährigen Krieges immer als eine glänzende Heldengestalt entgegengetreten, und mit Lust und Freude hatte ich wie in Tagen des Sieges so in Tagen des Unglücks auf den jungen Fürsten des Vaterlandes hingeblickt. Deswegen faßte ich die Hoffnung, er werde eingerahmt und aus dem großen Gemälde herausgenommen, mit einer Umgebung, die als würdiger Hintergrund ihn nur noch mehr heben mußte, sich in einer solchen Weise darstellen lassen, daß er als Held des Glaubens und des Vaterlandes ein Muster und Beispiel sein könnte für Hohe und für Geringe. Sowie ich aber den Versuch machte, fielen von allen Seiten, wenn das anders nicht falsch gesprochen ist, Schatten auf mein Bild,

die mir das Licht verschoben oder verdarben. Wie ich ihn auch stellen mochte, er bekam weder Schnitt noch Farbe. Zwar blieb er ein ausgezeichneter Kriegsfürst, tüchtig, einsichtig, tapfer und kühn; zwar war er auch ein frommer Mann und bewahrte stets ein tiefes Ehrgefühl und eine hohe fürstliche Gesinnung. Aber ein bloßes Aufzählen seiner Taten und Fahrten gewährte mir kein hinlängliches Interesse; als bloßen Soldaten konnte und mochte ich ihn nicht darstellen. Er stand allerdings nicht niedriger als alle übrigen, die in diesem unglückseligsten aller Kriege, in diesem heillosen Heuchelkriege hervorragten, aber auch eben nicht höher. Denn ein Heuchelkrieg war es, und wenn man auch das Bild der Religion auf dieser Seite wie auf jener vor sich hertrug, so galt es doch nur um irdische Interessen, die man durch religiöse Mittel zu fördern suchte. Gustav Adolfs Haupt hat man mit einem heiligen Schein zu umgeben gesucht, und diesen Schein hat noch niemand unter den Protestanten zu zerstören oder zu verwerfen gewagt; da er so früh seinen Tod fand, so ist er als ‚ein Kämpfer des Herrn' gefallen, und die Wahrheit ist von der Geschichte entfernt geblieben. Dem Herzog Bernhard ist dieser Heiligenschein zugute gekommen; es war genug, daß er an der Seite dieses Kämpfers des Herrn gestanden hatte; niemand fragte nach der eigentlichen Natur der Verbindung beider Fürsten, und das Herzogtum Franken wurde kaum beachtet. Selbst sein Anschließen an Frankreich, das doch eben nicht für den Protestantismus besonders enthusiasmiert war, hat eben deswegen seine Lobredner gefunden. Mit einem Worte: mir kam vor, als müsse der Herzog seine Stellung in der Geschichte des dreißigjährigen Krieges behalten; wenigstens traute ich mir nicht, eine Biographie desselben zu schreiben.'

Was Goethe sagte, lief auf folgendes hinaus: „Wir sind ganz einig; Ihre Geschichte ist in diesem Falle die meinige.

Ich bin fast in derselben Weise wie Sie zu dem Versuche einer Biographie des Herzogs bewogen worden; auch habe ich in der Tat den Willen gehabt, das Buch zu schreiben, und die Hoffnung, es werde sich etwas Erfreuliches und Heiteres machen lassen. Aber ich erkannte bald, daß es schwer, wenn nicht unmöglich sein würde, dem Helden eine bestimmte anständige Physiognomie zu geben. Zwar bin ich auf das Kirchliche und Politische nicht eingegangen. Das Kirchliche gehört der Zeit an; es war der Firnis, mit welchem man Leidenschaften und Bestrebungen überstrich, um andere und sich selbst zu täuschen. Auf jener Seite wie auf dieser hat es Glaubenshelden gegeben; auf jener Seite wie auf dieser hat man sich selbst eingebildet und sich von andern vorsagen lassen, Kämpfer des Herrn zu sein. Das Politische aber habe ich zur Seite geschoben. Es gab keine andere Politik, als die Lust zu rauben, zu plündern, zu erobern. Des Reich war dahin und bestand nur noch in einer verblaßten überlieferten Vorstellung. Welcher Fürst bekümmerte sich um den Kaiser und das Reich anders, als insoweit er seinem Vorteile nachlief? Die Gedanken Vaterland und Nationalität waren dem Zeitalter fremd und sind den späteren Zeiten fremd geblieben, wie sie denn auch wohl früher selten wirksam gewesen sein mögen. Darum ist niemandem zum Vorwurf zu machen, daß er nicht vaterländisch oder national handelte; es ist niemandem zu verdenken, daß er sich nach allen Seiten wandte, um die Stellung zu erhalten, in welcher er größeren Einfluß gewinnen konnte, und kein Geschenk zurückwies, das er zu besitzen wünschte, gleichviel ob es ihm vom Norden her geboten ward, oder vom Süden. Deswegen glaubte ich auch, den Herzog Bernhard nur als Heerführer und Held beachten und ihn in jedem Verhältnis aufnehmen zu müssen, in welchem ich ihn fand und wie ich ihn fand, ohne die Gründe zu beurteilen, die ihn in

dieses Verhältnis gebracht haben mochten. Aber selbst in dieser Beschränkung, in welcher doch keine ungebührlichen Anforderungen gemacht wurden, geriet ich in Verlegenheit. Von dem Früheren kann, da der Herzog noch so jung und untergeordnet war, keine Rede sein, aber der Tag bei Lützen war schön und könnte wohl Begeisterung erregen. Sie haben recht: Gustav Adolf verdankte den heiligen Schein seinem Tod in dieser Schlacht. Hätte er länger gelebt, so möchte allerdings das Urteil, ich will nicht sagen der Geschichte, sondern der Geschichtschreiber anders geworden sein: denn er würde sich wahrscheinlich in so wirre Dinge verstrickt haben, daß es ihm weder möglich gewesen wäre, seinem Wesen getreu zu bleiben, noch den Schein zu retten. Wenn, wie der König im Anfange der Schlacht, so der Herzog im Augenblicke des Sieges, als Wallenstein schon auf dem Rückzug oder auf der Flucht war, gefallen wäre, so würde auch er mit ‚dem heiligen Schein' in der Geschichte stehen; er würde wie ein Held ohnegleichen gefeiert werden, der schnell der Sache ein Ende gemacht und all das Unglück abgewendet haben würde, das später über die Welt gekommen ist: denn die Menschen sind gar sehr geneigt, einem jungen Manne, der rasch aus dem Leben hinweg gerissen wird, alle Hoffnungen als Erfüllung anzurechnen, und ein Götze ist ihnen immer Bedürfnis. Aber was ist mit Nördlingen anzufangen? Eine Gardine ist nicht niederzulassen, ein Schleier nicht darüber zu werfen. Und wenn auch der Dichter noch wohl einen Ausweg fände, so kommt ihr Historiker mit dem, was Ihr Wahrheit nennt, und treibt des Dichters Werk auseinander. Und so habe ich mich denn zurückgezogen und die Sache aufgegeben wie Sie."

Inzwischen war Knebel herzugekommen, und durch ihn wurde dem Gespräch eine andere Wendung gegeben.

167. Mit Riemer November 1812

„Die Welt ist größer und kleiner als man denkt. — Wer sich bewegt, berührt die Welt, und wer ruht, den berührt sie; deswegen müssen wir immer bereit sein, zu berühren oder berührt zu werden. — —

Wir können uns jetzt alle als Strandbewohner ansehen und täglich erwarten, daß einer vor unserer Hüttentür, wo nicht mit seiner Existenz, doch mit seinen Hoffnungen scheitert. —

Die Weltgeschichte sammelt auf unsere Kosten sehr große Schätze."

„Wer die Technik nicht versteht, kann über poetische Produkte nicht schreiben. Die Figuren der Poesie sind ja keine historischen Personen, die man als notwendige zu beurteilen hätte, wie man ja ein historisches Bild nicht moralisch als eine wirkliche Handlung beurteilen darf."

168. Mit v. Müller 16. Dezember 1812

Die heutige Bedeckung des Aldebarans, jenes schönen Fixsternes im Zeichen des Widders, durch den Mond hatte ihn sehr feierlich und heiter gestimmt. Es war, als ob ihm selbst etwas höchst Bedeutendes widerführe. Da war er denn zu Anerkennung jedes Ausgezeichneten doppelt gestimmt. Er rühmte Riemers Tüchtigkeit, der ein für allemal nichts, bloß um die Sache abzufertigen, tue. So strich er auch Zelters Großheit und männliche Fassung im tiefsten Schmerz bei dem Selbstmord seines Sohnes, frei von aller kleinlichen Sentimentalität, ungemein heraus.

„Die Astronomie," äußerte er, „ist mir deswegen so wert, weil sie die einzige aller Wissenschaften ist, die auf allgemein anerkannten, unbestreitbaren Basen ruht, mithin mit voller Sicherheit immer weiter durch die Unendlichkeit fortschreitet.

Getrennt durch Länder und Meere teilen die Astronomen, diese geselligsten aller Einsiedler, sich ihre Elemente mit und können darauf wie auf Felsen fortbauen."

Er kam sodann auf A. v. Steigentesch Angriff gegen deutsche Literatur im Schlegelschen ‚Museum' zu sprechen, der ihn sehr indignierte. Schlegel ist gegen besseres Wissen bloß durch Steigentesch leckere Tafel dazu verführt worden, diesen verruchten Aufsatz aufzunehmen. Die besseren Wiener wissen das recht gut. So heiter hatte ihn jene astronomische Erscheinung gestimmt, daß er den Gedanken faßte, die musikalischen Vereine, die bekanntlich früher der Neid der Jagemann gestört hatte, für den Sonntagmorgen wieder aufzunehmen. Sein ganzes Herz schien daran zu hängen. Wie manche schöne Stunde dürfen wir uns demnach wieder versprechen!

169. Mit Riemer — Zwischen 1804 und 1812

„Die höchsten Kunstwerke sind schlechthin ungefällig, sie sind Ideale, die nur approximando gefallen können und sollen, ästhetische Imperative.

In eigentlichen Poemen ist keine als die Einheit des Gemüts.

Alles Vollendete spricht sich nicht allein, es spricht eine ganze mitverwandte Welt aus.

Der Künstler gehört dem Werke und nicht das Werk dem Künstler.

Der Dichter ist wahrhaft sinnberaubt, dafür kommt alles in ihm vor. Er stellt im eigentlichsten Sinne das Subjekt-Objekt vor, Gemüt und Welt. Daher die Unendlichkeit eines guten Gedichts, seine Ewigkeit.

Poesie ist Poesie, von Sprech- und Redekunst unendlich verschieden.

Poesie ist Gemütserregungskunst.

Poesie ist Darstellung des Gemüts, der inneren Welt in ihrer Gesamtheit."

170. Mit Riemer — Zwischen 1804 und 1812

„Das Theater ist die tätige Reflexion des Menschen über sich selbst.

Die historischen Stücke gehören zu der angewandten Historie. Sie können teils allegorisch, teils Poesie der Geschichte sein.

Alle Darstellung der Vergangenheit ist ein Trauerspiel im eigentlichen Sinne, alle Darstellungen des Kommenden, des Zukünftigen ein Lustspiel.

Das Trauerspiel ist bei dem höchsten Leben eines Volkes am rechten Orte, sowie das Lustspiel beim schwachen Leben desselben.

Plastik, Musik und Poesie verhalten sich wie Epos, Lyrik und Drama."

171. Mit Riemer — Zwischen 1804 und 1812

„Schöne Melodie und Gesang von einem schlechten Text tut nichts zur Sache.

Es ist besser die Worte nicht zu verstehen, weil man aus den Gebärden mehr herausholt, als die Worte geben können. Die Wichtigkeit des Inhalts, des Gegenstandes wird uns durch leidenschaftliche Gebärden aufgeprägt; auch der Stumpfeste muß denken, daß es der Mühe wert sei, sich zu ereifern.

Nicht outriert. Alle Elemente des Gefühls, Ausdrucks sind darin, die bei uns auch, aber einzeln vorkommen, aber verbunden zu einem Ganzen.

Das französische Theater, die Acteurs gehen nur wenig über die französische Wirklichkeit hinaus, es ist nur taktmäßiger. Der

gemeinste Soldat würde so agieren, so sprechen, nur nicht durchweg mit dieser Gemessenheit, die keineswegs steif und hölzern.

Das französische Theater stellt seinen Gegensatz in französischer Form, das deutsche den seinigen in seiner Form [vor]. Das deutsche stellt leidenschaftliche Gegenstände mit seiner Ruhe vor, das französische gesetzte mit seiner Heftigkeit."

172. Mit Riemer — Zwischen 1804 und 1812

„In allem, was da lebt und leben soll, muß das Subjekt vorwalten, d. h. mächtiger sein als das Objekt: es muß dieses überwinden, wie die Flamme das Docht verzehrt."

173. Mit Riemer — Zwischen 1804 und 1812

„Nicht einmal die Poesie des christlichen Gesangbuches ist für alle und jede; wie sollte die profane Poesie für einen jeden sein? Wielands Dichtungen sind nicht allen Leuten, Kindern und Weibern zu empfehlen. Das tut aber dem Dichter keinen Eintrag. Dieser kann sich in seinem Wesen nicht genieren. Die polizeiliche Einschränkung kommt andern Volks- und Hausvorstehern zu."

174. Mit Riemer — 25. Januar 1813

„Es ist unglaublich, was die Deutschen sich durch das Journal- und Tagsblattverzetteln für Schaden tun: denn das Gute, was dadurch gefördert wird, muß gleich vom Mittelmäßigen und Schlechten verschlungen werden. Das edelste Ganggestein, das, wenn es vom Gebirge sich ablöst, gleich in Bächen und Flüssen fortgeschwemmt wird, muß wie das schlechteste abgerundet und zuletzt unter Sand und Schutt vergraben werden."

Montag, den 25. Januar .... war Wielands Begräbnistag. .... Ich fühlte mich zu tief erschüttert, als daß ich diesem Leichenzuge hätte beiwohnen können. Auch war ich auf Nachmittag zu Goethe beschieden, für dessen Gesundheit wir mehr als jemals unter diesen Umständen zu fürchten hatten. Er war ebenfalls durch diesen Todesfall äußerst bewegt. .... Als unter anderm zufällig auch die Rede auf seine ‚Natürliche Tochter' kam, von welcher gestern .... eine Vorlesung gehalten wurde, fragte ich ihn, ob wir bald eine Fortsetzung derselben erwarten dürften. Goethe schwieg eine Weile, alsdann gab er zur Antwort: „Ich wüßte in der Tat nicht, wo die äußeren Umstände zur Fortsetzung oder gar zur Vollendung derselben herkommen sollten. Ich habe es meinerseits sehr zu bereuen, auf Schillers Zureden von meinem alten Grundsatze abgegangen zu sein. Dadurch, daß ich die bloße Exposition dieses Gedichtes habe drucken lassen — denn für mehr kann ich das selbst nicht ansprechen, was im Publikum davon vorhanden ist —, habe ich mir alle Freude an meiner Arbeit gleichsam im voraus hinweggenommen. Die verkehrten Urteile, die ich auf diesem Wege erfahren konnte, mußten dann auch das Ihrige dazu beitragen. Kurz, ich bin selber so völlig von dieser Arbeit zurück, daß ich damit umgehe, auch sogar den Entwurf des Ganzen unter meinen Papieren zu zerstören, damit nach meinem Tode kein Unberufener kommt, der es auf eine ungeschickte Art fortsetzt."

Ich bemerkte, um Goethes Mißmut etwas zu mildern, was Herder ehemals zu mir von dieser Tragödie gesagt hatte, und führte zu dem Ende seine eigenen Worte an. Er nannte sie die köstlichste, gereifteste und sinnigste Frucht eines tiefen, nachdenkenden Geistes, der die ungeheuern Begebenheiten dieser Zeit still in seinem Busen getragen und zu höheren Ansichten

entwickelt hätte, zu deren Aufnahme die Menge freilich gegenwärtig kaum fähig wäre. „Wenn dem so ist,“ fiel mir Goethe ins Wort, „so laßt mich das Obengesagte wiederholen: wo sollen wir die Zeitumstände zur Fortsetzung eines solchen Gedichtes hernehmen? Was jener geheimnisvolle Schrank verberge, was ich mit dem ganzen Gedichte, was ich mit dem Zurücktreten der Fürstentochter in den Privatstand bezweckte: darüber wollen wir uns in keine nähere Erklärung einlassen; der Torso selbst und die Zeit, wenn der finstere Parteigeist, der sie nach tausend Richtungen bewegt, ihr wieder einige Ruhe der Betrachtung gestattet, mag für uns antworten!“ — ‚Gerade von diesen Punkten aus war es,‘ fiel ich ihm ins Wort, ‚wo Herder eine sinnreiche Fortsetzung und Entwicklung des allerdings mehr epischen als dramatischen Stoffes erwartete. Die Stelle besonders, wo Eugenie so unschuldig mit ihrem Schmucke spielt, indes ein ungeheures Schicksal, das sie in einen andern Weltteil wirft, schon dicht hinter ihr steht, verglich Herder sehr anmutig mit einem Gedicht der griechischen Anthologie, wo ein Kind unter einem schroff herabhängenden Felsen, der jeden Augenblick den Einsturz droht, ruhig entschlafen ist. Im ganzen aber — wie er zugleich bei dieser Gelegenheit hinzusetzte — ist der Silberbleistift von Goethe für das heutige Publikum zu zart; die Striche, die derselbe zieht, sind zu fein, zu unkenntlich, ich möchte fast sagen, zu ätherisch. Das an so arge Vergröberungen gewöhnte Auge kann sie eben deshalb zu keinem Charakterbilde zusammenfassen. Die jetzige literarische Welt, unbekümmert um richtige Zeichnung und Charakter, will durchaus mit einem reichergiebigen Farbenquast bedient sein!‘ — „Das hat der Alte gut und recht aufgefaßt!“ äußerte Goethe bei diesen Worten. ‚Indes,‘ nahm ich die Rede wieder von neuem auf und fuhr fort, ‚Herder wünschte nichts angelegentlicher als die Beendigung

eines Werkes, das er eben wegen seiner Einfalt und Zartheit und der Perlenebne seiner Diktion, wie er es nannte, mit keinem jener Produkte vertauschen möchte, die, in Farben schwimmend, die Ungewißheit ihrer Umrisse nur allzuoft durch ein glänzendes Kolorit verbergen.‘ Goethe meinte hierauf, er wollte selbst, es wäre so und Herders Wunsch damals in Erfüllung übergegangen; „nun aber,“ wie er sogleich hinzusetzte, „ist es für uns beide zu spät, ich werde dieses Gedicht so wenig vollenden, als es Herder jemals lesen wird.“

Unbemerkt lenkte sich das Gespräch von hier aus wieder auf Wieland, „dem,“ wie Goethe bemerkte, „es allein gegeben war, dem Publikum teilweise seine Werke im ‚Deutschen Merkur‘ vorzulegen, ohne daß er die verkehrten Urteile der Menge, mit denen er sich dadurch in Berührung setzte, je die Freude an seiner Arbeit verlor. Er änderte sie auch wohl dem Publikum zu Gefallen ab, welches ich da, wo das Werk aus einem Gusse ist, am wenigsten gutheißen kann.“

„Um uns der trüben Gedanken in diesen Tagen zu entheben, haben wir kürzlich wieder den ‚Pervonte‘ zur Hand genommen. Die Plastik, der Mutwille dieses Gedichtes sind einzig, musterhaft, ja völlig unschätzbar. In diesem und ähnlichen Produkten ist es seine eigentliche Natur, ich möchte sogar sagen, aufs allerbeste, was uns Vergnügen macht.

Der unvergleichliche Humor, den er besaß, war, sobald er über ihn kam, von einer solchen Ausgelassenheit, daß er mit seinem Herrn und Gebieter hinging, wohin er nur wollte. Mochte sich derselbe über Sittenlehre, Welt und geselligen Anstand tausenderlei weismachen und sich und andern seinesgleichen unverbrüchliche Regeln und Gesetze darüber in Menge vorschreiben, sie wurden alle nicht gehalten, sobald er ins Feuer, oder vielmehr, sobald das Feuer über ihn kam. Und da war er eben recht, und das, was er immer hätte sein sollen,

eine schöne, höchst anmutige Natur. Ich erinnere mich noch der Vorlesung eines der ersten Märchen aus ‚Tausend und eine Nacht', das er in Versen bearbeitete, und worin das ‚Fische! Fische! tut ihr eure Pflicht' vorkommt. In diesem ersten Entwurfe war alles so kurios, so allerliebst toll, närrisch, phantastisch, daß ich auch nicht die Änderung der kleinsten Zeile davon mir würde gestattet haben. Wie sollte das aber Wieland über sein Herz bringen, der Kritik, womit er sich und andre sein lebelang plagte, ein solches Opfer darzubringen? In der rechten Ausgabe mußte das Tolle verständig, das Närrische klug, das Berauschte nüchtern werden. Ich möchte Sie wohl aufmuntern, dergleichen Gedichte wie ‚Pervonte' und andere öfters in Gesellschaft vorzulesen. Es fodert indessen einige Vorbereitung: Wielands Verse wollen mit einer prächtigen Lebendigkeit vorgetragen sein, wenn man sich einer augenblicklichen Wirkung davon versichern will. Es ist ein unvergleichliches Naturell, was in ihm vorherrscht. Alles Fluß, alles Geist, alles Geschmack! Eine heitere Ebene ohne den geringsten Anstoß, wodurch sich die Ader eines komischen Witzes nach allen Richtungen ergießt und, je nachdem die Kapricen sind, wovon sein Genius befallen wird, auch sogar seinen eigenen Urheber nicht verschont. Keine, auch nicht die entfernteste Spur von jener bedachtsam mühseligen Technik, die einem die besten Ideen und Gefühle durch einen verkünstelten Vortrag zuwider macht, oder wohl gar auf immer verleidet. Eben diese hohe Natürlichkeit ist der Grund, warum ich den Shakespeare, wenn ich mich wahrhaft ergetzen will, jedesmal in der Wielandschen Übersetzung lese. Den Reim behandelte Wieland mit einer großen Meisterschaft. Ich glaube, wenn man ihm einen ganzen Setzkasten voll Wörter auf sein Schreibepult hingeworfen hätte, er wäre damit zu Rande gekommen, sie zu einem lieblichen Gedichte zu ordnen.

Von der neuen Schule und der Ansicht, womit sie sich Wieland und seinen Schriften gegenüberstellte und seinen wohlverdienten, vieljährigen Ruhm dadurch in Schatten zu bringen hoffte, möchte ich lieber ganz geschwiegen haben. Sie hatten es freilich so übel nicht vor; sie wollten einen falschen Enthusiasmus auf die Bahn bringen, und dabei mußte ihnen freilich Wielands Verspottung alles Enthusiastischen sehr ungelegen in den Weg kommen. Laßt aber nur ein paar Jahrzehnte vergangen sein, so wird aller dieser Schattenseiten, die man so geflissentlich in Wieland aufzudecken suchte, nur sehr wenig gedacht werden, er selber aber wird als humoristischer, geschmackvoller Dichter denjenigen heitern Platz im Jahrhunderte behaupten, worauf er von Natur die gerechtesten Ansprüche besitzt.

Selbst eine ursprünglich enthusiastische Natur, wie sich aus den ‚Sympathien eines Christen‘, sowie aus einigen andern Jugendprodukten Wielands zur Genüge abnehmen läßt, lebte er gleichsam in beständiger Furcht vor einem Rückfalle und hatte sich dagegen die verständige Kritik als Präservativ verschrieben. Schon die oftmalige Rückkehr zu den nämlichen Gegenständen seines Spottes erweist diese Behauptung. Die höhern Anfoderungen seiner Seele wollen sich nun einmal nicht abweisen lassen, und es trifft sich recht oft, wo er den Platonismus oder irgend eine andere sogenannte Schwärmerei verspotten will, daß er beide recht schön, ja mit der Glut einer liebenswürdigen Begeisterung darstellt. Alles unterwarf er dem Verstande, und besonders einem ihrer Lieblingszweige, der Kritik. Auf diesem Wege gelangt man freilich zu keinem Resultate. Dies sieht man deutlich auch an Wielands letztem Werke, den von ihm übersetzten Briefen des Cicero. Dieselben enthalten die höchste Verdeutlichung des damaligen Zustandes der Welt, die sich zwischen den Anhän-

gern des Cäsar und Brutus geteilt hatte; sie lesen sich mit derselben Frische wie eine Zeitung aus Rom, indes sie uns über die Hauptsache, worauf eigentlich alles ankommt, in völliger Ungewißheit lassen. Das macht, es war Wieland in allen Stücken weniger um einen festen Standpunkt als um eine geistreiche Debatte zu tun. Zuweilen berichtigt er den Text in einer Note, würde es aber auch nicht übel nehmen, wenn jemand aufträte und wieder durch eine neue Note seine Note berichtigte. Übrigens muß man Wieland deswegen nicht gram werden; denn gerade diese Unentschiedenheit ist es, welche den Scherz zulässig macht, indes der Ernst immer nur eine Seite umfaßt und an dieser mit Ausschließung aller heitern Nebenbeziehungen festhält. Die besten und anmutigsten seiner Produkte sind auf diesem Wege entstanden und würden ohne diese seine Launenhaftigkeit gar nicht einmal denkbar sein. Dieselbe Eigenschaft, die ihn in der Prosa zuweilen beschwerlich macht, ist es, die ihn in der Poesie höchst liebenswürdig erscheinen läßt. Charaktere, wie Musarion, haben ihre ganz eigentümliche Liebenswürdigkeit auf eben diesem Wege erhalten."

Als Goethe hörte, daß ich gestern Wieland im Tode gesehn und mir dadurch einen schlimmen Abend und eine noch schlimmere Nacht bereitet hatte, wurde ich darüber tüchtig von ihm ausgescholten. „Warum," sagte er, „soll ich mir die lieblichen Eindrücke von den Gesichtszügen meiner Freunde und Freundinnen durch die Entstellungen einer Maske zerstören lassen? Es wird ja dadurch etwas Fremdartiges, ja völlig Unwahres meiner Einbildungskraft aufgedrungen. Ich habe mich wohl in acht genommen, weder Herder, Schiller, noch die verwitwete Frau Herzogin Amalia im Sarge zu sehen. Der Tod ist ein sehr mittelmäßiger Porträtmaler. Ich meinerseits will ein seelenvolleres Bild als seine Masken von meinen sämtlichen Freunden im Gedächtnis aufbewahren. Also bitte

ich es Euch, wenn es dahin kommen sollte, auch einmal mit mir zu halten. Auch will ich es nicht verhehlen, eben das ist es, was mir an Schillers Hingang so ausnehmend gefällt. Unangemeldet und ohne Aufsehen zu machen kam er nach Weimar, und ohne Aufsehen zu machen ist er auch wieder von hinnen gegangen. Die Paraden im Tode sind nicht das, was ich liebe. Zwar ist das Ausstellen der Leichen eine uralte, gute Gewohnheit und sogar nötig fürs Volk und die öffentliche Sicherheit. Es beruht etwas darauf für die Gesellschaft, nicht nur, daß man weiß, daß ein Mensch, sondern auch wie er gestorben ist. Deshalb, daß man überhaupt stirbt, läßt sich niemand ein graues Haar wachsen; aber jedem von uns muß daran gelegen sein, daß kein Leben früher als der Naturlauf es gebietet, sei es von geldgierigen Erben oder auf eine andre, jedesmal unbeliebige Weise den Kreisen, worin es sich bewegt, unterschlagen werde." —

An Wielands Begräbnistage . . . . bemerkte ich eine so feierliche Stimmung in Goethes Wesen, wie man sie selten an ihm zu sehen gewohnt ist. Es war etwas so Weiches, ich möchte fast sagen Wehmütiges in ihm; seine Augen glänzten häufig, selbst sein Ausdruck, seine Stimme waren anders als sonst. Dies mochte auch wohl der Grund sein, daß unsere Unterhaltung diesmal eine Richtung ins Übersinnliche nahm, was Goethe in der Regel, wo nicht verschmäht, doch lieber von sich ablehnt; völlig aus Grundsatz, wie mich dünkt, indem er, seinen angebornen Neigungen gemäß, sich lieber auf die Gegenwart und die lieblichen Erscheinungen beschränkt, welche Kunst und Natur in den uns zugänglichen Kreisen dem Auge und der Betrachtung darbieten. Unser abgeschiedener Freund war natürlich der Hauptinhalt unsres Gespräches. Ohne im Gange desselben besonders auszuweichen, fragte ich bei irgend einem Anlasse, wo Goethe die Fortdauer nach dem

Tode, wie etwas, das sich von selbst verstehe, voraussetzte: ‚Und was glauben Sie wohl, daß Wielands Seele in diesen Augenblicken vornehmen möchte?' — „Nichts Kleines, nichts Unwürdiges, nichts mit der sittlichen Größe, die er sein ganzes Leben hindurch behauptete, Unverträgliches," war die Antwort. „Aber, um nicht mißverstanden zu werden, da ich selber von diesen Dingen spreche, müßte ich wohl etwas weiter ausholen. Es ist etwas um ein achtzig Jahre hindurch so würdig und ehrenvoll geführtes Leben; es ist etwas um die Erlangung so geistig zarter Gesinnungen, wie sie in Wielands Seele so angenehm vorherrschten; es ist etwas um diesen Fleiß, um diese eiserne Beharrlichkeit und Ausdauer, worin er uns alle miteinander übertraf!" — ‚Möchten Sie ihm wohl einen Platz bei seinem Cicero anweisen, mit dem er sich noch bis an den Tod so fröhlich beschäftigte?' — „Stört mich nicht, wenn ich dem Gange meiner Ideen eine vollständige und ruhige Entwicklung geben soll! Von Untergang solcher hohen Seelenkräfte kann in der Natur niemals und unter keinen Umständen die Rede sein; so verschwenderisch behandelt sie ihre Kapitalien nie. Wielands Seele ist von Natur ein Schatz, ein wahres Kleinod. Dazu kommt, daß sein langes Leben diese geistig schönen Anlagen nicht verringert, sondern vergrößert hat. Noch einmal, bedenkt mir sorgsam diesen Umstand! Raffael war kaum in den Dreißigen, Kepler kaum einige Vierzig, als beide ihrem Leben plötzlich ein Ende machten, indes Wieland —" ‚Wie?' fiel ich hier Goethe mit einigem Erstaunen ins Wort, ‚sprechen Sie doch vom Sterben, als ob es ein Akt von Selbständigkeit wäre?' — „Das erlaube ich mir öfters," gab er mir zur Antwort, „und wenn es Ihnen anders gefällt, so will ich Ihnen darüber auch von Grund aus, weil es mir in diesem Augenblicke erlaubt ist, meine Gedanken sagen."

Ich bat ihn dringend, mir dieselben nicht vorzuenthalten. „Sie wissen längst," hub er an, „daß Ideen, die eines festen Fundaments in der Sinnenwelt entbehren, bei all ihrem übrigen Werte für mich keine Überzeugung mit sich führen, weil ich der Natur gegenüber wissen, nicht aber bloß vermuten und glauben will. Was nun die persönliche Fortdauer unserer Seele nach dem Tode betrifft, so ist es damit auf meinem Wege also beschaffen. Sie steht keineswegs mit den vieljährigen Beobachtungen, die ich über die Beschaffenheit unserer und aller Wesen in der Natur angestellt, im Widerspruch; im Gegenteil, sie geht sogar aus denselben mit neuer Beweiskraft hervor. Wieviel aber, oder wie wenig von dieser Persönlichkeit übrigens verdient, daß es fortdauere, ist eine andere Frage und ein Punkt, den wir Gott überlassen müssen. Vorläufig will ich nur dieses zuerst bemerken: ich nehme verschiedene Klassen und Rangordnungen der letzten Urbestandteile aller Wesen an, gleichsam der Anfangspunkte aller Erscheinungen in der Natur, die ich Seelen nennen möchte, weil von ihnen die Beseelung des Ganzen ausgeht, oder noch lieber Monaden — lassen Sie uns immer diesen Leibnizischen Ausdruck beibehalten! Die Einfachheit des einfachsten Wesens auszudrücken, möchte es kaum einen besseren geben. — Nun sind einige von diesen Monaden oder Anfangspunkten, wie uns die Erfahrung zeigt, so klein, so geringfügig, daß sie sich höchstens nur zu einem untergeordneten Dienst und Dasein eignen. Andere dagegen sind gar stark und gewaltig. Die letzten pflegen daher alles, was sich ihnen naht, in ihren Kreis zu reißen und in ein ihnen Angehöriges, d. h. in einen Leib, in eine Pflanze, in ein Tier, oder noch höher herauf in einen Stern zu verwandeln. Sie setzen dies solange fort, bis die kleine oder große Welt, deren Intention geistig in ihnen liegt, auch nach außen leiblich zum Vorschein kommt. Nur die letzten möchte ich eigentlich Seelen

nennen. Es folgt hieraus, daß es Weltmonaden, Weltseelen, wie Ameisenmonaden, Ameisenseelen gibt, und daß beide in ihrem Ursprunge, wo nicht völlig eins, doch im Urwesen verwandt sind.

Jede Sonne, jeder Planet trägt in sich eine höhere Intention, einen höhern Auftrag, vermöge dessen seine Entwicklungen ebenso regelmäßig und nach demselben Gesetze, wie die Entwicklungen eines Rosenstockes durch Blatt, Stiel und Krone zustande kommen müssen. Mögen Sie dies eine Idee oder eine Monade nennen, wie Sie wollen, ich habe auch nichts dawider; genug, daß diese Intention unsichtbar und früher, als die sichtbare Entwicklung aus ihr in der Natur, vorhanden ist. Die Larven der Mittelzustände, welche diese Idee in den Übergängen vornimmt, dürfen uns dabei nicht irre machen. Es ist immer nur dieselbe Metamorphose oder Verwandlungsfähigkeit der Natur, die aus dem Blatte eine Blume, eine Rose, aus dem Ei eine Raupe und aus der Raupe einen Schmetterling heraufführt. Übrigens gehorchen die niedern Monaden einer höhern, weil sie eben gehorchen müssen, nicht aber, daß es ihnen besonders zum Vergnügen gereichte. Es geht dieses auch im ganzen sehr natürlich zu. Betrachten wir z. B. diese Hand. Sie enthält Teile, welche der Hauptmonas, die sie gleich bei ihrer Entstehung unauflöslich an sich zu knüpfen wußte, jeden Augenblick zu Dienste stehen. Ich kann dieses oder jenes Musikstück vermittelst derselben abspielen; ich kann meine Finger, wie ich will, auf den Tasten eines Klaviers umherfliegen lassen. So verschaffen sie mir allerdings einen geistig schönen Genuß; sie selbst aber sind taub, nur die Hauptmonas hört. Ich darf also voraussetzen, daß meiner Hand oder meinen Fingern wenig oder gar nichts an meinem Klavierspiele gelegen ist. Das Monadenspiel, wodurch ich mir ein Ergetzen bereite, kommt meinen Untergebenen wenig zu-

gute, außer daß ich sie vielleicht ein wenig ermüde. Wie weit besser stände es um ihr Sinnenvergnügen, könnten sie, wozu allerdings eine Anlage in ihnen vorhanden ist, anstatt auf den Tasten meines Klaviers müßig herumzufliegen, lieber als emsige Bienen auf den Wiesen umherschwärmen, auf einem Baume sitzen oder sich an dessen Blütenzweigen ergetzen. Der Moment des Todes, der darum auch sehr gut eine Auflösung heißt, ist eben der, wo die regierende Hauptmonas alle ihre bisherigen Untergebenen ihres treuen Dienstes entläßt. Wie das Entstehen, so betrachte ich auch das Vergehen als einen selbständigen Akt dieser nach ihrem eigentlichen Wesen uns völlig unbekannten Hauptmonas.

Alle Monaden aber sind von Natur so unverwüstlich, daß sie ihre Tätigkeit im Moment der Auflösung selbst nicht einstellen oder verlieren, sondern noch in demselben Augenblick wieder fortsetzen. So scheiden sie nur aus den alten Verhältnissen, um auf der Stelle wieder neue einzugehen. Bei diesem Wechsel kommt alles darauf an, wie mächtig die Intention sei, die in dieser oder jener Monas enthalten ist. Die Monas einer gebildeten Menschenseele und die eines Bibers, eines Vogels oder eines Fisches, das macht einen gewaltigen Unterschied. Und da stehen wir wieder an den Rangordnungen der Seelen, die wir gezwungen sind anzunehmen, sobald wir uns die Erscheinungen der Natur nur einigermaßen erklären wollen. Swedenborg hat dies auf seine Weise versucht und bedient sich zur Darstellung seiner Ideen eines Bildes, das nicht glücklicher gewählt sein kann. Er vergleicht nämlich den Aufenthalt, worin sich die Seelen befinden, mit einem in drei Hauptgemächer eingeteilten Raume, in dessen Mitte ein großer befindlich ist. Nun wollen wir annehmen, daß aus diesen verschiedenen Gemächern sich auch verschiedene Kreaturen, z. B. Fische, Vögel, Hunde, Katzen in den großen Saal begeben;

eine freilich sehr gemengte Gesellschaft! Was wird davon die unmittelbare Folge sein? Das Vergnügen, beisammen zu sein, wird bald genug aufhören; aus den einander so heftig entgegengesetzten Neigungen wird sich ein ebenso heftiger Krieg entspinnen; am Ende wird sich das Gleiche zum Gleichen, die Fische zu den Fischen, die Vögel zu den Vögeln, die Hunde zu den Hunden, die Katzen zu den Katzen gesellen, und jede von diesen besondern Gattungen wird auch, wo möglich, ein besonderes Gemach einzunehmen suchen. Da haben wir völlig die Geschichte von unsern Monaden nach ihrem irdischen Ableben. Jede Monade geht, wo sie hingehört, ins Wasser, in die Luft, in die Erde, ins Feuer, in die Sterne; ja der geheime Zug, der sie dahin führt, enthält zugleich das Geheimnis ihrer zukünftigen Bestimmung.

An eine Vernichtung ist gar nicht zu denken; aber von irgend einer mächtigen und dabei gemeinen Monas unterwegs angehalten und ihr untergeordnet zu werden, diese Gefahr hat allerdings etwas Bedenkliches, und die Furcht davor wüßte ich auf dem Wege einer bloßen Naturbetrachtung meinesteils nicht ganz zu beseitigen."

Indem ließ sich ein Hund auf der Straße mit seinem Gebell zu wiederholten Malen vernehmen. Goethe, der von Natur eine Antipathie wider alle Hunde besitzt, fuhr mit Heftigkeit ans Fenster und rief ihm entgegen: „Stelle dich wie du willst, Larve, mich sollst du doch nicht unterkriegen!" Höchst befremdend für den, der den Zusammenhang Goethescher Ideen nicht kennt; für den aber, der damit bekannt ist, ein humoristischer Einfall, der eben am rechten Orte war.

„Dies niedrige Weltgesindel," nahm er nach einer Pause und etwas beruhigter wieder das Wort, „pflegt sich über die Maßen breit zu machen; es ist ein wahres Monadenpack, womit wir in diesem Planetenwinkel zusammengeraten sind,

und möchte wenig Ehre von dieser Gesellschaft, wenn sie auf andern Planeten davon hörten, für uns zu erwarten sein."

Ich fragte weiter: ob er wohl glaube, daß die Übergänge aus diesen Zuständen für die Monaden selbst mit Bewußtsein verbunden wären? Worauf Goethe erwiderte: „Daß es einen allgemein historischen Überblick, sowie daß es höhere Naturen, als wir selbst, unter den Monaten geben könne, will ich nicht in Abrede sein. Die Intention einer Weltmonade kann und wird manches aus dem dunkeln Schoße ihrer Erinnerung hervorbringen, das wie Weissagung aussieht und doch im Grunde nur dunkle Erinnerung eines abgelaufenen Zustandes, folglich Gedächtnis ist; völlig wie das menschliche Genie die Gesetztafeln über die Entstehung des Weltalls entdeckte, nicht durch trockne Anstrengung, sondern durch einen ins Dunkel fallenden Blitz der Erinnerung, weil es bei deren Abfassung selbst zugegen war. Es würde vermessen sein, solchen Aufblitzen im Gedächtnis höherer Geister ein Ziel zu setzen, oder den Grad, in welchem sich diese Erleuchtung halten müßte, zu bestimmen. So im allgemeinen und historisch gefaßt, finde ich in der Fortdauer von Persönlichkeit einer Weltmonas durchaus nichts Undenkbares.

Was uns selbst zunächst betrifft, so scheint es fast, als ob die von uns früher durchgangenen Zustände dieses Planeten im ganzen zu unbedeutend und zu mittelmäßig seien, als daß vieles daraus in den Augen der Natur einer zweiten Erinnerung wert gewesen wäre. Selbst unser jetziger Zustand möchte einer großen Auswahl bedürfen, und unsere Hauptmonas wird ihn wohl ebenfalls künftig einmal summarisch, d. h. in einigen großen historischen Hauptpunkten zusammenfassen."

— — — — — — — — — — — — —

„Wollen wir uns einmal auf Vermutungen einlassen," setzte Goethe hierauf seine Betrachtungen weiter fort, „so sehe

ich wirklich nicht ab, was die Monade, welcher wir Wielands Erscheinung auf unsern Planeten verdanken, abhalten sollte, in ihrem neuen Zustande die höchsten Verbindungen dieses Weltalls einzugehen. Durch ihren Fleiß, durch ihren Eifer, durch ihren Geist, womit sie so viele weltgeschichtliche Zustände in sich aufnahm, ist sie zu allem berechtigt. Ich würde mich so wenig wundern, daß ich es sogar meinen Ansichten völlig gemäß finden müßte, wenn ich einst diesem Wieland als einer Weltmonade, als einem Stern erster Größe, nach Jahrtausenden wieder begegnete und sähe und Zeuge davon wäre, wie er mit seinem lieblichen Lichte alles, was ihm irgend nahe käme, erquickte und aufheiterte. Wahrlich, das nebelartige Wesen irgend eines Kometen in Licht und Klarheit zu verfassen, das wäre wohl für die Monas unseres Wielands eine erfreuliche Aufgabe zu nennen, wie denn überhaupt, sobald man die Ewigkeit dieses Weltzustandes denkt, sich für Monaden durchaus keine andre Bestimmung annehmen läßt, als daß sie ewig auch ihrerseits an den Freuden der Götter als selig mitschaffende Kräfte teilnehmen. Das Werden der Schöpfung ist ihnen anvertraut. Gerufen oder ungerufen, sie kommen von selbst auf allen Wegen, von allen Bergen, aus allen Meeren, von allen Sternen; wer mag sie aufhalten? Ich bin gewiß, wie Sie mich hier sehen, schon tausendmal dagewesen und hoffe wohl noch tausendmal wiederzukommen." — ‚Um Verzeihung,' fiel ich ihm hier ins Wort: ‚ich weiß nicht, ob ich eine Wiederkunft ohne Bewußtsein eine Wiederkunft nennen möchte! Denn wieder kommt nur derjenige, welcher weiß, daß er zuvor dagewesen ist. Auch Ihnen sind bei Betrachtungen der Natur glänzende Erinnerungen und Lichtpunkte aus Weltzuständen aufgegangen, bei welchen Ihre Monas vielleicht selbsttätig zugegen war; aber alles dieses steht doch nur auf einem Vielleicht; ich wollte doch lieber, daß wir über

so wichtige Dinge eine größere Gewißheit zu erlangen imstande wären, als die wir uns durch Ahnungen und jene Blitze des Genies verschaffen, welche zuweilen den dunkeln Abgrund der Schöpfung erleuchten. Sollten wir unserm Ziele nicht näher gelangen, wenn wir eine liebende Hauptmonas im Mittelpunkte der Schöpfung voraussetzten, die sich aller untergeordneten Monaden dieses ganzen Weltalls auf dieselbe Art und Weise bediente, wie sich unsre Seele der ihr zum Dienste untergebenen geringern Monaden bedient?' — „Ich habe gegen diese Vorstellung, als Glauben betrachtet, nichts," gab Goethe hierauf zur Antwort, „nur pflege ich auf Ideen, denen keine sinnliche Wahrnehmung zum Grunde liegt, keinen ausschließenden Wert zu legen. Ja, wenn wir unser Gehirn und den Zusammenhang desselben mit dem Uranus und die tausendfältigen einander durchkreuzenden Fäden kennten, worauf der Gedanke hin und her läuft! So aber werden wir der Gedankenblitze immer dann erst inne, wann sie einschlagen. Wir kennen nur Ganglien, Gehirnknoten; vom Wesen des Gehirns selbst wissen wir soviel als gar nichts. Was wollen wir denn also von Gott wissen? Man hat es Diderot sehr verdacht, daß er irgendwo gesagt: wenn Gott noch nicht ist, so w i r d er vielleicht noch. Gar wohl lassen sich aber, nach meinen Ansichten von der Natur und ihren Gesetzen, Planeten denken, aus welchen die höhern Monaden bereits ihren Abzug genommen, oder wo ihnen das Wort noch gar nicht vergönnt ist. Es gehört eine Konstellation dazu, die nicht alle Tage zu haben ist, daß das Wasser weicht und daß die Erde trocken wird. So gut wie es Menschenplaneten gibt, kann es auch Fischplaneten und Vogelplaneten geben. Ich habe in einer unserer früheren Unterhaltungen den Menschen das erste Gespräch genannt, das die Natur mit Gott hält. Ich zweifle gar nicht, daß dies Gespräch auf andern Planeten viel höher,

tiefer und verständiger gehalten werden kann. Uns gehen vorderhand tausend Kenntnisse dazu ab. Das erste gleich, was uns mangelt, ist die Selbstkenntnis; nach dieser kommen alle übrigen. Streng genommen kann ich von Gott doch weiter nichts wissen, als wozu mich der ziemlich beschränkte Gesichtskreis von sinnlichen Wahrnehmungen auf diesem Planeten berechtigt, und das ist in allen Stücken wenig genug. Damit ist aber keineswegs gesagt, daß durch diese Beschränkung unserer Naturbetrachtungen auch dem Glauben Schranken gesetzt wären. Im Gegenteil kann, bei der Unmittelbarkeit göttlicher Gefühle in uns, der Fall gar leicht eintreten, daß das Wissen als Stückwerk besonders auf einem Planeten erscheinen muß, der, aus seinem ganzen Zusammenhange mit der Sonne herausgerissen, alle und jede Betrachtung unvollkommen läßt, die eben darum erst durch den Glauben ihre vollständige Ergänzung erhält. Schon bei Gelegenheit der Farbenlehre habe ich bemerkt, daß es Urphänome gibt, die wir in ihrer göttlichen Einfalt durch unnütze Versuche nicht stören und beeinträchtigen, sondern der Vernunft und dem Glauben übergeben sollen. Versuchen wir von beiden Seiten mutig vorzudringen, nur halten wir zugleich die Grenzen streng auseinander! Beweisen wir nicht, was durchaus nicht zu beweisen ist! Wir werden sonst nur früh oder spät in unserm sogenannten Wissenswerk unsere eigne Mangelhaftigkeit bei der Nachwelt zur Schau tragen. Wo das Wissen genügt, bedürfen wir freilich des Glaubens nicht; wo aber das Wissen seine Kraft nicht bewährt oder ungenügend erscheint, sollen wir auch dem Glauben seine Rechte nicht streitig machen. Sobald man nur von dem Grundsatz ausgeht, daß Wissen und Glauben nicht dazu da sind, um einander aufzuheben, sondern um einander zu ergänzen, so wird schon überall das Rechte ausgemittelt werden." — —

176. Mit Riemer 1. Februar 1813

„Das Ungeheuere in der Kultur ist dies, daß wir unser Publikum wider seinen Willen und zu unserm Schaden zur Ironie erheben, indem wir seine Leidenschaften reinigen dadurch, daß wir alles zur Anschauung bringen, selbst den Wahnsinn und die Irrenhäuser und Narrenhospitäler. Denn was kann von dem allen das Resultat sein, als daß es dieses sonst für das Gefühl und die Empfindung so Zerreißende auch nur als einen Zustand kennen lernt, als ein Pathologisches, dem gegenüber es sich besser, erhabener fühlt, und mit dem es zuletzt spielen lernt."

177. Bei Johann Gottfried Körner 21. April 1813

Auch Goethe kam [nach Dresden] und besuchte mehrmals das ihm befreundete Körnersche Haus. Ich [Arndt] hatte ihn in zwanzig Jahren nicht gesehen; er erschien immer noch in seiner stattlichen Schöne, aber der große Mann machte keinen erfreulichen Eindruck. Ihm war's beklommen, und er hatte weder Hoffnung noch Freude an den neuen Dingen. Der junge Körner war da, freiwilliger Jäger bei den Lützowern; der Vater sprach sich begeistert und hoffnungsreich aus, da erwiderte Goethe ihm gleichsam erzürnt: „Schüttelt nur an Euren Ketten; der Mann ist Euch zu groß, Ihr werdet sie nicht zerbrechen."

178. Mit Riemer 7. Juni 1813

„Die wenigsten Menschen lieben an dem andern das, was er ist, nur das, was sie ihm leihen, sich, ihre Vorstellung von ihm, lieben sie."

„Der Haß gleicht einer Krankheit, dem Miserere, wo man vorn heraus gibt, was eigentlich hinten weggehen sollte."

179. Mit Riemer 14. November 1813

„Die ganze Geschichte mit dem Genie ist, daß die Menschen einmal einem gestatten, was sie sich untereinander selbst nicht gestatten, nämlich daß einmal einer ganz sein darf, was er will und Lust hat."

180. Mit Riemer 24. November 1813

„Bei den Deutschen wird das Ideelle gleich sentimental, zumal bei dem Troß der ordinären Autoren und Autorinnen."

181. Mit Heinrich Luden November 1813

„Glauben Sie ja nicht, daß ich gleichgültig wäre gegen die großen Ideen Freiheit, Volk, Vaterland. Nein! diese Ideen sind in uns; sie sind ein Teil unsers Wesens, und niemand vermag sie von sich zu werfen. Auch liegt mir Deutschland warm am Herzen; ich habe oft einen bittern Schmerz empfunden bei dem Gedanken an das deutsche Volk, das so achtbar im einzelnen und so miserabel im ganzen ist. Eine Vergleichung des deutschen Volkes mit andern Völkern erregt uns peinliche Gefühle, über welche ich auf jegliche Weise hinwegzukommen suche, und in der Wissenschaft und in der Kunst habe ich die Schwingen gefunden, durch welche man sich darüber hinwegzuheben vermag: denn Wissenschaft und Kunst gehören der Welt an, und vor ihnen verschwinden die Schranken der Nationalität. Aber der Trost, den sie gewähren, ist doch nur ein leidiger Trost und ersetzt das stolze Bewußtsein nicht, einem großen, starken, geachteten und gefürchteten Volke anzugehören. In derselben Weise tröstet auch nur der Gedanke an Deutschlands Zukunft; ich halte ihn so fest, als Sie, diesen Glauben. Ja, das deutsche Volk ver-

spricht eine Zukunft, hat eine Zukunft. Das Schicksal der Deutschen ist, mit Napoleon zu reden, noch nicht erfüllt. Hätten sie keine andere Aufgabe zu erfüllen gehabt, als das römische Reich zu zerbrechen und eine neue Welt zu schaffen und zu ordnen, sie würden längst zugrunde gegangen sein; da sie aber fortbestanden sind, und in solcher Kraft und Tüchtigkeit, so müssen sie, nach meinem Glauben, noch eine große Bestimmung haben, eine Bestimmung, welche um so viel größer sein wird, denn jenes gewaltige Werk der Zerstörung des römischen Reiches und der Gestaltung des Mittelalters, als ihre Bildung jetzt höher steht. Aber die Zeit, die Gelegenheit vermag ein menschliches Auge nicht vorauszusehen und menschliche Kraft nicht zu beschleunigen oder herbeizuführen. Uns einzelnen bleibt inzwischen nur übrig, einem jeden nach seinen Talenten, seiner Neigung und seiner Stellung, die Bildung des Volkes zu mehren, zu stärken und durch dasselbe zu verbreiten nach allen Seiten und wie nach unten, so auch, und vorzugsweise, nach oben, damit es nicht zurückbleibe hinter den anderen Völkern, sondern wenigstens hierin voraufstehe, damit der Geist nicht verkümmere, sondern frisch und heiter bleibe, damit es nicht verzage, nicht kleinmütig werde, sondern fähig bleibe zu jeglicher großen Tat, wenn der Tag des Ruhmes anbricht. — — — —

Sie sprechen von dem Erwachen, von der Erhebung des deutschen Volks und meinen, dieses Volk werde sich nicht wieder entreißen lassen, was es errungen und mit Gut und Blut teuer erkauft hat, nämlich die Freiheit. Ist denn wirklich das Volk erwacht? Weiß es, was es will und was es vermag? Haben Sie das prächtige Wort vergessen, das der ehrliche Philister in Jena seinem Nachbar in seiner Freude zurief, als er seine Stuben gescheuert sah und nun, nach dem Abzuge der Franzosen, die Russen bequemlich empfangen konnte? Der

Schlaf ist zu tief gewesen, als daß auch die stärkste Rüttelung so schnell zur Besinnung zurückzuführen vermöchte. Und ist denn jede Bewegung eine Erhebung? Erhebt sich, wer gewaltsam aufgestöbert wird? Wir sprechen nicht von den Tausenden gebildeter Jünglinge und Männer, wir sprechen von der Menge, den Millionen. Und was ist denn errungen oder gewonnen worden? Sie sagen: die Freiheit; vielleicht aber würden wir es richtiger Befreiung nennen — nämlich Befreiung nicht vom Joche der Fremden, sondern von einem fremden Joche. Es ist wahr: Franzosen sehe ich nicht mehr und nicht mehr Italiener, dafür aber sehe ich Kosaken, Baschkiren, Kroaten, Magyaren, Kassuben, Samländer, braune und andere Husaren. Wir haben uns seit einer langen Zeit gewöhnt, unsern Blick nur nach Westen zu richten und alle Gefahr von dorther zu erwarten, aber die Erde dehnt sich auch noch weithin nach Morgen aus. Selbst wenn wir all das Volk vor unsern Augen sehen, fällt uns keine Besorgnis ein, und schöne Frauen haben Roß und Mann umarmt. Lassen Sie mich nicht mehr sagen. Sie zwar berufen sich auf die vortrefflichen Proklamationen fremder Herren und einheimischer. Ja, ja! ‚Ein Pferd, ein Pferd! Ein Königreich für ein Pferd!'"

182. Mit Friedrich Rochlitz — Zwischen 5. und 21. Dezember 1813

Ein gewisses großes, höchst unerwartetes Weltereignis war der Gegenstand eines langen, sehr ernsten und eindringlichen Gesprächs gewesen. Der Referent [Rochlitz], von diesem Gespräche endlich angegriffen, konnte nicht unterlassen — ohne alle Absicht, bloß weil er sich angegriffen fühlte — auszurufen: ‚Ich dächte: genug für heute! Und lassen Sie uns nur noch Gott die Ehre geben und seine moralische Welt

regierung laut anerkennen!' Beide Sprechende waren im Zimmer auf- und abgegangen. Hier blieb Goethe plötzlich stehen und sagte mit feierlichem Tone: „Anerkennen? sie? Wer muß das nicht! Ich aber schweigend." — ,Schweigend? Eben das?' — „Wer kann es ausreden, außer allenfalls für sich selbst? für andere wer? Und wenn er weiß, daß er es nicht kann, so ist's ihm nicht erlaubt."

183. Mit de la Motte Fouqué 25. (?) Dezember 1813

Goethe sagte unter anderm: „Sehen Sie, ein Hauptunterschied zwischen der französischen und deutschen Literatur liegt darin, daß man dort entweder als zur anerkannten Richtung gehörig absolut da ist, unerschütterlich, oder, weil eben nicht zu den Gültigen gerechnet, gar nicht vorhanden ist; bei uns hingegen kann ich in dieser Ecke der Stube stehn und Sie mir diagonal entgegengestellt in jener, und wir sind und bleiben alle beide da."

184. Mit Arthur Schopenhauer 1813 (?)

Dieser Goethe war so ganz Realist, daß ihm durchaus nicht zu Sinn wollte, daß die Objekte als solche nur da seien, insofern sie von dem erkennenden Subjekt vorgestellt werden. „Was!" sagte er mir einst, mit seinen Jupiteraugen mich anblickend, „das Licht sollte nur da sein, insofern Sie es sehen? Nein! Sie wären nicht da, wenn das Licht Sie nicht sähe."

185. Mit Arthur Schopenhauer Ende 1813 bis Mai 1814

Goethe erzählte mir neulich, er habe am Hofe der Herzogin Amalie viele seiner damals soeben geschriebenen Stücke von

den Hofleuten aufführen lassen, ohne daß irgend einer mehr als seine eigene Rolle gekannt hätte, und das Stück in seinem Zusammenhang allen unbekannt und daher bei der Aufführung auch den Spielenden neu war. — Ist unser Leben etwas anderes als eine solche Komödie? Der Philosoph ist einer, der willig den Statisten macht, um desto besser auf den Zusammenhang achten zu können. —

Ich sagte einmal zu Goethen, indem ich über die Täuschungen und Nichtigkeiten des Lebens klagte: ‚Der gegenwärtige Freund ist ja der abwesende nicht mehr.' Darauf er antwortete: „Ja, weil der Abwesende Sie selbst sind und er nur in Ihrem Kopfe geschaffen ist; statt daß der Gegenwärtige seine eigene Individualität hat und sich nach seinen eigenen Gesetzen bewegt, die mit dem, was Sie sich eben denken, nicht allemal übereinstimmen können."

186. Mit Riemer 13. Februar 1814

„Wir sind nicht glücklich durch unsere Tugenden, sondern durch unsere Fehler und Schwachheiten. Wer da meint, daß er durch die Erfüllung einer Tugend glücklich sei, irrt sich. Es ist die Eitelkeit, die ihm noch beiwohnt, eine solche Tugend auszuüben. Sie muß sich von selbst verstehen. Dann macht aber das Gefühl derselben nicht mehr glücklich, sowenig wie Gleichgültigkeit einerlei mit Interesse ist."

187. Mit Riemer 13. Februar 1814

„Lächerlicher Irrtum, daß wir glauben, wir sollten in andern Welten erst leisten, was bereits dort gegenwärtig schon geleistet wird, etwa wie wenn Ameisen hofften, einst Bienen

zu werden, da die Bienen bereits sind und aus sich selbst sich fortpflanzen."

188. Mit Riemer 26. März 1814

„Die Menschen sind nur so lange produktiv (in Poesie und Kunst), als sie noch religiös sind; dann werden sie bloß nachahmend und wiederholend, wie wir vis-à-vis des Altertums, dessen inventa alle Glaubenssachen waren, von uns aber nur, aus und um Phantasterei, phantastisch nachgeahmt werden."

„Die Menge der Dichter ist es, die die Dichtkunst herunterbringt in Ansehen und Wirkung."

189. Mit Riemer Etwa 27. März 1814

„Die Zahlen sind, wie unsre armen Worte, nur Versuche, die Erscheinungen zu fassen und auszudrücken, ewig unzureichende Annäherungen."

190. Mit Riemer 4. April 1814

Merkwürdige Äußerung Goethes über sich selbst bei Gelegenheit des ‚Meister': daß nur die Jugend die Varietät und Spezifikation, das Alter aber die Genera, ja die Familias habe; an sich und Tizian gezeigt, der zuletzt den Samt nur symbolisch malte. — Artige Anekdote, daß jemand ein bestelltes Bild nicht für fertig anerkennen wollte, weil er das Spezifische darin vermißte.

Goethe sei in seiner ‚Natürlichen Tochter', in der ‚Pandora' ins Generische gegangen, im ‚Meister' sei noch die Varietät. Das Naturgemäße daran! Die Natur sei streng in Generibus und Familiis, und nur in der Species erlaube

sie sich Varietäten. Daß es gelben und weißen Krokus gebe, das sei eben ihr Spaß. Oben und höher hinaus müsse sie's wohl bleiben lassen.

Dies ist dasselbe, was er anderswo so ausdrückte, daß die höhern Organisationen weniger Freiheit hätten, sondern viel bedingter und eingeschränkter wären. Die Vernunft lasse die wenigste Freiheit zu und sei despotisch.

191. Mit Riemer 27. April 1814

Daß die Weiber, die in der Jugend Charakter haben, wenn die Liebhaber sich verlieren, Schälke werden, an Beispielen nachgewiesen.

192. Mit Riemer 3. Mai 1814

„Hypochondrisch sein heißt nichts anderes, als ins Subjekt versinken. Wenn ich die Objekte aufgebe, kann ich nicht glauben, daß sie mich für ein Objekt gelten lassen; und ich gebe sie auf, weil ich glaube, sie hielten mich für kein Objekt."

193. Mit Riemer 19. Mai 1814

Über der Frau v. Staël neuestes Werk: ‚Sur la littérature allemande.'

G. war mit ihrem Urteil über seine Sachen unzufrieden, da sie ihm nicht nachkommen könne und seine Sachen fragmentarisch erschienen.

Übrigens komme ihm das Ganze doch vor, als wie eine Maria Magdalena oder andere, die im Angesicht der heiligen Dreieinigkeit unter ihrem Mantel die Deutschen als brave Leute, doch arme Sünder, einschwärzen wolle. Von dem Dudelsack der Religion, der angestimmt worden, damit die

von H.... zu N..... Gewordenen ihren Menuett noch anständig tanzen könnten u. dgl. mehr.

194. Mit v. Müller und Riemer 29. Mai 1814

Herrlicher Morgen! Ein Spaziergang beim Selterstrank erfrischte mich an Geist und Gemüt. Ich konnte nicht satt werden, mich in behaglichster Ungebundenheit in den grünen Gründen zu ergehen und jedes frischen Zweiges und Baumes zu erfreuen, und des Geistlichen kräftige Predigt vom Lebensmute fand mich in der empfänglichsten Disposition. Ein schönes Thema: Euer Herz sei voll Mut, denn es wird mein Geist kommen, der euch tröstet.

Wir tafelten lange bei Goethe. Er schien mir sehr angegriffen durch den Gedanken an das bevorstehende Duell seines Sohnes. Seine Unzufriedenheit über der Frau von Staël Urteile über seine Werke brach lebhaft hervor. Sie habe Mignon bloß als Episode beurteilt, da doch das ganze Werk dieses Charakters wegen geschrieben sei. Meister müsse notwendig so gärend, schwankend und biegsam erscheinen, damit die anderen Charaktere sich an und um ihn entfalten könnten, weshalb auch Schiller ihn mit Gil Blas verglichen habe. Er sei wie eine Stange, an der sich der zarte Efeu hinaufranke. Die Staël habe alle seine, Goethes, Produktionen abgerissen und isoliert betrachtet, ohne Ahnung ihres inneren Zusammenhanges, ihrer Genesis. Daher sei ihre Kritik über Schiller so viel besser, weil dessen allmähliche Ausbildung in der chronologischen Folge seiner Stücke klar vorliege.

Riemer mußte den für Halle entworfenen Prolog und das Lobspiel auf Reil vorlesen. Auch von dem unternommenen Stück zu des Königs von Preußen Empfang in Berlin wurde gesprochen.

Häßliches Regenwetter bis gegen Abend. Frühe Fahrt nach Weimar, nach Goethes Wunsch das vorseiende Duell seines Sohnes mit Rittmeister v. Werthern auf schickliche Weise zu verhindern. Es gelang durch Herrn v. Gersdorffs eifrige Mitwirkung, und dieser fuhr selbst mit mir nach Berka zurück. Nach einem heiteren Mittagsmahle gingen wir im Vorsaale auf und ab, in welchem der große ausführliche Plan von Rom aufgehängt war.

Goethe animierte mich sehr zu einer Reise nach Italien. Biester habe sie einst in drei Monaten gemacht. Plötzlich blieb er vor jenem Abbilde Roms sinnend stehen und zeigte auf Ponte molle, über welchen man, von Norden herkommend, in die ewige Roma einzieht. „Euch darf ich's wohl gestehen," sagte er, — „seit ich über den Ponte molle heimwärts fuhr, habe ich keinen rein glücklichen Tag mehr gehabt." Und dabei waltete tiefe Rührung über seinen Zügen. „Ich lebte," fuhr er fort, „zehn Monate lang zu Rom ein zweites akademisches Freiheitsleben, die vornehmere Gesellschaft ganz vermeidend, weil ich diese ja zu Hause schon habe." Im Fortlauf des Gesprächs erzählte er von einer seltsamen Unterredung mit Lord Bristol, der ihm den durch seinen ‚Werther' angerichteten Schaden vorwarf. „Wieviel tausend Schlachtopfer fallen nicht dem englischen Handelssystem zu Gefallen," entgegnete er noch derber; „warum soll ich nicht auch einmal das Recht haben, meinem System einige Opfer zu weihen?"

Als er darauf ein herrliches Blatt von Israel v. Mecheln (1504), den Tanz der Herodias vorstellend, uns zeigte, setzte er hinzu: „Der Mensch mache sich nur irgend eine würdige Gewohnheit zu eigen, an der er sich die Lust in heiteren Tagen erhöhen und in trüben Tagen aufrichten kann. Er gewöhne sich z. B. täglich in der Bibel oder im Homer zu lesen, oder

Medaillen oder schöne Bilder zu schauen, oder gute Musik zu hören. Aber es muß etwas Treffliches, Würdiges sein, woran er sich so gewöhnt, daß ihm stets und in jeder Lage der Respekt dafür bleibe."

196. Mit Joh. Baptist Bertram 24. September bis 9. Oktober 1814

Wie Goethe sich in die farbenprächtige und wahrheitsvolle Idealwelt dieser altdeutschen Bilder [aus der Sammlung der Brüder Boisserée], in die überraschende Ursprünglichkeit ihrer Gedanken hineinlebte und über die empfangenen Eindrücke sich äußerte, ist für den alten Herrn im hohen Grade charakteristisch. Er betrachtete die Bilder nicht, wie sie eins neben dem andern an der Wand hingen, wodurch der Eindruck zerstreut und mehr oder minder abgeschwächt wird; er ließ sich immer nur eins, abgesondert von den andern, auf die Staffelei stellen und studierte es, indem er es behaglich genoß und seine Schönheiten, unverkümmert durch fremdartige Eindrücke von außen, sei es der Bilder- oder Menschenwelt, in sich aufnahm. Er verhielt sich dabei still, ohne viel zu reden, bis er des Gesehenen, seines Inhalts und seiner tieferen Beziehungen Herr zu sein glaubte, und fand er dann Anlaß, Personen, die er liebte und schätzte, gegenüber seinen Empfindungen Ausdruck zu geben, so geschah es in einer Weise, die alle Hörer zwang. Es war vor dem Bilde der Anbetung der Hl. drei Könige, das damals für einen Van Eyck galt, da sagte er: „Das ist lautre Wahrheit und Natur; man kann von der Ruine zum Bilde und umgekehrt vom Bilde zur Schloßruine wandern und fände sich hier wie dort in gleich ernster Art angeregt und gehoben." — „Da hat man nun," äußerte er ein andermal, „auf seine alten Tage sich mühsam von der Jugend, welche das Alter zu stürzen kommt, seines eigenen Bestehens wegen abgesperrt und hat

sich, um sich gleichmäßig zu erhalten, vor allen Eindrücken neuer und störender Art zu hüten gesucht, und nun tritt da mit einem Male vor mich hin eine ganz neue und bisher mir unbekannte Welt von Farben und Gestalten, die mich aus dem alten Gleise meiner Anschauungen und Empfindungen herauszwingt — eine neue, ewige Jugend, und wollte ich auch hier etwas sagen, es würde diese oder jene Hand aus dem Bilde herausgreifen, um mir einen Schlag ins Gesicht zu versetzen, und der wäre mir wohl gebührend." . . . . . Und vor dem Bilde des Todes der Maria, das man für einen Jan Schoreel hielt, bemerkte er treffend: „Aus dem Bilde schlägt uns die Wahrheit wie mit Fäusten entgegen!" — Die Bezeichnung ‚byzantinisch-niederrheinisch', welche Goethe auf diese Bilder, namentlich das der Hl. Veronica anwandte, war nur eine unglückliche und keineswegs wie man hat behaupten wollen, eine solche, die ihn verhindert hätte, das Richtige zu erkennen; er nannte eben byzantinisch, was eine spätere, kaum weisere Schulsprache mit ‚romantisch' glaubte benennen zu müssen, und mit den bestimmtesten Worten sprach er es ebenso mündlich aus, wie er es schriftlich im 1. Heft von ‚Kunst und Altertum' wiederholt getan hat, daß in diesen kölnischen und andern niederrheinischen Bildern eine Kunstentwicklung von solcher Selbständigkeit und so sehr von echt deutschem Sinn und Ursprung gegeben sei, daß wir nicht nötig hätten, italienischen oder andern fremdländischen Einfluß anzunehmen.

197. Mit v. Müller und Heinrich Peucer 12. Mai 1815

Die naive Erzählung einer von ihm veranlaßten venezianischen Justizverhandlung (ad laudes), herbeigeführt durch eine Exkursion über die Fideikommisse, stach sehr lieblich gegen jene

Kriegsszene ab. Goethe hat doch eine ganz eigene Art zu beobachten und zu sehen, alles gruppiert sich ihm gleich wie von selbst und wird dramatisch. Auch sagte er im vollen Selbstgefühl: „Wenn ich meine Augen ordentlich auftue, dann sehe ich wohl auch, was irgend zu sehen ist“ . . .

„Wenn Maria Stuart sich dem bezaubernden Eindruck des Naturgenusses hingibt, ‚laßt mich der neuen Freiheit genießen‘, dann“ — rief er aus — „gebraucht eure Glieder und macht damit, was ihr wollt und könnt; aber wenn ihr erzählt und bloß beschreibt, dann muß das Individuum verschwinden und nur starr und ruhig das Objektive sprechen, wiewohl in die Stimme aller mögliche Wechsel und Gewalt gelegt werden mag.“

Solche Anklänge brachten das Gespräch bald auf Julie v. Egloffstein, die Goethe eine inkalkulable Größe nannte. Er habe ihr, durch den heillosen Lavater in alle Mysterien eingeweiht, bald angesehen, daß sie sehr schön lesen müsse und daher gefürchtet, er werde verlesen sein, wenn er sie höre.

198. Mit Sulpiz Boisserée 2. August 1815

Mittags kam ich [in Wiesbaden] zu Goethe; es war ein fröhlicher, herzlicher Empfang. Stein hatte ihn ersucht, an Hardenberg ein Memoire zu schreiben über die Kunst und die antiquarischen Angelegenheiten; darüber wollte er mich beraten. Er ging gleich darauf ein, daß es geradezu, ohne Steins Veranlassung zu erwähnen, geschehen müsse, um dem nächsten Parteiwesen zu entgehen. Ich erzählte ihm, wie er bei Hardenberg gut angeschrieben sei, nach den Äußerungen von Jordan, im Hauptquartier, über sein politisches Benehmen. Goethe ging gleich weiter, meinte, er könne ja das Memoire zugleich an Metternich schicken, er sei ihm ohnehin noch den Dank für

den Orden schuldig. Hauptgrundsatz soll darin sein, daß die Kunstwerke und Altertümer viel verbreitet würden, jede Stadt die ihrigen behalte und wieder bekomme, aber daß dabei geltend zu machen sei, daß ein Mittelpunkt gegeben werde, wovon aus über das Ganze gewacht würde. „Laßt Düsseldorf wieder etwas haben, wie es in seinen Sälen aufgestellt war, wozu alles in München? Laßt Köln, Bonn, ja Andernach etwas haben! Das ist schön und ein großes Beispiel, daß die Preußen den Petrus nach Köln zurückgeben. So stellt auch der Ingenieurgeneral Rauch alle römischen Altertümer, die bei Köln gefunden werden, in seinem Hause auf, mit dem festen Willen, daß sie in Köln bleiben sollen." Vom Domwerk; von Cornelius, dessen Faust, von Ruscheweih sehr schön gestochen, er bekommen habe, soll gesprochen werden; von allem, was einzelne getan, und was nun zu erwarten, wenn die Unterstützung der Regierung zu Hilfe komme. „Gebt nur den Malern und Kunstbeflissenen zu leben und zu tun, so werden sich schon von selber Schüler bilden. Mit allen Zeichenschulen ist es doch nichts, es läuft am Ende nur auf Handwerk und Fabrik hinaus; ich weiß ja, wie es uns in Weimar geht; ich hüte mich wohl, das jedem zu sagen, aber, du lieber Gott, die Zeichenschule ist nur dazu da, daß die Leute die Kinder aus dem Hause kriegen, und für die Kinder ist sie nur da, daß sie daran vorbeigehen! Ich will sie auch wahrhaftig nicht daran hindern, ich weiß, was zu einer eigentlichen Kunstakademie gehört, aber das sind ganz andre Forderungen, als man machen kann." — — — —

Von der Farbenlehre waren wir auf den Magnetismus gekommen; ich hatte ihm von Schelver erzählt, von Neefs Bekanntschaft mit Major Meyer und den Papieren der Frau v. N. „Er hasse dieses Treiben, weil die Menschen es zu weit führen, und doch sicherlich nie dahinter kommen, darum

bekümmere er sich auch gar nicht darum und wolle nichts davon wissen. Er ehre und erkenne die Erfahrung an, damit sei es aber auch abgetan. Es bedürfe," meinte er, „fünfzig Jahre, ehe die Farbenlehre anerkannt werden könne, sie sei nur für die jungen, unbefangenen Menschen, mit den andern sei nichts anzufangen; die säßen bis an den Hals in ihrem System, und sei ihnen unbequem, sich einmal auch nur zum Versuch heraus zu bemühen. Darum sei er auch von Herzen grob gewesen; das gefalle doch wenigstens der Jugend, die dächte: Ei, der Alte weiß doch sonst auch Bescheid und kennt seinen Vorteil, er wird doch nicht ins Blaue hinein schelten und verrückt sein, sondern er muß einen Hinterhalt, Grund und Boden haben, wir wollen das doch näher betrachten und beleuchten. So kommen sie allmählich in die Sache hinein; hätte ich es aber gelinder gemacht, so würden mich die jungen Kerls ebensowenig gehört und gelten gelassen haben. Ich habe mir meine Blockhäuser in die Physik hinein gebaut, so bei der Farbenlehre, so bei der Metamorphose der Pflanzen. Da kann mir keiner vorbei, ohne daß ich darauf schieße; um das übrige bekümmere ich mich nicht. Jene Lehren habe ich auf Urphänomene gegründet, da bin ich schon zu Hause. Was hätte und müßte man alles herausfördern können, wenn man vierzig bis fünfzig Jahre alles, was von außen herkommt, beiseite lassen könnte. Was möchte daraus geworden sein, wenn ich mit wenigen Freunden vor dreißig Jahren nach Amerika gegangen wäre und von Kant usw. nichts gehört hätte? . . ."

Dann kam er auf die verschiedene Begabung der Menschen; wie viele Talente und Genies bleiben durch Verhältnisse unentwickelt und zurückgehalten; wieviel Dummköpfe dagegen werden durch Verhältnisse, Erziehung und Künstelei in die Höhe, auf Katheder usw. gehoben.

Ich meinte, die menschlichen Gaben seien fast in allen Zeiten gleich, aber die Zeiten seien ungleich, und die Menschen unter sich ungleich, und die Verhältnisse. Goethe sagte, ein alter Hofgärtner in Dresden habe von selbst die Metamorphose der Pflanzen gefunden, und habe ihm dann mit Freuden davon erzählt, wie er gemerkt, daß er auch etwas davon wisse.

Goethe: „Wunderliche Bedingtheit des Menschen auf seine Vorstellungsart, wie Kant sehr richtig mit Antinomie der Vorstellungsart ausdrückt; so muß es mir mit Gewalt abgenötigt werden, wenn ich etwas für vulkanisch halten soll, ich kann nicht aus meinem Neptunismus heraus; das ist mir am auffallendsten gewesen am Laacher See und zu Mennig; sehen Sie, das hat mich so ruhig gelassen, daß ich, wie Abt Spangenberg, hätte sagen mögen: ‚Wir wünschen der lieben Gemeinde unsere Ruhe und unsern Frieden!' Da ist mir nun alles so allmählich erschienen, das Loch mit seinen gelinden Hügeln und Buchenhainen; und warum sollte denn das Wasser nicht auch löcherige Steine machen können, wie die Bimssteine und die Mennigersteine? Daß das Gewässer, ehe es sich gesetzt, zuletzt noch einmal große Bewegung gemacht, wie im ersten Anfang, warum das nicht? Es möchte dem Vulkanismus schwerer fallen, die Mennigersteine als Lava durchzuführen, und vollständig zu erklären, wie sie geflossen und dahin gekommen. Ja, wenn von Vulkanen die Rede, wie bei Nemi in Italien, da bin ich genötigt, überzeugt und überwältigt, da glaube ich, und wenn ich einmal einen Vulkan anerkenne und verteidige, dann will es auch was heißen; so in Böhmen, da habe ich bewiesen, wie ich mich eines Vulkans annehmen kann; aber hier hat Hamilton mehr gesehen als zu sehen war, und dem hat dann der elende Deluc, der gar nichts davon versteht, nachgeschwatzt. Diese Antinomie der Vorstellungsart ist es nun,

warum wir Menschen nie aufs reine kommen können mit einem gewissen Maß von Wissen, sondern immer alte Wahrheiten und Irrtümer auf eine neue Weise aussprechen; darum wir über viele Dinge uns nie ganz verständlich machen können, und ich daher oft zu mir sagen muß: darüber und darüber kann ich nur mit Gott reden, wie das in der Natur ist, und das; was geht es nun weiter die Welt an. Sie faßt entweder meine Vorstellungsart, oder nicht, und im letztern Falle hilft mir alle Menschheit nichts. Darum, über viele Dinge kann ich nur mit Gott reden."

Seine neueste Arbeit ist der ‚Divan'. Aneignung des Orientalismus; Napoleon, unsere Zeit, bieten reichen Stoff dazu. Timur, Dschengis-Chan, Naturkräften ähnlich, in einem Menschen erscheinend. Die Freiheit der Form ist abgerissen, einzeln; und doch bringt er von den Alten mehr Bildung und Bildlichkeit mit. Das ist gerade das einzige, was den Orientalen abgeht, die Bilder. Goethe sagt: „Insoweit sei er so eitel und übertrieben, zu sagen, daß er darüber stehe und das Alte und Neue verbinde."

Später klagte er über Unredlichkeit der Schlegel und Tiecks. „In den höchsten Dingen versieren und daneben Absichten haben und gemein sein, das ist schändlich. Ach, und wenn Ihr nur wüßtet, wie es zugegangen. Wenn ich mit der ‚Italienischen Reise' fertig bin, werde ich es ihnen einmal recht klar und grell aufdecken. Komme ich ja dann schon in die letzten achtziger Jahre und in den Anfang der neunziger, wo das ganze Treiben schon begann. Schiller war ein ganz anderer, er war der letzte Edelmann, möchte man sagen, unter den deutschen Schriftstellern: sans tâche et sans reproche. Im Spinoza können wir es gleich nachschlagen, was es ist bei diesen Herren, es ist der Neid. Diesen und das Böse nennt er die Traurigkeit und alles Liebe und Gute die Freude.

Man müßte nur sagen mit allem Gleichmut: wir sind betrübt über der Herren ihre Traurigkeit! Zu den Menschen habe ich immer eine wahre Wut gehabt; im dritten Band findet sich davon schon der Anfang, aber im vierten wird es sich erst recht zeigen."

„Ich führe," sagte Goethe weiter, „die ‚Ethik' von Spinoza immer bei mir; er hat die Mathematik in die Ethik gebracht, so ich in die Farbenlehre, d. h., da steht nichts im Hintersatz, was nicht im Vordersatz schon begründet ist."

Dann kommt er auf den ‚Faust'; der erste Teil ist geschlossen mit Gretchens Tod, nun muß es par ricochet noch einmal anfangen; das sei recht schwer, dazu habe jetzt der Maler eine andere Hand, einen andern Pinsel, was er jetzt zu produzieren vermöchte, würde nicht mit dem Frühern zusammen gehen. Ich erwidere, er dürfe sich keine Srupel darüber machen, ein anderer vermöchte sich in einen andern zu versetzen, wieviel eher doch der Meister in seine frühern Werke. — Goethe: „Ich gebe es gerne zu, vieles ist auch schon fertig." — Ich frage nach dem Ende. — Goethe: „Das sage ich nicht, darf es nicht sagen, aber es ist auch schon fertig, und sehr gut und grandios geraten, aus der besten Zeit." — Ich denke mir, der Teufel behalte unrecht. — Goethe: „Faust macht im Anfang dem Teufel eine Bedingung, woraus alles folgt." — Faust bringt mich dazu, wie ich von Napoleon denke und gedacht habe. Der Mensch, der Gewalt über sich selbst hat und behauptet, leistet das Schwerste und Größte. Das ist in den ‚Geheimnissen' so schön ausgesprochen. Es war dann die Rede von den vielen Irrtümern in der Welt — und wieder von den glücklichen Blicken in der Wissenschaft — er sei überzeugt, es lasse sich alles auf feste Prinzipien bringen wie die Mathematik.

„Alles ist Metamorphose im Leben, bei den Pflanzen und

bei den Tieren, bis zum Menschen und bei diesem auch. Je vollkommener, je weniger Fähigkeit aus einer Form in die andere überzugehen." — „Ach Gott, es ist alles so einfach und immer dasselbe, es ist wahrhaftig keine Kunst unser Herrgott zu sein, es gehört nur ein einziger Gedanke dazu, wenn die Schöpfung da ist. Was vorher war, geht mich nichts an. Aber so einfach und so leicht der Gedanke ist, so schwer lassen es sich die Menschen werden, alles zu zerstückeln. . . . ."

Die ‚Geheimnisse', sagte Goethe, habe er zu groß angefangen, wie so vieles. — Die zwölf Ritter sollten die zwölf Religionen sein, und alles sich nachher absichtlich durcheinander wirren, das Wirkliche als Märchen und dies umgekehrt als die Wirklichkeit erscheinen.

Nachmittags: Von der Eitelkeit, Freude am Dasein, am Nichtigen. Goethe: „Es ist kein so großes Übel als gemeinhin daraus gemacht wird; nicht so ernst zu nehmen, daß es erst wichtig wird, wie heutzutage geschieht."

199. Mit Sulpiz Boisserée 4. August 1815

Morgens. Goethe: was er näher kennen möchte, wäre das Verhältnis und der Weg der neuen katholisch gewordenen Protestanten. — ‚Ich meine, die Philosophie der Geschichte der Menschheit (Herder, Müller), die Zeit der Gegenwart, die welthistorische Richtung, haben es getan. Stolberg ist der Heros unter ihnen.' — Goethe: „Ja, es sei die Fülle der Menschheit in ihm; das Gemüt des Großen, das Naturell; selbst das Kindermachen, die eigentliche Fülle des Menschlichen" (ein Poet sei er gerade deswegen nie gewesen). — Ich: ‚Aber nun sei von der andern Seite das Übel, daß er keine Kritik habe, die Tradition stützen wolle durch Gelehrsamkeit und Historie.' —

Goethe: „Ei, das ist gegen alle Überlieferung, diese nimmt man entweder an, und dann gibt man von vornherein etwas zu, oder man nimmt sie gar nicht an und ist ein rechter kritischer Philister. Auf jenem Mittelweg aber verdirbt man es mit allen; und es ist ein Beweis, daß er von dieser Seite noch nicht einmal mit sich fertig ist. Die Protestanten dagegen fühlen das Leere und wollen nun einen Mystizismus machen, da ja gerade der Mystizismus entstehen muß. Dummes, absurdes Volk, verstehen ja nicht einmal, wie denn die Messe geworden ist, und es ist gerade als könne man eine Messe machen! So der Schubert, der erbärmliche, mit seinem hübschen Talent, hübschen Aperçus spielt nun mit dem Tode, sucht sein Heil in der Verwesung, da er freilich selbst schon halb verwest ist, d. h. buchstäblich die Schwindsucht hat. Da möchte man des Teufels werden; es ist aber gut, ich lasse sie machen, es geht zugrunde, und das ist recht."

Ich: ‚Und es ist ihnen mit dem Christentum, wenn man's beim Licht betrachtet, doch nicht recht ernst, es läuft am Ende doch immer wieder auf alles und eines und eines und alles hinaus. Dagegen ich mir den Dualismus für unentbehrlich halte, daß dem Geist und Leib sein Recht widerfahre, und die Einheit als Ziel und Höchstes immer gefordert, verlangt werde! Wovon hier auf der Erde nicht die Rede sein kann, als wenn Gott selbst kömmt. Sie aber wollen dem Herrn Christus auf die Spur kommen und selbst Christusse machen.' Goethe: „Ja, recht, das ist: sie selbst wollen ein kleiner Herr Christus sein; sie ließen den Leib als solchen gelten, würden ihn auch zu ehren wissen." — Dies alles kam zur Sprache, bei Gelegenheit eines neuen dünnen Büchleins ‚Über das Abendmahl', welches in Gießen erschienen, und das ihm der hier badende Verfasser gegeben.

200. Mit Sulpiz Boisserée 5. August 1815

Als wir im Dunkel gegen zehn Uhr nach Hause kamen, klagte Goethe seinen Jammer über dies Pestalozzische Wesen. Wie das ganz vortrefflich nach seinem ersten Zweck und Bestimmung gewesen, wo Pestalozzi nur die geringe Volksklasse im Sinne gehabt, die armen Menschen, die in einzelnen Hütten in der Schweiz wohnen und die Kinder nicht in Schulen schicken können. Aber wie es das Verderblichste von der Welt werde, sobald es aus den ersten Elementen hinaus gehe, auf Sprache, Kunst und alles Wissen und Können angewandt werde, welches notwendig ein Überliefertes voraussetze, und wo man nicht mit unbekannten Größen, leeren Zahlen und Formen zu Werk gehen könne. Und nun gar dazu der Dünkel, den dieses verfluchte Erziehungswesen errege; da sollte ich nur einmal die Dreistigkeit der kleinen Buben hier in der Schule sehen, die vor keinem Fremden erschrecken, sondern ihn in Schrecken setzen! Da falle aller Respekt, alles weg, was die Menschen untereinander zu Menschen macht. „Was wäre denn aus mir geworden," sagte er, „wenn ich nicht immer genötigt gewesen wäre, Respekt vor andern zu haben. Und diese Menschen mit ihrer Verrücktheit und Wut, alles auf das einzelne Individuum zu reduzieren, und lauter Götter der Selbständigkeit zu sein; diese wollen ein Volk bilden und den wilden Scharen widerstehen, wenn diese einmal sich der elementarischen Handhaben des Verstandes bemächtigt haben, welches nun gerade durch Pestalozzi unendlich erleichtert ist. Wo sind da religiöse, wo moralische und philosophische Maximen, die allein schützen könnten?"

201. Mit Sulpiz Boisserée 6. August 1815

„Die Einheit des Gedankens, die lebendige Gliederung durch den Gegensatz zur Identität, das ist es, was allen Kunstwerken

zugrunde liegen muß. Das ist, was die Franzosen mechanisch ergriffen haben in ihrem Schauspiel, und was Shakespeare nicht hat, und warum seine Stücke in dieser Hinsicht bei aller Poesie nichts taugen."

202. Mit Sulpiz Boisserée 8. August 1815

Er macht mir die Konfession, daß ihm die Gedichte auf einmal und ganz in den Sinn kämen, wenn sie recht wären; dann müßte er sie aber gleich aufschreiben, sonst finde er sie nie wieder; darum hüte er sich auf den Spaziergängen etwas auszudenken. Es sei ein Unglück, wenn er es nicht ganz im Gedächtnis behalte, sobald er sich besinnen müßte, würde es nicht wieder gut, auch ändere er selten etwas; ebenso sei es ein Unglück, wenn er Gedichte träume, das sei meist ein verlorenes. Ein italienischer Poet (Petrarca) habe sich aus diesem Grund ein ledernes Wams machen lassen, worauf er im Bett habe schreiben können. ‚Italienische Reise.' Goethes Freude an der Architektur, seine rein persönliche Leidenschaft für Palladio, bis ins grassests nichts als Palladio und Palladio. Freilich lebt er in Vicenza und Venedig in seinen Werken und Wirksamkeit noch im lebendigen Andenken. Wut und Haß gegen die gotische Architektur; er läßt diese Stelle wegen mir weg, daß ich sehe, welch ein braver Kerl er sei. Die Menschen, wie sie aber wären, würden so etwas gleich mißverstehen. Am Ende mache es sich auch in der Komposition besser, wenn es wegbleibe; sonst freilich lasse er alles wie es sei, weil die Tagebücher so vollständig seien.

Er führt das Gespräch weiter; was die Verhältnisse mit Fürsten teuer und wert mache, sei das Beständige und Beharrliche darin, wenn einmal ein Vertrauen entstanden; so zwischen ihm und dem Herzog. Durch allen Wechsel der

Verhältnisse und Gesinnungen durch habe der Herzog ihn immer denselben gefunden; gesehen, daß er einen braven, ehrlichen Menschen an ihm habe, und so sei der Herzog noch jetzt wie in ihrem ersten Freundschaftsverhältnis; er habe ihm kürzlich einen Brief geschrieben, ein Resultat seiner Lektüre während langer Unpäßlichkeit, ganz wie aus jener Zeit so herzlich. . . .

203. Mit Sulpiz Boisserée 11. August 1815

Freitag, den 11., morgens sechs Uhr sind wir nach Mainz gefahren. Wir sahen auf der Höhe das Rheingau bis Bingen. Goethe: „Was muß das für eine Gewalt gewesen sein, was muß eine Zeit dazu gehört haben, ehe nur das Wasser da zum Durchbruch gekommen; das hat da gewiß lang als See gestanden, wie der Bodensee. Und nicht allein die Berge haben gehindert, sondern auch das Meer, ehe seine Gewässer abgenommen. . . ."

Goethes Vorliebe für das Römische wurde später ausgesprochen; er habe gewiß schon einmal unter Hadrian gelebt. Alles Römische ziehe ihn unwillkürlich an. Dieser große Verstand, diese Ordnung in allen Dingen sage ihm zu, das Griechische nicht so. Ich sei gewiß auch schon einmal dagewesen im 15. Jahrhundert.

204. Mit Sulpiz Boisserée 12. August 1815

Samstag morgens um sieben Uhr sind wir nach Frankfurt abgefahren. Auf der Höhe bei Höchst wurde still gehalten, wegen der prächtigen, reichen Aussicht, die im schönsten Sonnenlicht vor uns lag. Unsern Wunsch, nach Weimar zu ziehen, lehnte Goethe ab, er sagte: „Da ist es zu nüchtern für euch, das

Theater kein Ersatz für das schaureiche, mannigfaltig bewegte Leben, welches ihr von Köln her gewöhnt seid." Ich wende ein, daß wir dieses auch in Heidelberg entbehren, und erwähne, wie mich die großen Kirchenfeste usw. an das erinnern, was in Köln zum Teil noch übrig geblieben von würdigen, kirchlichen und volksmäßigen Einrichtungen und schildere nun, wie es ehemals gewesen. Prozessionen, Gottestracht, Zünfte, Altäre, Gemälde auf denselben, Veränderung der Kirchen. Zierat und Ausschmückung derselben. Realität im Alten, modernes Wesen nur auf den Schein. Die Form allein entscheidet hier nicht. Kirchenmusik. Liebhaber bemühten sich um dieselbe. Kreuzbeleuchtung in der Karwoche wie in Rom. Messe; vortreffliches Thema, Einheit darin, und gibt doch zu den mannigfaltigsten Kompositionen Anlaß. Goethe: ja einige Male im Jahr lasse man sich wohl eine Messe gefallen; aber das immer Einerlei leuchte ihm doch nicht ein. Aber in Köln in dem Dreikönigsfest und der Übertragung des Rathausbildes in den Dom, im Dom selber, da sei doch ein Leben; sie in Weimar müßten sich behelfen mit der Gelehrsamkeit, stoppelten den Tempel von Ephesus mit aller Mühe auf dem Papier zusammen, und den Wagen des Alexanders, und am Ende sei es doch nur für wenige einzelne.

205. Mit Sulpiz Boisserée 8. September 1815

Goethe: „Es findet sich überall ein Haken, ein Kreuz in aller Expansion und Kontradiktion, überall dasselbe, alles nur Metamorphose." ‚Ja in der Naturansicht lasse ich mir den Pantheismus schon gefallen; weiß wohl, daß man damit am weitsten ausreicht.' Goethe: „Die Natur ist so, daß die Dreieinigkeit sie nicht besser machen könnte. Es ist eine Orgel, auf der unser Herrgott spielt, und der Teufel tritt die Bälge dazu."

206. Mit Sulpiz Boisserée 10. September 1815

Goethe sagt, er habe sich oft gefragt, warum er sich mit so vielerlei Dingen abgegeben? Habe doch so entschiedene Anlage und Neigung zum Dichten, warum er nicht allein dabei geblieben? warum er sich auch in die Wissenschaften gewagt, und es ihm keine Ruhe gelassen, selbst in Italien nicht. Ich meinte, er habe seinem Zeitalter die Schuld und Buße bezahlen müssen; er stimmt ein.

207. Mit Sulpiz Boisserée 19. September 1815

Den 18. September kommen wir nach Darmstadt, es ist hell und kalt. Am andern Morgen acht Uhr gehen wir ins Museum, Goethe zu den Naturalien; ich zu den Gemälden und Statuen; dann beschäftigten uns noch Smeatons Leucht-türme bis halb zwei Uhr; da geht Goethe nach Hof. Als Goethe zurückkam, gingen wir zusammen zu Moller. Im Gehen erzählt er mir die Entstehung des ‚Lingham'. Es sei ein unendlicher Geist und Weisheit in den indischen Sagen; er verehre sie sehr hoch. Aber nur müßte er ihre Bilder nicht dabei sehen, die verdürben gleich die Phantasie bis zum Verfluchen!

Bei Moller sahen wir den Straßburger und den Freiburger Münster und sein kleines Werk, sein Theater und seine Kirche. An dieser entwickelte Goethe seine Grundsätze über Architektur. Alles müsse in drei Teile fallen; das Gesetz der Säulenordnung auf das Ganze angewandt werden, denn es käme wesentlicher darauf an, daß das Ganze harmonisch, als daß das Einzelne immer streng nach der hergebrachten Schnur und Regel sei.

208. Mit Sulpiz Boisserée und Anton Thibaut

20. September 1815

Mittwoch, den 20. fuhren wir nach Heidelberg. Unser Gespräch führte uns auf die Antike. Goethe wünschte sich, in einem Statuensaal zu wohnen und zu schlafen, um unter den Göttergestalten zu erwachen. Ich habe mir zuerst die Büsten in physiognomischer Rücksicht angesehen, die der Götter, sowie der Personen; überall herrscht dieselbe Großheit der Naturansichten; ich meine, die Griechen hätten keine Anatomie getrieben in der Kunst, sondern bloß durch die Oberfläche mit ihrem glücklich scharfen Auge den ganzen Körperbau durchgesehen. Goethe sagte ausdrücklich das Gegenteil; es wäre auch ohne Anatomie nicht möglich. Ich sprach dann auch meine Verehrung aus über die Einheit und das glückliche Maßhalten in allen ihren Werken. Goethe sagte darauf: „Ja, in allem, auch in ihrem Theater; nehmen wir Calderon, Shakespeare dagegen; diesem letztern fehlt die Einheit; er war von seiner Zeit abhängig, so gut wie jeder, die Schlegel mögen sagen, was sie wollen. Shakespeare ist mehr episch und philosophisch als dramatisch."

209. Mit Georg Friedrich Creuzer

Ende September 1815

Eines Nachmittags begegneten wir [G. Parthey und Genossen] Creuzer oben auf dem Schlosse und begleiteten ihn durch ein paar Gänge. Er hielt ein Blatt des wunderbaren chinesischen oder japanischen Baumes Gingko biloba in der Hand, von dem ein Stämmchen im Schloßgarten steht. Dabei teilte er uns mit, er habe, als Goethe 1815 Heidelberg besuchte, mit diesem bei einem Spaziergange im Schloß ein langes und interessantes Gespräch über die symbolische Deutung und Sinnigkeit der hellenischen mythologischen Personen

und Erzählungen geführt; er habe versucht, Goethen auseinanderzusetzen, wie jede hellenische Gestalt doppelt anzusehen sei, weil hinter der bloßen Realität ein höheres Symbol verborgen liege. Die einfachen Fälle seien bekannt genug: Ares als Kriegsgott bedeute auch den Krieg, Hebe als die Jugendgöttin auch die Jugend; es gebe aber entferntere Anwendungen davon: der Fluß in dem die Jungfrauen baden, empfange gewissermaßen ihre Erstlinge, so habe es geschehen können, daß ein verwegener Liebhaber als Flußgott die Sache in buchstäbliche Erfüllung gebracht. Dies dürfe aber nicht bloß als eine Personifikation der Zustände betrachtet werden, sondern dieser Doppelsinn sei allen antiken Mythen immanent, wenngleich nicht immer leicht herauszufinden. Den Glaubenden genügte das strikte Wortverständnis, den Wissenden ward der höhere Sinn in geheimen Weihen aufgeschlossen. — Goethe ging auf diese Erörterungen mit dem regsten Eifer ein, als sie gerade bei dem Gingko biloba stillstanden; er pflückte ein Blatt und sagte: „Also ungefähr wie dieses Blatt: eins und doppelt.“

210. Mit Sulpiz Boisserée 3. Oktober 1815

... Dann kamen wir auf die Willemers. Er lobte die Frauen und bedauerte, daß Willemer mit seinem strebenden, unruhigen Geist sich nicht auf ein bestimmtes Fach, auf eine Liebhaberei geworfen habe. Die Verhältnisse mit Frauen allein können doch das Leben nicht ausfüllen, und führen zu gar zuviel Verwicklungen, Qualen und Leiden, die uns aufreiben, oder zur vollkommenen Leere. Doch sehr zu rühmen und zu ehren sei die Macht des sittlichen Prinzips bei diesem Mann, dieses allein habe ihn in der Höhe gehalten, in der Verwirrung von Verhältnissen, in die er sich gestürzt. So ist die Rettung

der kleinen, liebenswürdigen Frau ein großes sittliches Gut. Wenn die Menschen bei so viel Verirrung edel bleiben und gut, so müssen wir uns schon Herbigkeit und Schroffheit gefallen lassen. Es ist ein Wunder, daß Willemer nach allem, was er getrieben und erlebt, noch ein solcher Mann ist und solch ein Haus hat. Gegen die gewöhnlichen, ja gemeinen kaufmännischen und Geldverhältnisse kämpfte sein unbezwingbares, edleres Wesen.

Alte Erinnerungen: wie oft Goethe den Pfad durch die Gerbermühle gegangen nach Offenbach zur Schönemann. Liebesgeschichte. Seine Lieder an Lilli. Braut und Bräutigam. Wie sie allmählich von einander entfernt worden durch einen dritten, ohne es selbst zu wissen. Religionsverhältnisse waren erster Anlaß, sie ist reformiert, er lutherisch. Sie sind unglücklich, wie die Kinder, die ein Leid haben, und es sich wechselseitig klagen und nicht wissen warum. Dorville, ein Pfarrer, ist im Spiel. Sie hat ihm den größten Teil ihrer höhern Bildung zu danken. Vorher Gleichgültigkeit gegen die Welt, wie es sich bei Mädchen in einem reichen Kaufmannshaus, die alle Tage von Gesellschaft umgeben sind von frühester Jugend her, leicht einfinden muß, wenn sie nicht selbst flach und leer sind.

211. Mit Sulpiz Boisserée 5. Oktober 1815

Vor Tisch schon rühmte er, daß er wohl getan nach Köln zu gehen, sich von dem Herzog influenzieren zu lassen. Er lasse sich ohnehin leicht bestimmen, und vom Herzog gern; denn der bestimme ihn immer zu etwas Gutem und Glücklichem, aber einige Personen seien, die einen ganz unheilbringenden Einfluß auf ihn hätten. Lange habe er es nicht gemerkt; immer, wenn sie ihm erschienen, sei ihm auch ganz

unabhängig von ihnen irgend etwas Trauriges oder Unglückliches begegnet. Alle entschiedenen Naturen seien ihm Glück bringend, so auch Napoleon. Ich drang näher in ihn, ob dergleichen Unglücksboten etwa in der Nähe wären? Nein, sagte er, aber, wenn es einmal der Fall sein würde, verspreche er, mir's zu sagen. Ich spreche vom Aberglauben; wie man sich bei aller Anerkennung des Geheimnisvollen im Leben davor zu hüten habe. Und er war einig, daß man nur so viel darauf geben müsse, um Ehrfurcht vor der uns umgebenden geheimnisvollen Macht in allem zu haben und zu behalten, welches eine Hauptgrundlage wahrer Weisheit sei.

Unterwegs kamen wir dann auf die ‚Wahlverwandtschaften' zu sprechen. Er legte Gewicht darauf, wie rasch und unaufhaltsam er die Katastrophe herbeigeführt. Die Sterne waren aufgegangen; er sprach von seinem Verhältnis zur Ottilie, wie er sie lieb gehabt und wie sie ihn unglücklich gemacht. Er wurde zuletzt fast rätselhaft ahndungsvoll in seinen Reden.

Dazwischen sagte er dann wohl einen heitern Vers. So kamen wir müde, gereizt, halb ahndungsvoll, halb schläfrig, im schönsten Sternenlicht, bei scharfer Kälte nach Heidelberg.

212. Mit Riemer 1815(?)

„Die Sittenlehrer irren sich, wenn sie in jedem Alter denselben Grad der Bescheidenheit verlangen."

213. Mit Riemer 1815

„Der Grund des sogenannten Moll liegt innerhalb der Tonmonade selbst. Dies ist mir aus der Seele gesprochen. Zur näheren Entwicklung bahnt vielleicht folgendes den nähern Weg: dehnt sich die Tonmonade aus, so entspringt das Dur;

zieht sie sich zusammen, so entsteht das Moll. Diese Entstehung habe ich in der Tabelle, wo die Töne als eine Reihe betrachtet sind, durch Steigen und Fallen ausgedrückt. Beide Formeln lassen sich dadurch vereinigen, daß man den unvernehmlichen tiefsten Ton als innigstes Zentrum der Monade, den unvernehmbaren höchsten als Peripherie derselben annimmt."

214. Mit Riemer 29. August 1816

„Die lieben Deutschen kenn' ich schon; erst schweigen sie, dann mäkeln sie, dann beseitigen sie, dann bestehlen und verschweigen sie."

215. Mit W. v. Humboldt 15.—18. Januar 1817

Humboldt ist in Weimar gewesen; er schreibt mir [Caroline v. Humboldt], daß Goethe mit dem literarischen Wesen in Deutschland ungemein unzufrieden ist und beinahe an allem Heil verzweifelt, weil niemand sich in eine Form passen will und darüber die entschiedensten Talente untergehen. In seinem Unwillen ist er soweit gegangen, Humbold zu sagen: die Deutschen seien nur noch allenfalls im Auslande erträglich, und man müsse sie wie die Juden in alle Welt zerstreuen. Humboldt hat ihm geantwortet: er an seinem Teil habe das schon angefangen; nun solle er, Goethe, es nur an dem seinen vollenden und zu uns nach Rom kommen.

216. Mit Riemer 14. März 1817

„Die Menschen können nichts mäßig tun; sie müssen sich immer auf eine Seite legen."

„Gutem Willen eines jeden will ich gerne nachhelfen; wo ich aber Mißwollen fühle, bin ich auf meiner Hut, um mich nicht unversehens als Mitschuldigen zu ertappen."

217. Mit Riemer Mitte April 1817

Eine der größten Neuigkeiten unserer Stadt ist, daß Goethe, des leidigen Theaterwesens und Unwesens müde, die Direktion des Theaters niedergelegt hat. Er wird sich selbst, seinen Freunden und Verehrern, den Künsten und Wissenschaften in verjüngter Kraft leben, da jene theatralische Zwangherrschaft ihm nicht mehr seine besten Stunden raubt, indem er für all seine Müh doch nur Undank einernten konnte. Über seinen Entschluß fand ich unsern, sonst in hiesigen Dingen so an sich haltenden Goethe vor ein paar Tagen abends in seinem Hause sehr animiert. Er sagte im Verlaufe des Gesprächs: „Schauspieler und Publikum sind in gleicher Konfusion, und man macht sie immer mehr zur Natur der Kunst. In die Fremde mußte man gehen, um des Guten froh zu werden, was man hier besaß und nun zerstört. Ein Bedürfnis für das Beste habe ich nie wahrgenommen, der Drang zum Schlechten bricht aber überall durch, und ich bin dieser Theaterturnüren satt. Bei so viel Verdruß auch noch Schande, dazu verweigere ich mich; und die geringste Nachgiebigkeit hierin untergräbt alle Arbeit, bis das Ganze fällt. Habe ich das Publikum determiniert behandelt, als ich seinen Geschmack auf eine höhere Stufe bringen wollte, muß ich auch determiniert auftreten, wo man mich hemmt, das Gute zu realisieren. Ist's damit vorbei, hat sich kein anderer Sinn festgesetzt, als der, daß man nur das Neue will, wie niedrig es stehen möge — nun, wohl dem, der sich loslösen kann von einem Fuhrwerk, das bergab stürzt. Ich aber kann's und will wenigstens fort von einem Wege, auf

welchem die rechte Höhe unerreichbar ist, bei dem Theater besonders deshalb, weil den jetzigen Schauspielern überhaupt für das Leben und die Kunst der Ernst und die tüchtige Auffassungsgabe mangeln. Es ist ein weibisch Volk und ein Weiberregiment ihnen das Zuträglichste."

218. Mit Riemer — Mitte (?) 1817

„Der Patriotismus verdirbt die Geschichte," pflegte Goethe zu sagen: „Juden, Griechen und Römer haben ihre und die Geschichte der andern Völker verdorben, nicht unparteiisch vorgetragen. Die Deutschen tun es auch, so ihre eigene, als die Geschichte der Ausländer."

„Diese Italiener sind seltsame Personen; hohle Enkomiasten in ihren öffentlichen Vorträgen, heimliche Detraktoren, wenn sie Gelegenheit finden."

219. Mit Riemer — 22. August 1817

„Pfaffen und Schulleute quälen unendlich. Die Reformation soll durch hunderterlei Schriften verherrlicht werden; Maler und Kupferstecher gewinnen auch was dabei. Ich fürchte nur, durch alle diese Bemühungen kommt die Sache so ins klare, daß die Figuren ihren poetischen, mythologischen Anstrich verlieren; denn, unter uns gesagt, ist an der ganzen Sache nichts interessant als Luthers Charakter, und auch das einzige, was der Menge eigentlich imponiert. Alles übrige ist ein verworrener Handel, wie er uns noch täglich zur Last fällt."

220. Mit Victor Cousin — 20. Oktober 1817

Goethe empfing mich in einer mit Büsten geschmückten Galerie, wo wir auf- und abgingen. Sein Gang ist ruhig

und langsam wie sein Sprechen; aber an einigen sparsamen und starken unwillkürlichen Gebärden fühlt man, daß sein Inneres belebter ist als seine Außenseite. Seine Unterhaltung, anfangs ziemlich kalt, belebte sich nach und nach; es schien ihm nicht unangenehm zu sein; ich genoß einige Augenblicke, da Goethe mit Freude aus sich herausging. Er wandelte und blieb stehen, um mich zu prüfen oder um sich zu sammeln und seinen Gedanken immer eindringlicher zu bezeichnen, einen genaueren Ausdruck zu suchen oder Beispiel und Einzelheiten zu geben. Das Gebärdenspiel war sparsam, aber malerisch, und die allgemeine Haltung ernst und eindrucksvoll. Wir blieben beinahe eine Stunde zusammen. Er hat kein Paradox vorgebracht und hat mir nur neue Dinge gesagt. Seine Einbildungskraft brach von Zeit zu Zeit durch; viel Geist in Einzelheiten und in der Entwicklung; wahres Genie im Ganzen der Idee. Was mir seinen Geist zu charakterisieren scheint, ist seine Ausdehnung.

Unser Gespräch begann ziemlich schlimm. Ich erklärte ihm den Zustand der Philosophie in Frankreich und meine Pläne. Sie waren durchaus nicht danach, dem Voltaire Deutschlands, dem Bewunderer Diderots zu gefallen, und er gab mir sanft zu verstehen, daß sich Frankreich niemals ernsthaft mit Philosophie befassen würde. Ich antwortete ihm, daß im Gegenteil die Philosophie im Wesen des französischen Geistes selbst stecke, Beweis seien soviel große Philosophen, die Frankreich von Descartes bis Royer-Collard hervorgebracht habe. Goethe schien weder den einen noch den andern überhaupt zu kennen. Er sagte mir dann, er glaube gern, daß es in Frankreich immer vorzügliche Einzelne gäbe, die Philosophie trieben, aber er zweifle sehr, ob sie ihre Neigung einem zahlreichen Publikum mitteilen könnten. Er zitierte mir als Beispiel seinen Freund Villers, dessen Verlust er beklagte. ‚Mein Herr,' entgegnete ich,

‚Villers war Auswanderer und kannte nicht das neue Frankreich. Ich hingegen bin ein Kind der Revolution, ich bin liberal wie alle meine Genossen, und ganz entschlossen, vor keiner Schwierigkeit zurückzuweichen. Übrigens habe ich die feste Überzeugung, daß ich recht habe, und daß der Materialismus und Atheismus des 18. Jahrhunderts verderbliche Irrtümer sind, unverträglich mit den Empfindungen und Sitten eines freien Volks.‘ Dieser Ton eines jungen Mannes, der in seinem Eifer vergißt, mit wem er spricht, hätte Voltaire geärgert: Goethen machte er nur lächeln und erweckte ihm sogar Teilnahme; denn alles, was nur im geringsten nach Charakter und Eigenart aussah, im Bösen oder im Guten, erregte seine Aufmerksamkeit. „Gut,“ sagte er, „da Sie die Philosophie lieben und die deutsche Philosophie kennen möchten, so kann ich Ihnen davon sprechen, denn ich habe sie entstehen und sich entwickeln sehen.“ Darauf lief er alle ausgezeichneten Philosophen durch, die von Jena und Weimar ausgegangen waren: Reinhold, Fichte, Schelling, Hegel, Herder, Schiller, Wieland, der auch auf seine Art Philosoph war. „Ich habe alles gesehen in Deutschland, von der Aufklärung bis zum Mystizismus. Ich habe allen Umwälzungen beigewohnt. Vor einigen Monaten habe ich mich daran gemacht, Kant wieder zu lesen. Nichts ist klarer, seit man alle Folgerungen seiner Grundsätze gezogen hat. Das System Kants ist nicht überwunden. Dies System oder vielmehr diese Methode, besteht in der Unterscheidung zwischen Subjekt und Objekt, zwischen dem urteilenden Ich und dem beurteilten Ding, kraft jener Überlegung, daß immer das Ich es ist, das urteilt. Da also die Subjekte und Prinzipien des Urteils verschieden sind, versteht sich, daß die Urteile es sind. Die Methode Kants ist ein Prinzip der Menschlichkeit und der Toleranz. — Die deutsche Philosophie“, sagte er mir noch, „ist die Offenbarung der verschiedenen Eigen-

schaften des Geistes. Wir haben nach und nach erscheinen sehen die Vernunft, die Phantasie, das Gefühl, die Schwärmerei."

Er unterhielt mich viel über Naturlehre. Seiner Ansicht nach besteht die Naturlehre Biots, die gerade erschienen war, aus zwei nach verschiedenen Systemen geschriebenen Teilen, deren steten Gegensatz ein geübter Geist leicht wahrnimmt. Er sprach mit Lebhaftigkeit gegen das atomistische System.

Ich kann hier nur die Hauptpunkte unserer Unterredung andeuten. Es ist mir unmöglich, einen Begriff vom Reiz des Goethischen Wortes zu geben: alles ist individuell und doch hat alles den Zauber des Unendlichen: Klarheit und Weite, Feinheit und Kraft, Fülle und Einfachheit und eine unbeschreibliche Anmut sind in seiner Sprache. Zuletzt bezwang er mich und ich hörte ihm mit Wonne zu. Er ging ohne Mühe von einer Idee zur andern über und verbreitete über jede ein weites und mildes Licht, das mich aufklärte und entzückte. Sein Geist enthüllte sich vor mir mit der Reinheit, der Leichtigkeit, dem gedämpften Glanz und der kraftvollen Einfachheit des Homerischen.

221. Mit Frommanns — Anfang Dezember 1817

Wir haben einen schönen Mittag mit Goethe gehabt. Wir saßen von 1 Uhr an nur bis 4½ bei Tische! Der alte Herr schwatzte so schön. Du [Friedrich Johann Frommann] weißt, ich [Johanna Frommann] bring' ihn nicht auf solche Dinge, aber er kam von selbst auf R.s Rede. Du wärst zufrieden gewesen mit dem, was er sagte, aber nachsagen kann man's besser mal mündlich als schriftlich, nicht weil's verfänglich wäre, sondern weil einem kaum gefällt, was man ihm nachsagt, viel weniger nachschreibt. Auch über andres denkt er wie wir. Überhaupt über die Jugend und ihren mitunter unartigen

Mutwillen ist keiner erbittert oder erbost, als Leute mit bösem Gewissen oder Stumpfe, wenn sie auch getadelt wird. —

Goethe aß den Mittag auch bei uns, und wie [der Untersuchungskommissar] G. fort war, äußerte er, daß er noch sitzen bleiben wolle und wurde nun so gesprächig und liebenswürdig, wie ich ihn nie gesehn. Er kam nämlich auf die Wartburggeschichte, und nun erklärte er sich so, daß ich ganz aus den Wolken fiel. Unter anderm sagte er ungefähr: ob es etwas Schöneres geben könne, als wenn die Jugend aus allen Weltgegenden zusammenkäme, um sich fester für das Gute zu verbünden mit dem Entschlusse, in jeder Lage ihres Lebens alle ihre Kräfte aufzuwenden usw.

222. Mit Riemer 12. Dezember 1817

„Wenn die Deutschen anfangen, einen Gedanken oder ein Wollen, oder wie man's nennen mag, zu wiederholen, so können sie nicht fertig werden, sie singen immer unisono wie die protestantische Kirche ihre Choräle."

223. Mit v. Müller 5. März 1818

Heute besuchte ich Goethen, der sehr genial Fries das Skelett eines Tigers nannte und seine Vorahnungen des Unheils aus der Wartburgfeier erzählte. Quiconque rassemble le peuple, l'émeut, rief er nach Retz mehrmals aus. Gegen Voigt habe ihm die Mißbilligung der Erlaubnis zur Wartburgfeier schon auf den Lippen gesessen, er habe sie verschluckt, um sich nicht zu kompromittieren ohne Erfolg. Von Juliens Talent und Willkürlichkeit sagte er vieles Treffende. „Ich habe im 22. Jahre den ‚Egmont' geschrieben und bin seitdem nicht stille gestanden, sondern ich habe diese Ansichten über Volksbewegung immer-

fort in mir sich durchleben lassen. Nun weiß ich wohl, woran ich bin; meint ihr, der Egmont sei nur ein . . . . gewesen, der mir entschlüpft, oder man müsse mich erst trepanieren, um den Splitter aus dem Gehirn zu ziehen?"

224. Mit Caroline v. Egloffstein u. a. 29. April 1818

Der schönste Sommermorgen begünstigte die Fahrt, die ich [Caroline Freifrau v. Egloffstein] mit einigen Freunden [v. Müller, Julie v. Egloffstein] unternommen hatte . . . . . Einer meiner Begleiter meinte . . . . . [unter anderem]: Goethe sei äußerst tolerant mit dem Verstande, jedoch nicht mit dem Gemüte, daher widersprächen seine Schriften den Handlungen im täglichen Leben, durch welche er intolerant erscheinen müsse.

Was mir bisher in Goethes Benehmen rätselhaft gewesen, lösten diese wenigen Worte und klärten mich über den Charakter des großen Meisters auf. Auch vertiefte ich mich so sehr in diese Betrachtung, daß ich erst wieder daraus erwachte, als wir in Dornburg anlangten, wo nach kurzem Verweilen in dem uns angewiesenen Zimmer Goethe erschien und uns mit ungewöhnlicher Freundlichkeit begrüßte. Auf den ersten Blick erkannten wir, wie wohltätig der Aufenthalt in jener reizenden Umgebung, die Ruhe und Freiheit, die ihm hier zuteil geworden, auf Geist und Körper bei ihm eingewirkt. Sein großes Auge strahlte in milderm Glanze und über seine schönen klassischen Züge war die reinste Heiterkeit verbreitet. Die starre Maske, welche er aus Verlegenheit und Konvenienz vorzuhalten pflegte, hatte er abgelegt und stand nun in seiner ganzen Erhabenheit vor uns.

Nach manchen scherzhaften Äußerungen ging er allmählich auf die wichtigsten Anliegen der Menschen über. Mit der größten Klarheit und Wärme sprach er von Religion und sittlicher Bildung als

den Hauptzwecken der Staatsanstalten. Er sagte unter anderm: „Das Vermögen, jedes Sinnliche zu veredeln und den totesten Stoff durch Vermählung mit der geistigen Idee zu beleben, ist die sicherste Bürgschaft unsers überirdischen Ursprungs, und wie sehr wir auch durch tausend und abertausend Erscheinungen dieser Erde angezogen und gefesselt werden, so zwingt uns doch eine innige Sehnsucht, den Blick immer wieder zum Himmel zu erheben, weil ein unerklärbares tiefes Gefühl uns die Überzeugung gibt, daß wir Bürger jener Welten sind, die so geheimnisvoll über uns leuchten, und wir einst dahin zurückkehren werden. Die Religion soll Frieden zwischen den Gesetzen jenes geistigen Reiches und der Sinnlichkeit des Menschen stiften; die Moral war nur ein Versuch dies zu bewirken, sie ist jedoch schlaff und knechtisch geworden, als man sie dem schwankenden Kalkulo einer bloßen Glückseligkeitstheorie unterwerfen wollte. Kant hat sich ein unsterbliches Verdienst erworben, indem er die Moral in ihrer höchsten Bedeutung aufgefaßt und dargestellt hat. Sie sollte den Charakter der Roheit mildern, der nur nach eigenen Gesetzen leben, in fremde Kreise nach Willkür eingreifen will. Dieser Roheit und Willkür Schranken zu setzen, wurden Staatsvereine geschlossen, und alle positiven Gesetze sind nur ein mangelhafter Versuch, die Selbsthilfe der Individuen gegeneinander zu verhüten. — Wenn man das Treiben der Menschen seit Jahrtausenden überschaut, so erkennt man darin einige, unter mannigfachen Verbrämungen sich wiederholende Formeln, die mit Zauberkraft auf ganze Nationen wie auf die Einzelnen eingewirkt, und als das untrügliche Zeichen einer höheren, alles leitenden Macht betrachtet werden müssen."

Diese Äußerungen prägten sich meinem Gedächtnis so kräftig ein, daß ich sie bei der Rückkehr nach Weimar niederschreiben konnte.

Wir fuhren bei heiterster Frühlingssonne gegen 8 Uhr morgens von Weimar aus nach Dornburg. — Blütenburg — sollte man sagen, denn Dornen fanden wir keine, aber duftende, herrliche Blüten in Menge.

Wie der Wagen so vorüberrollte an friedlichen, stillen Dörfern, von frischgrünenden Obst- und Grasgärten umschlungen, überkam uns alle ein unaussprechliches Gefühl heiterer Frühlingslust und Ahnung. Trauliche Gespräche, meist ernsteren Inhalts, kürzten den Weg.

Falks gestrige Äußerungen über Toleranz und Mischung des Guten und Bösen in der Natur gaben bald Anlaß zu tieferen Erwägungen. Alles Böse, behauptete ich, nach Weishaupts und Goethes Lehre komme eigentlich nur aus Irrtum oder Trägheit; es gäbe kein radikales, ursprüngliches Böse, sowenig als der Schatten ein positives Etwas sei; der Dualismus habe von jeher die meisten Verwirrungen und Irrtümer erzeugt, das wahrhaft Menschliche zerspalten und die Menschen in Kampf und Widerspruch mit sich selbst verwickelt. So habe man töricht Gutes und Böses, Kunst und Natur, Offenbarung und Deismus, Geist und Körper, Ideal und Wirklichkeit einander schneidend und schroff entgegengesetzt und die Mitteltinten und Übergänge ganz übersehen. Die höchste Stufe der Kultur und Humanität sei Duldung und heiteres Bewußtsein, daß alle Disharmonie früher oder später in Harmonie sich auflösen werde und müsse! Solches Ziel habe Herder erstrebt, aber freilich nicht rein, nicht vollständig errungen, da seine Reizbarkeit und Tadelsucht ihn oft abgeführt habe vom rechten Wege. Goethe sei höchst tolerant mit dem Verstande, aber freilich nicht immer mit dem Gemüte.

Gegen 11 Uhr langten wir an. Eine Viertelstunde vorher ward der Weg steiniger, die Gegend öder, die Aussicht be-

schränkter; plötzlich tat das reizend blühende Saaltal in seiner ganzen Herrlichkeit sich unsern überraschten Blicken auf, und das Auge stürzte sich jubelnd und trunken die steilen Felsenabhänge hinab. Gastlich öffneten sich die Pforten des allerliebsten Feenschlößchens, das am schroffen Felsabhange wie durch Zauberei aufgerichtet scheint. Eilig durchflogen wir die Zimmer rechts und links, grüßten freudig die schönen Lahngegenden, die in bunten Landschaften hier aufgehängt sind und unter denen vorzüglich Weilburg und Limburg uns als alte Bekannte traulich ansprachen, und postierten uns dann sofort an das Eckfenster im Zimmer der Frau Großherzogin Luise, damit unsere eifrige Zeichnerin von hier aus einen Teil der Gegend, vom alten Schlosse gegen die Brücke hinab, aufnehmen könne. Wir mochten so etwa eine halbe Stunde am offenen Fenster gesessen haben, als durch den kleinen Garten unter dem Fenster ein stattlicher Mann ernst und feierlich aus den Gebüschen heranschritt.

Es war Goethe, der hochverehrte Meister, den ein Brief von mir gestern abend von unserer Hierherreise benachrichtigt und zu uns eingeladen hatte! — Jubelnd flogen wir ihm entgegen, und sein heiteres Auge lohnte unserer herzlichen Bewillkommnung. Alsobald mußte das Zeichnen fortgesetzt werden, mit der zärtlichsten Sorgfalt machte er auf alle kleinen Vorteile in Aufnahme und Behandlung des Gegenstandes aufmerksam und förderte so das begonnene Werk zum allerheitersten, bald lobend, bald scheltend. „Ach! wärst du mein Töchterchen,“ rief er scherzend aus, „wie wollt' ich dich einsperren, bis du dein Talent völlig und folgegerecht entwickelt hättest! Kein Stutzer sollte dir nahen, kein Heer von Freundinnen dich umlagern, Konvenienz und gesellige Ansprüche dich nimmer umgarnen; aber kopieren müßtest du mir von früh bis in die Nacht, in systematischer Folge, und dann erst, wenn hierin

genug geschehen, komponieren und sebständig schaffen. Nach Jahresfrist ließe ich dich erst wieder aus meinem Käfig ausfliegen und weidete mich dann am Triumphe deiner Erscheinung." Unsere Zeichnerin zeigte aber keine sonderliche Lust, sich einer solchen Kunstdiät zu unterwerfen, obwohl sie mit der muntersten Laune den alten Meister beschwor, ihr seine strengen Lehren auch auf ihrem gewohnten Lebensgange nicht zu versagen. Er schüttelte skeptisch den Kopf, vermeinend: solche hübsche Kinder horchten gar freundlich auf die Lehren der alten Murrköpfe, weil sie sich stillschweigend den Trost gäben, nur soviel davon zu befolgen, als ihnen gerade beliebte. „Willst du aber, mein Engelchen," fuhr er fort, „hierin wirklich eine Ausnahme machen, so fordere ich zur Probe dreißig Kopien von Everdingens in Kupfer gestochenen kleinen Landschaften, die ich dir zum Beginn eines folgerechten Portefeuille geben werde und setze dir sechzig Tage unerstreckliche Frist."

Die Freundin schrie hoch auf über die gewaltige Aufgabe; aber Goethe blieb unerbittlich und setzte wie ein wahrer Imperator hinzu: „Wie du es ausführst, das ist deine Sache; genug, ich fordere es und weiche kein Haar breit von meinem Gebote ab."

So verstrich unter Scherzen und Neckereien der Rest des Vormittags; unterdessen war im zierlichen Saale das kleine Mittagsmahl aufgetischt, und das fröhliche Quartett ließ sich nicht lange mahnen. Auf derselben Stelle wurde es eingenommen, wo einst vor 16 Jahren eine verwandte fröhliche Gesellschaft bei ähnlicher Lustfahrt im heiteren Übermut auf rosenbestreuten Polstern unter Gitarrenspiel und Gesang sich niedergelassen und dem Genius des Orts manch geflügeltes Wort und Lied geopfert hatte:

Die alten Berge schauten freundlich wieder
Herein auf unser Mahl, auf unsre Lust,
Und leiser Nachhall jener frohen Lieder
Zog mit Erinnrungsschauer durch die Brust.

Es taucht der Blick ins stille Tal hernieder,
Sucht nach den Zeugen längst entschwundener Lust.
Und an des Flusses Krümmung, auf den Fluren
Geliebter Tritte längst verwischte Spuren.

Doch bald nahm das Gespräch eine höhere Richtung. In solcher Naturherrlichkeit, in solchem Freiheitsgefühl von allem Zwang der Konvenienz schließt der edlere Mensch sein Inneres willig auf und verschmäht es, die strenge Maske der Gleichgültigkeit vor sich zu halten, die im täglichen Leben den Andrang der lästigen Menge abzuhalten bestimmt ist. So auch unser Goethe! Er, dem über die heiligsten und wichtigsten Anliegen der Menschheit so selten ein entschiedenes Wort abzuwinnen ist, sprach diesmal über Religion, sittliche Ausbildung und letzten Zweck der Staatsanstalten mit einer Klarheit und Wärme, wie wir sie noch nie an ihm in gleichem Grade gefunden hatten. „Das Vermögen, jedes Sinnliche zu veredeln und auch den totesten Stoff durch Vermählung mit der Idee zu beleben," sagte er, „ist die schönste Bürgschaft unseres übersinnlichen Ursprungs. Der Mensch, wie sehr ihn auch die Erde anzieht mit ihren tausend und abertausend Erscheinungen, hebt doch den Blick forschend und sehnend zum Himmel auf, der sich in unermeßlichen Räumen über ihm wölbt, weil er es tief und klar in sich fühlt, daß er ein Bürger jenes geistigen Reiches sei, woran wir den Glauben nicht abzulehnen noch aufzugeben vermögen. In dieser Ahnung liegt das Geheimnis des ewigen Fortstrebens nach einem unbekannten Ziele; es ist gleichsam der Hebel unseres Forschens und Sinnens, das zarte Band zwischen Poesie und Wirklichkeit.

Die Moral ist ein ewiger Friedensversuch zwischen unseren persönlichen Anforderungen und den Gesetzen jenes unsichtbaren Reiches; sie war gegen Ende des letzten Jahrhunderts schlaff und knechtisch geworden, als man sie dem schwanken-

den Kalkül einer bloßen Glückseligkeitstheorie unterwerfen wollte; Kant faßte sie zuerst in ihrer übersinnlichen Bedeutung auf, und wie überstreng er sie auch in seinem kategorischen Imperativ ausprägen wollte, so hat er doch das unsterbliche Verdienst, uns von jener Weichlichkeit, in die wir versunken waren, zurückgebracht zu haben. Der Charakter der Roheit ist es, nur nach eigenen Gesetzen leben, in fremde Kreise willkürlich übergreifen zu wollen. Darum wird der Staatsverein geschlossen, solcher Roheit und Willkür abzuhelfen, und alles Recht und alle positiven Gesetze sind wiederum nur ein ewiger Versuch, die Selbsthilfe der Individuen gegeneinander abzuwehren.

Wenn man das Treiben und Tun der Menschen seit Jahrtausenden überblickt, so lassen sich einige allgemeine Formeln erkennen, die je und immer eine Zauberkraft über ganze Nationen, wie über die Einzelnen ausgeübt haben, und diese Formeln, ewig wiederkehrend, ewig unter tausend bunten Verbrämungen dieselben, sind die geheimnisvolle Mitgabe einer höheren Macht ins Leben. Wohl übersetzt sich jeder diese Formeln in die ihm eigentümliche Sprache, paßt sie auf mannigfache Weise seinen beengten individuellen Zuständen an und mischt dadurch oft so viel Unlauteres darunter, daß sie kaum mehr in ihrer ursprünglichen Bedeutung zu erkennen sind. Aber diese letztere taucht doch immer unversehens wieder auf, bald in diesem, bald in jenem Volke, und der aufmerksame Forscher setzt sich aus solchen Formeln eine Art Alphabet des Weltgeistes zusammen."

226. Mit Riemer — Juni 1818

„Der Mensch ist wohl ein seltsames Wesen! Seitdem ich weiß, wie es mit dem Kaleidoskop zugeht (das Dr. Seebeck

uns erklärt hatte), interessiert mich's nicht mehr. Der liebe Gott könnte uns recht in Verlegenheit setzen, wenn er uns die Geheimnisse der Natur sämtlich offenbarte: wir wüßten vor Unteilnahme und langer Weile nicht, was wir anfangen sollten."

227. Mit Adele Schopenhauer Herbst 1818

Goethe empfing dein Werk mit großer Freude, zerschnitt gleich das ganze dicke Buch in zwei Teile und fing augenblicklich an darin zu lesen. Nach einer Stunde sandte er mir [Adele Schopenhauer] beiliegenden Zettel und ließ sagen, er danke dir sehr und glaube, daß das ganze Buch gut sei: weil er immer das Glück habe, in Büchern die bedeutendsten Stellen aufzuschlagen, so habe er denn die bezeichneten Seiten gelesen und große Freude daran gehabt. .... Wenige Tage darauf sagte mir Ottilie: der Vater sitze über dem Buche und lese es mit einem Eifer, wie sie noch nie an ihm gesehen. Er äußerte gegen sie: auf ein ganzes Jahr habe er nun eine Freude; denn nun lese er es von Anfang zu Ende und denke wohl, soviel Zeit dazu zu bedürfen. Dann sprach er mit mir und meinte: es sei ihm eine große Freude, daß du noch so an ihm hingest, da ihr euch doch eigentlich über die Farbenlehre veruneinigt hättet, indem dein Weg von dem seinigen abginge. In deinem Buche gefalle ihm vorzüglich die Klarheit der Darstellung, der Schreibart, obschon deine Sprache von der der andern abwiche und man sich erst gewöhnen müsse, die Dinge so zu nennen, wie du es verlangst. Habe man aber einmal diesen Vorteil erlangt und wisse, daß Pferd nicht Pferd, sondern cavallo, und Gott etwa Dio oder anders heiße, dann lese man bequem und leicht. Auch gefalle ihm die ganze Einteilung gar wohl, nur ließ ihm das ungraziöse Format keine Ruhe und bildete er sich glücklich ein, das Werk bestehe aus zwei Teilen.

228. Mit v. Müller 28. März 1819

Goethe war besonders liebenswürdig. Hammers Assassinengeschichte, Pagenhemd, über den Unterschied zwischen Chronik und Memoiren, den Mangel des Gefühls vom Werte der Gegenwart, die jedes nur los zu werden trachte, um darüber hinauszukommen, das sei die Ursache, daß man jetzt so wenig Historisches aufzeichne. Zuversicht und Ergebung sind die echten Grundlagen jeder besseren Religion, und die Unterordnung unter einen höheren, die Ereignisse ordnenden Willen, den wir nicht begreifen, eben weil er höher als unsere Vernunft und unser Verstand ist. Der Islam und die reformierte Religion sind sich hierin am ähnlichsten. Alle Gesetze und Sittenregeln lassen sich auf eine zurückführen, auf die Wahrheit. Fehler der Individualität als solcher gäbe die moralische Weltordnung jedem zu und nach; darüber möge jeder mit sich selbst fertig werden und bestrafe sich auch selbst dafür; aber wo man über die Grenzen der Individualität herausgreife, frevelnd, störend, unwahr, da verhänge die Nemesis früh oder spät angemessene äußere Strafe. So sei in Kotzebues Tod eine gewisse notwendige Folge einer höheren Weltordnung erkennbar.

229. Mit v. Müller 19. April 1819

Abends bei Goethe. Er kritisierte meine Rede und bemerkte, ich habe mich vor zu ausgedehntem Gebrauch der Tropen zu hüten, wohin mein Stil gerade neige. Es ist unrichtig, zu sagen: ein abgeschlossenes Leben fordert. Ein abgeschlossenes Leben ist kein Leben mehr, es ist Tod, jenes kann nichts fordern. Die Keuschheit der Tropen, ihre Propretät ist Grundmaxime des Stils im westlichen Europa. Außerdem fällt man ins bodenlos Verwirrte, Absurde. Bloß

durch strenge Angeschlossenheit des Begriffs vom Bilde, wodurch unmittelbare Anschaulichkeit erlangt wird, durch den eigensten keuschesten Gebrauch der Tropen habe er, Goethe, sich die Jugendlichkeit des Stils bewahrt. Man müsse sich von solchen Grundmaximen ganz durchdringen lassen, überhaupt eines Lehrers Ansichten so in Fleisch und Blut aufnehmen, daß man seine Worte nicht zu wiederholen brauche, ja sie ganz vergessen könne, und doch immer den rechten Begriff wieder zu konstruieren, den richtigen Text durch eine entsprechende Maxime zu fixieren vermöge.

„Jedes Ding," sprach Goethe, „jede Beschäftigung und Gedankenfolge verlangt eine eigene Form, eine Formel, die, das Unwesentliche ausschließend, den Hauptbegriff scharf umgrenzt." Viele empfänden das Richtige, möchten es gern darstellen, könnten aber nicht zur passenden Form gelangen.

230. Mit v. Müller 24. April 1819

Dann sprach er über die Kunst zu sehen: „Man erblickt nur, was man schon weiß und versteht. Oft sieht man lange Jahre nicht, was reifere Kenntnis und Bildung an dem täglich vor uns liegenden Gegenstande erst gewahren läßt. Nur eine papierene Scheidewand trennt uns öfters von unseren wichtigsten Zielen, wir dürften sie keck einstoßen, und es wäre geschehen. Die Erziehung ist nichts anderes als die Kunst zu lehren, wie man über eingebildete oder doch leicht besiegbare Schwierigkeiten hinauskommt."

231. Mit v. Müller 25. April 1819

„Die Natur ist eine Gans, man muß sie erst zu etwas machen."

232. Mit v. Müller 29. Januar 1820

„Wer für die Welt etwas tun will, muß sich nicht mit ihr einlassen."

233. Mit v. Müller 22. Januar 1821

Als ich eintrat, heftete Goethe eben Korrekturbögen zusammen. Doch nicht von ‚Meisters Wanderjahren'? sagte ich, aufgeregt durch einen Artikel in der Frankfurter Zeitung. „Und warum nicht?" erwiderte Goethe, und so kam ich bald darüber zur Gewißheit, ohne meine Zweifel zu verraten. Dies gab zu näherem Gespräch über ‚Wilhelm Meister' Anlaß, den Goethe jetzt nach langen, langen Jahren erst mit Übersprung des ersten Teils wieder gelesen. Schon vor seiner italienischen Reise sei er größtenteils fertig gewesen. Es mache ihm Freude und Beruhigung, zu finden, daß der ganze Roman durchaus symbolisch sei, daß hinter den vorgeschobenen Personen durchaus etwas Allgemeines, Höheres verborgen liege. Lange sei das Buch mißverstanden worden, sogar anstößig gewesen. „Die guten Deutschen," äußerte er, „brauchen immer gehörige Zeit, bis sie ein vom Gewöhnlichen abweichendes Werk verdaut, sich zurecht geschoben, genüglich reflektiert hätten. Erst in ihren Unglückstagen zu Memel hat die mir früher nicht sonderlich wohlwollende Königin Luise von Preußen den ‚Wilhelm Meister' liebgewonnen und immer wieder gelesen. Sie mochte wohl finden, daß er tief genug in der Brust und gerade da anklopfte, wo der wahre menschliche Schmerz und die wahre Lust, wo eigentliches Leid und Freude wohnen. Noch unlängst hat mir die Herzogin von Cumberland versichert, daß die Königin durch die Tränen, die sie über jene Stelle in Mignons Lied:

Wer nie sein Brot mit Tränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte —

vergoß, sich ungemein erleichtert gefunden habe. Bei jetziger Wiederlesung meines Romans hätte ich fast zu mir selbst — wie einst zu Ariosto der Kardinal von Este — sagen mögen: ‚Meister Ludwig, wo, Henker, habt Ihr all das tolle Zeug (coglionerie) hergenommen?‘ Der ‚Meister‘ belegt, in welcher entsetzlichen Einsamkeit er verfaßt worden, bei meinem stets aufs allgemeinste gerichteten Streben. Wilhelm ist freilich ein armer Hund, aber nur an solchen lassen sich das Wechselspiel des Lebens und die tausend verschiedenen Lebensaufgaben recht deutlich zeigen, nicht an schon abgeschlossenen, festen Charakteren.“

234. Mit v. Müller 20. Februar 1821

Nach Coudrays Weggang sprachen wir von Knebels ‚Lucrez‘, und Goethe erzählte, wie er, um ihn von der vorgehabten polemisierenden Vorrede abzubringen, brieflich die unverfänglichen Gesichtspunkte aufgestellt habe, um Knebeln dabei festzuhalten und ihn produktiv und positiv zu machen, wie jedoch jener gleich in der ersten Antwort abgesprungen und sich keineswegs mit Heiterkeit der Aufforderung gefügt habe, daher am Gelingen derselben fast zu zweifeln sei.

Auf die religiösen Ansichten des ‚Lucrez‘ dürfe man sich nämlich gar nicht einlassen; seine Naturanschauung dagegen sei grandios, geistreich, erhaben; diese sei zu preisen; wie er hingegen über die letzten Gründe der Dinge gedacht, gleichgültig. Es habe schon damals eine gewaltige Furcht vor dem Zustande nach dem Tode in den Köpfen der Menschen gespukt, ähnlich dem Fegfeuerglauben bigotter Katholiken; Lucrez sei, dadurch ergrimmt, in das Extrem verfallen, von dieser Furcht durch seine Vernichtungslehre mit einem Male heilen zu wollen. Man spüre durch das ganze Lehrgedicht einen finsteren, in-

grimmigen Geist wandeln, der sich durchaus über die Erbärmlichkeit seiner Zeitgenossen erheben wolle. So sei es immer gewesen, auch bei Spinoza und anderen Ketzern. Wären die Menschen en masse nicht so erbärmlich, so hätten die Philosophen nicht nötig, im Gegensatz so absurd zu sein! Lucrez komme ihm in seinen abstrusen Lehrsätzen immer wie Friedrich II. vor, als dieser in der Schlacht von Collin seinen Grenadieren, die eine Batterie zu attackieren zauderten, zurief: ‚Ihr Hunde, wollt ihr denn ewig leben?'

235. Mit v. Müller und Riemer 18. Mai 1821

Die Schweitzerische Sammlung von Karikaturen auf Napoleon zu sehen, lehnte er ab: „Ich darf mir dergleichen mir widrige Eindrücke nicht erlauben, denn in meinem Alter stellt sich das Gemüt, wenn es angegriffen wird, nicht so schnell wieder her, wie bei euch Jüngeren. Ich muß daher mich nur mit ruhigen, gründlichen Eindrücken umgeben."

236. Mit v. Müller 8. Juni 1821

Ich traf ihn gegen sechs Uhr abends ganz allein und geriet, als ich ihm des edlen verstorbenen Senators Merkel in Nürnberg Lebensabriß von Roth in München mitteilte und einige Stellen daraus zur Empfehlung vorlas, alsobald in argen und mißlichen Streit mit ihm.

Der Verfasser hatte nämlich bei Erwähnung von Merkels heterodoxem Freunde Enopf geoffenbarte und natürliche Religion in schroffen Gegensatz gestellt, was Goethe zum allerhöchsten mißbilligte. „Hier sieht man den Schelm, der nicht ehrlich herausgeht mit der wahren Farbe," rief er aus; „das sind die verdammten Rednerkünste, die alles bemänteln, über alles hin-

gleiten wollen, ohne das Rechte und Wahre herauszusprechen. Was hat denn der christlichen Religion den Sieg über alle andern verschafft, wodurch ist sie die Herrin der Welt geworden und verdient es zu sein, als weil sie die Wahrheiten der natürlichen Religion in sich aufgenommen? Wo ist denn da der Gegensatz? Die Grenzen fließen ja ineinander."

Nun analysierte er Roths ganze Phrase, ihre Halbheit und Unrichtigkeit bitter rügend, und ließ mich gewaltig bereuen, gerade diese Stelle hervorgehoben zu haben, was auch eigentlich gar nicht in meiner Absicht gelegen hatte, da ich nur eine andere weit treffendere nicht gleich finden konnte.

Das Gespräch ging auf Röhr und den Rationalismus über. Goethe tadelte heftig, daß das Publikum an den sentimentalen Faseleien eines Schulze, an der Nullität eines Krause weit mehr Geschmack finde, als an Röhrs klarer Gediegenheit und aufgeklärter Konsequenz. Das hänge aber mit der Sinnlichkeit, die jeder geschmeichelt verlange, zusammen. Vernünftig sein und bloß vernünftig handeln aber wolle niemand. Als ich beklagte, daß Röhr nicht eine kleine Dosis Phantasie mehr habe und das Gemüt mehr anspreche, behauptete er heftig, dieses sei mit Röhrs streng abgeschlossener Individualität unvereinbar, und wenn man ihm nur einen Tropfen Phantasie, wie aus dem Wunderfläschchen des heiligen Remigius, womit Frankreichs Könige gesalbt wurden, aufs Haupt träufeln könnte, so würde er eben ein ganz anderer Mann sein. Wie sich einmal der geistige Organismus des Menschen gebildet, darüber könne er nicht hinaus; die Natur schaffe nichts Ganzes in den Individuen, während der Charakter der Gattung freilich ein Ganzes sei und man die verschiedenen menschlichen Eigenschaften eigentlich nicht zersplittert denken dürfe. Die Brünette könne nun einmal nicht zugleich blond sein, weil es sonst kein Individuum wäre. Alle Geistliche, die nicht wahre Rationa-

listen seien, betrügen sich selbst oder andere. Das Wort Betrug wollte ich nicht zugestehen; er gab es endlich preis, ohne jedoch den Sinn desselben aufzugeben, und ich fühlte abermals, wie schwer es halte, mit ihm bei der Schärfe und vollendeten Klarheit aller seiner Begriffe und Redewendungen zu disputieren. — — —

Wir sprangen über auf die ‚Wahlverwandtschaften' und auf die ‚Wanderjahre'. „Ich begreife wohl," sagte er, „daß den Lesern vieles rätselhaft blieb, daß sie sich nach einem zweiten Teile sehnten; aber da ja Wilhelm so vieles schon in den Lehrjahren gelernt, so muß er ja auf der Wanderschaft desto mehr Fremdes an sich vorübergehen lassen; die Meisterjahre sind ohnehin noch schwieriger und das Schlimmste in der Trilogie. Alles ist ja nur symbolisch zu nehmen, und überall steckt noch etwas anderes dahinter. Jede Lösung eines Problems ist ein neues Problem."

237. Mit v. Müller 11. Juni 1822

Als wir uns auf die freundliche Bank, nah am Gartenhause, niederließen, wo wir einst vor zwei Jahren, am Vorabend einer Abreise Goethes nach Böhmen, mit Line Egloffstein so traulich gesessen hatten, kam das Gespräch gar bald auf Howard den Quäker und auf seine neueste Schrift über die Londoner Witterung, die Goethe ungemein lobte: „Sein von ihm selbst aufgesetztes Leben habe ich für die Morphologie übersetzt; er spricht darin lange nicht so duckmäuserig als ein Herrnhuter, sondern heiter und froh. Christ, wie er einmal ist, lebt und webt er ganz in dieser Lehre, knüpft alle seine Hoffnungen für die Zukunft und für diese Welt hieran, und das alles so folgerecht, so friedlich, so verständig, daß man, während man ihn liest, wohl gleichen Glauben haben zu können wünschen

möchte, wie wohl auch in der Tat viel Wahres in dem liegt, was er sagt. Er will, die Nationen sollen sich wie Glieder einer Gemeinde betrachten, sich wechselseits anerkennen. Ich habe," fügte Goethe hinzu, „kürzlich einem Freunde geschrieben: ‚Die Nationen sind an sich wohl einig über und untereinander, aber uneins in ihrem eigenen Körper.' Andere mögen das anders ausdrücken; ich habe mir den Spaß gemacht, es so zu geben." — — —

Die von mir aus Wettin mitgebrachten Mineralien gaben zu geognostischen Gesprächen Anlaß. „Ich habe," sagte er, „gar keine Meinung mehr, seit die meisten Meinungen der Gelehrten so absurd in dieser Materie sind: Ewige Opposition, ewiges Nichtanerkennen dessen, was mühsam erforscht ist; jede Anschauung will man sogleich töten und in bloße Begriffe auflösen. Ach, die Menschen sind gar zu albern, niederträchtig und methodisch absurd; man muß so lange leben als ich, um sie ganz verachten zu lernen."

238. Mit Joseph Sebastian Grüner — 11. August 1822

Auf der Heimfahrt nach Eger sprach er abermals von den Widersachern, welche gegen seine Farbenlehre aufgetreten waren. „Die Leute," sagte er, „wollen sich über Licht und Auge in Zergliederungen a priori einlassen, allein unser Verstand ist beschränkt, wir kennen nichts als die Wirkungen, daher habe ich Licht und Auge vorausgesetzt."

239. Mit v. Müller — 3. Februar 1823

Ich traf ihn gegen sechs Uhr abends ganz allein; nur sein kleiner Enkel blätterte in Bilderbüchern und ward bei seinem lebhaften Wesen und öftern Fragen von dem alten Herrn aufs

geduldigste von Zeit zu Zeit beschwichtigt, endlich aber durch allerlei Persuasion vermocht, sich auf das Bett im Kabinett schlafen zu legen. Die wichtige Tagesneuigkeit des Krieges mit Spanien gab unserem Gespräch die erste Unterlage. Goethe hält sich überzeugt, daß zu Verona bereits ein fester Plan der Unterstützung Frankreichs durch Nachrücken der Armeen verabredet sei, daß man Spanien, es koste was es wolle, bezwingen werde, und daß viel ernsthaftere Maßregeln, als man sich irgend träumen lasse, ehestens zum Vorschein kommen würden. Die Opposition der Württemberger gegen Österreichs Allgewalt erscheint ihm absurd, wie jede Opposition, die nicht zugleich etwas Positives anstrebe: „Hätte ich das Unglück, in der Opposition sein zu müssen, ich würde lieber Aufruhr und Revolution machen, als mich im finsteren Kreise ewigen Tadels des Bestehenden herumtreiben. Ich habe nie im Leben mich gegen den übermächtigen Strom der Menge oder des herrschenden Prinzips in feindliche, nutzlose Opposition stellen mögen; lieber habe ich mich in mein eigenes Schneckenhaus zurückgezogen und da nach Belieben gehauset. Zu was das ewige Opponieren und übellaunige Kritisieren und Negieren führt, sehen wir an Knebeln; es hat ihn zum unzufriedensten, unglücklichsten Menschen gemacht; sein Inneres, gleich einem Krebs, ganz unterfressen; nicht zwei Tage kann man mit ihm in Frieden leben, weil er alles angreift, was einem lieb ist." Wir kamen auf die Landtagswahlen und auf die Glieder des Regierungskollegiums zu sprechen, die ich ihm nach ihrer Individualität schildern mußte, auf Riemer und seine gegenwärtige Verstimmung. Er habe mehr Talent und Wissen, als er nach dem Maße seiner Charakterstärke ertragen kann, äußerte Goethe. Ich suchte ihn vorsichtig dahin zu bringen, daß er zu Riemers Ermutigung durch freundliche Attention beitragen möge, was denn auch seine gute Wirkung hatte. Nun kam er auf eine

förmliche Theorie der Unzufriedenheit: „Was wir in uns nähren, das wächst; das ist ein ewiges Naturgesetz. Es gibt ein Organ des Mißwollens, der Unzufriedenheit in uns, wie es eines der Opposition, der Zweifelsucht gibt. Je mehr wir ihm Nahrung zuführen, es üben, je mächtiger wird es, bis es sich zuletzt aus einem Organ in ein krankhaftes Geschwür umwandelt und verderblich um sich frißt, alle guten Säfte aufzehrend und erstickend. Dann setzt sich Reue, Vorwurf und andere Absurdität daran, wir werden ungerecht gegen andere und gegen uns selbst. Die Freude am fremden und eigenen Gelingen und Vollbringen geht verloren, aus Verzweiflung suchen wir zuletzt den Grund alles Übels außer uns, statt es in unsrer Verkehrtheit zu finden. Man nehme doch jeden Menschen, jedes Ereignis in seinem eigentlichen Sinne, gehe aus sich heraus, um desto freier wieder bei sich einzukehren."

240. Mit Friedrich Soret 2. Juni 1823

Im Gespräch über Physik und Meteorologie gab er . . . seine Absicht kund, seine Barometer-Beobachtungen zu veröffentlichen und alle barometrischen Bewegungen nach seiner Theorie durch terrestrische Einflüsse auf die Atmosphäre, nämlich durch die verschiedene Stärke der Anziehung, zu erklären. „Die Herren Gelehrten," fuhr er fort, „besonders die Mathematiker (entschuldigen Sie, Herr Soret) werden meine Ideen ganz lächerlich finden, oder sich vielmehr damit begnügen, sie unbeachtet zu lassen. Wollen Sie wissen, warum? Weil ich kein Fachmann bin!" — ‚Die Gelehrten,' erwiderte ich, ‚mögen wohl ihren Kastengeist haben; wenn aber in ihre Lehren irrige Ansichten sich unvermerkt einschleichen, so liegt das vielleicht daran, daß sie sich als Dogmen aus einer Zeit erhalten haben, wo die Gelehrten selbst noch auf der Schulbank saßen.' —

„Das ist es eben," sagte Goethe, „Ihre Gelehrten machen es manchmal wie unsere weimarischen Buchbinder. Das Meisterstück, das der Obermeister von denen verlangt, die zur Innung zugelassen zu werden wünschen, besteht nicht in der Herstellung eines schönen modernen Einbandes — das fällt ihm gar nicht ein — nein, seit 2 oder 300 Jahren wird immer der Einband für eine mächtige Foliobibel verlangt, wie er einstmals üblich war, ein Einband mit Brettdeckeln und starken Lederstreifen. Seitdem hat doch die Kunst Fortschritte gemacht, und es macht viel mehr Mühe und Kosten, schlecht bei dem Alten zu bleiben, als sich mit dem Neuen recht zu befreunden. Nun besteht aber der Obermeister gerade auf dieser Abgeschmacktheit, und wehe dem Gesellen, der sich einfallen ließe, seinen Stückmeistern zuwider zu handeln."

241. Mit Heinrich Meyer und J. S. Grüner 24. August 1823

„Neue Erfindungen können und werden geschehen, allein es kann nichts Neues ausgedacht werden, was auf den sittlichen Menschen Bezug hat. Es ist alles schon gedacht, gesagt worden, was wir höchstens unter andern Formen und Ausdrücken widergeben können. Man komme über die Orientalen, da findet man erstaunliche Sachen."

242. Mit v. Müller 19. September 1823

Als ich abends sieben Uhr bei ihm [Goethe] eintraf, lenkte sich das Gespräch gar bald auf Rehbeins Braut [Katharina v. Gravenegg], die dieser heimzuholen gerade jenen Abend nach Eger abgereist war. Diese schöne Gelegenheit ergriff der alte Herr aufs schlauste, sein eignes Glaubensbekenntnis auszusprechen. Er lobte nämlich die Braut über alle Maße, nannte

es aber doch einen dummen Streich, daß Rehbein sich so rasch vereheliche. „Sie wissen," sagte er, „wie ich alles Extemporisieren hasse, vollends eine Verlobung oder Heirat aus dem Stegreife war mir von jeher ein wahrer Greuel. Eine Liebe wohl kann im Nu entstehen, und jede echte Neigung muß irgend einmal gleich dem Blitze plötzlich aufgeflammt sein, aber wer wird sich denn gleich heiraten, wenn man liebt? Liebe ist etwas Ideelles, Heiraten etwas Reelles, und nie verwechselt man ungestraft das Ideelle mit dem Reellen. Solch ein wichtiger Lebensschritt will allseitig überlegt sein, und längere Zeit hindurch, ob auch alle individuellen Beziehungen, wenigstens die meisten, zusammen passen. Übrigens ist Rehbeins Heiratsgeschichte so wunderbar, daß offenbar die Dämonen sich hineingemischt haben, und da hütete ich mich dagegen zu sprechen, ob ich gleich innerlich wütend war."

243. Mit v. Müller 23. September 1823

Ich war kaum gegen sechs Uhr in Goethes Zimmer getreten, zunächst um Professor Umbreit für morgen anzumelden, als der alte Herr seinen leidenschaftlichen Zorn über unser neues Judengesetz, welches die Heirat zwischen beiden Glaubensverwandten gestattet, ausgoß. Er ahnte die schlimmsten und grellsten Folgen davon, behauptete, wenn der Generalsuperintendent Charakter habe, müsse er lieber seine Stelle niederlegen, als eine Jüdin in der Kirche im Namen der heiligen Dreifaltigkeit trauen. Alle sittlichen Gefühle in den Familien, die doch durchaus auf den religiösen ruhten, würden durch ein solch skandalöses Gesetz untergraben; überdies wolle er nur sehen, wie man verhindern wolle, daß einmal eine Jüdin Oberhofmeisterin werde. Das Ausland müsse durchaus an Bestechung glauben, um die Adoption dieses Gesetzes be-

greiflich zu finden; wer wisse, ob nicht der allmächtige Roths=schild dahinter stecke. Überhaupt geschehen hier so viele Albern=heiten, daß er sich bloß durch persönliche Würde im Auslande vor beleidigender Nachfrage schützen könne, daß er sich aber schäme, aus Weimar zu sein, und gern wegzöge, wenn er nur wisse, wohin? Dieser sein Unmut, sich nach dem heiteren Aufenthalt in Marienbad wieder hier eingeengt zu befinden, machte sich den ganzen Abend vielfach bemerkbar. Als ich ihn zu täglichen Spazierfahrten antrieb, sagte er: „Mit wem soll ich fahren, ohne Langeweile zu empfinden? Die Staël hat einst ganz richtig zu mir gesagt: ‚Il vous faut de la séduction.‘ Und als ich Ottilien und Ulriken anführte, erwiderte er: „Wen man täglich von früh bis abend sieht, der kann uns nicht mehr verführen. Ja, ich bin wohl und heiter heimgekehrt, drei Monate lang habe ich mich glücklich gefühlt, von einem Inter=esse zum andern, von einem Magnet zum andern gezogen, fast wie ein Ball hin und her geschaukelt, aber nun ruht der Ball wieder in der Ecke, und ich muß mich den Winter durch in meiner Dachshöhle vergraben und zusehen, wie ich mich durchflicke.“ — — Was in seinem Judeneifer recht merkwüdig war, ist die tiefe Achtung vor der positiven Religion, vor den bestehenden Staatseinrichtungen, die trotz seiner Freidenkerei über=all durchblickte: „Wollen wir denn überall im Absurden voraus=gehen, alles Fratzenhafte zuerst probieren?“ sagte er unter anderem.

244. Mit v. Müller. 25. September 1823

Nachdem er Ottilien Lob gespendet, bemerkte er: „Die Freundinnen teilen sich in zwei Klassen, in solche, die action a distance haben, und in solche, die nur in Gegenwart etwas sind. Mit jenen unterhalte ich mich oft lange im Geiste, diese sind mir rein nichts, wenn ich sie nicht vor mir sehe.“

245. Mit v. Müller 2. Oktober 1823

Dann kam er auf Byron, pries seinen ‚Kain‘ und vorzüglich die Totschlagszene: „Byron allein lasse ich neben mir gelten! Walter Scott ist nichts neben ihm. Die Perser hatten in fünf Jahrhunderten nur sieben Dichter, die sie gelten ließen, und unter den verworfenen waren mehrere Kanaillen, die besser als ich waren.“

246. Mit v. Müller 12. Oktober 1823

Von $5^1/_2$—$6^1/_2$ Uhr war ich mit Line v. Egloffstein bei Goethe. Er sprach über Byrons ‚Kain‘ und ‚Himmel und Erde‘. Letzteres Stück referierte er unvergleichlich mit vieler Laune und Humor. Es sei viel faßlicher, klarer als das erste, was gar zu tief gedacht, zu bitter sei, wiewohl erhaben, kühn, ergreifend. Nichts gotteslästerlicher übrigens, als die alte Dogmatik selbst, die einen zornigen, wütenden, ungerechten, parteiischen Gott vorspiegle. „Thomas Moore hat mir nichts zu Dank gemacht; von Walter Scott habe ich zwei Romane gelesen und weiß nun, was er will und machen kann. Er würde mich immerfort amüsieren, aber ich kann nichts aus ihm lernen. Ich habe nur Zeit für das Vortrefflichste.“

247. Mit v. Müller und Riemer 19. Oktober 1823

Reinhards Geschenk des Tibull leitete auf ein sehr ernsthaftes Gespräch über das Jacet ecce Tibullus und über den Glauben an persönliche Fortdauer. Goethe sprach sich bestimmt aus. Es sei einem denkenden Wesen durchaus unmöglich, sich ein Nichtsein, ein Aufhören des Denkens und Lebens zu denken; insofern trage jeder den Beweis der Unsterblichkeit in sich selbst und ganz unwillkürlich. Aber sobald man objektiv aus sich

heraustreten wolle, sobald man dogmatisch eine persönliche Fortdauer nachweisen, begreifen wolle, jene innere Wahrnehmung philisterhaft ausstaffiere, so verliere man sich in Widersprüche. Der Mensch sei aber demungeachtet stets getrieben, das Unmögliche vereinigen zu wollen. Fast alle Gesetze seien Synthesen des Unmöglichen, z. B. das Institut der Ehe. Und doch sei es gut, daß dem so sei, es werde dadurch das Möglichste erstrebt, daß man das Unmögliche postuliere.

248. Mit v. Müller und Egloffsteins 4. November 1823

Nach dem Konzert [von Mad. Szymanowska] soupierten wir mit Egloffsteins bei Goethe, der von der liebenswürdigsten Gemütlichkeit war. Als unter mancherlei ausgebrachten Toasten auch einer der Erinnerung geweiht wurde, brach er mit Heftigkeit in die Worte aus: „Ich statuiere keine Erinnerung in eurem Sinne, das ist nur eine unbeholfene Art, sich auszudrücken. Was uns irgend Großes, Schönes, Bedeutendes begegnet, muß nicht erst von außen her wieder erinnert, gleichsam erjagt werden, es muß sich vielmehr gleich vom Anfang her in unser Inneres verweben, mit ihm eins werden, ein neueres besseres Ich in uns erzeugen und so ewig bildend in uns fortleben und schaffen. Es gibt kein Vergangenes, das man zurücksehnen dürfte, es gibt nur ein ewig Neues, das sich aus den erweiterten Elementen des Vergangenen gestaltet, und die echte Sehnsucht muß stets produktiv sein, ein neues Besseres zu erschaffen. Und," setzte er mit großer Rührung hinzu, „haben wir dies nicht alle in diesen Tagen an uns selbst erfahren? Fühlen wir uns nicht alle insgesamt durch diese liebenswürdige, edle Erscheinung, die uns jetzt wieder verlassen will, im Innersten erfrischt, verbessert, erweitert? Nein, sie kann uns nicht entschwinden,

sie ist in unser innerstes Selbst übergegangen, sie lebt in uns mit uns fort und fange sie es auch an, wie sie wolle, mir zu entfliehen, ich halte sie immerdar fest in mir."

249. Mit v. Müller 18. Dezember 1823

Donnerstag von 6½—8½ Uhr abends bei Goethe allein. Appianische Schlachtengemälde Napoleons in einer Sammlung schöner Kupferstiche. Über Hamann und seine Briefe an Jacobi. Hamann sei zu seiner Zeit der hellste Kopf gewesen und habe wohl gewußt, was er wolle. Aber er habe immer biblische Sprüche und Stellen aus den Alten wie Masken vorgehalten, er sei dadurch vielen dunkel und mystisch erschienen. Goethen sei die populäre Philosophie stets widerlich gewesen, daher habe er sich leichter zur Kantischen hingeneigt, die jene vernichtet habe. Doch mit der ‚Kritik der Vernunft' habe er sich nie tief eingelassen.

250. Mit Soret 22. Dezember 1823

Madame Goethe war eingetreten, um dem Schwiegervater mitzuteilen, daß sie nach Berlin reisen wolle, um dort mit ihrer Mutter zusammenzutreffen, indem sie zugleich ihre Abwesenheit beim Weihnachtsfeste bedauerte. Goethe scherzte mit mir über diese lebendige Einbildung, die die Jugend charakterisiere. „Ich bin zu alt," sagte er, „um ihr zu widersprechen und begreiflich zu machen, daß die Freude über das Wiedersehen der Mutter, wo es auch stattfinde, überall dieselbe ist. Es ist nicht Berlin, das eine solche Begegnung verschönert, sondern es ist die gegenseitige Anhänglichkeit, von der man getragen wird. So macht sie so viele Umstände um nichts, aber ähnliche Kleinigkeiten gelten einem gewissen Alter viel,

nur hat es weiter keine Folge. Manchmal gelingt eine Sache nur deshalb, weil es im Grunde eine kleine Torheit ist; Vernunftgründe helfen da nichts. In meiner Jugend habe ich ebenso gehandelt und bin dabei doch gesund und wohl."

251. Mit Soret 30. Dezember 1823

Goethe: „Durch meine wissenschaftlichen Beschäftigungen habe ich die Menschen besser als durch mein sonstiges Leben kennen gelernt, und wenn es auch auf meine Kosten geschehen ist, so freue ich mich doch dieser Erfahrung.

Ich: ‚Es scheint, daß bei Erörterung von Tatsachen die Eigenliebe doch sehr ins Spiel kommt; und wo dies geschieht, treten die schwachen Seiten des Charakters entschieden hervor.'

Goethe: „Auf dem Gebiete der Ästhetik hat das Schöne ein wenig unbestimmte Formen. Die Grundidee ist sozusagen das Eigentum von jedermann und niemand, weshalb die bloße Art der Darstellung dieses Eigentums der einzelne sich aneignen darf, ohne Eifersucht zu erwecken. Ein und derselbe Grundgedanke kann 100 Dichtern das Thema zu 100 Epigrammen geben. Sie werden sich nicht über die Erfindung streiten, weil sie Gemeingut ist und sie es dem Leser überlassen, die Ausführung zu beurteilen. Aber bei den Gelehrten steht die Sache anders. Hier ist das Positive die Hauptsache; jede neue Tatsache ist eine Entdeckung, jede Entdeckung ist Eigentum, und wo das Eigentum angegriffen wird, kommt alsbald der Mensch zum Vorschein. Es gibt noch eine andere Art von Eigentum für den Gelehrten oder für den Dogmatiker: das ist die Gewohnheit, die Vorstellungen, die er sich gebildet, die Gesetze, die er gefunden hat, für endgültig feststehend zu halten. Man greift seine Rechte oder sein Eigentum an, wenn man Gesetze oder Ansichten vertritt, die mit seiner

Wissenschaft nicht im Einklang stehen. Er regt sich auf, weil sein System bedroht scheint. Entweder er glaubt euch nicht, oder er beachtet euch nicht, oder er versteht euch nicht, und es kann lange dauern, ehe man ihn zu einer Änderung seiner Ansicht bringt. Ein Franzose sagte zu einem meiner Freunde hinsichtlich meiner Farbenlehre: ‚Wir haben 50 Jahre lang gearbeitet, um Newtons Herrschaft zu begründen; ebenso viele werden auch nötig sein, um sie zu stürzen.‘ Doch hier kommt noch eine neue merkwürdige Tatsache. Ich lese eine neue Broschüre über Gesetze der Optik, die von einem talentvollen jungen Manne verfaßt ist; sie gefällt mir, weil sie ohne Zweifel meine Beobachtungen bestätigt und größtenteils ein Auszug aus meiner Darstellung ist. Zu meiner Überraschung werde ich nicht einmal genannt. Ein gemeinsamer Freund gab mir später über diese Unterlassung Aufschluß: der junge Mann habe damit seinen Ruf begründet und gefürchtet, diesen durch meine Autorität zu beeinträchtigen. Der Verfasser, der Erfolg gehabt hatte, bat mich später um Verzeihung. So sind die Menschen!“

Ich: ‚Das ist um so merkwürdiger, als man sich in andern Beziehungen glücklich geschätzt haben würde, auf Ihre Autorität sich beziehen zu können. Aber es handelt sich hier nicht allein um die Bekämpfung der Lehre des großen Meisters Newton; um den Umsturz in den Anschauungen zu veranlassen, müßten auch alle Schriften andrer Physiker bekämpft werden, und hätten Sie tausendmal recht, so würden Sie dagegen noch lange zu kämpfen haben.‘

Goethe: „Und so würde es mir um so sicherer gehn, als ich, auf meine Entdeckung stolz, mir gesagt habe: Dieser Newton, der von der ganzen Welt bewundert wird, diese unerbittlichen Mathematiker, diese großen Rechenmeister, diese so gescheiten Beobachter, sie alle irren sich; ich allein bin im Recht

gegen sie, ich allein bin eingeweiht in das Geheimnis, das zu entschleiern ihnen doch so leicht gewesen wäre, das ihnen sonnenklar hätte erscheinen müssen, wenn sie nur ihre Augen hätten auftun und das Richtige hätten sehen wollen. Mit dieser Überzeugung habe ich allen überkommenen Ansichten mutig die Stirn geboten. Man hat mich bekämpft, vielmehr meine Idee verdreht und lächerlich gemacht; ich bin aber nichtsdestoweniger von meiner Arbeit befriedigt, wäre es auch nur wegen des Vergnügens, die Schwächen des menschlichen Geschlechts desto besser kennen zu lernen."

252. Mit Joseph Stanislaus Zauper Zwischen 1821 und 1823

„Ich kenne Musik mehr durch Nachdenken als durch Genuß, und also nur im allgemeinen."

253. Mit Zauper Zwischen 1821 und 1823

Durch Eckermanns Gespräche werde ich wieder lebhaft an Goethe erinnert, und an jene Zeiten schönen Zusammenseins. Vieles, an das ich nicht mehr gedacht, taucht wieder auf; was über Schiller gesagt wird, wiederholt sich mir fast wörtlich zur schönsten Bestätigung; sein zuwenig Motivieren, sein riesenmäßiges Wachsen an Kenntnis von Tag zu Tage. Nur das wollte Goethe nicht gelten lassen, als habe Schiller sich in innerer Unzufriedenheit, in einem zu gemütlichen Zwiespalt mit der Welt, und Verdruß allmählich aufgezehrt; denn gewiß ist es, daß die Seele häufig den Körper bedingt, mit vielen seiner Schwächen, und daß die gegenseitigen Wirkungen, besonders die psychischen auf die somatischen, wohltuend und schädlich einwirken mögen. Goethe, der das durchaus besser wissen mußte, gestand bei aller Gesundheit der Seele Schillers bloß ein ihm angeborenes, organisches Verderben.

254. Mit v. Müller 15. Januar 1824

Bitte an mich, einen Artikel über den ‚Kain‘ des Byron aus dem ‚Moniteur‘ zu übersetzen, um Goethes eigene Äußerungen in seinem Journal zu akkuschieren. „So oft die Franzosen,“ setzte er hinzu, „ihre Philisterei aufgeben und wo sie es tun, stehen sie weit über uns im kritischen Urteil, in der Auffassung von Geisteswerken. Interessant ist alles, was uns interessiert.“

255. Mit v. Müller 20. Januar 1824

Der Zustand der Mineralogie sei jetzt gar zu wunderbar. Leonhard und andere, die früher auf rechtem Weg gewandelt, hätten sich selbst zu überbieten gesucht und verirrt. Mit Recht nenne man die physikalischen Wissenschaften die exakten, weil man die Irrtümer darin klar nachweisen könne. Im Ästhetischen, wo alles vom Gefühl abhänge, sei dies freilich nicht möglich. „Fürs Ästhetische bin ich eigentlich geboren, doch jetzt zu alt dazu, wende ich mich den Naturstudien immer mehr zu.“

256. Mit v. Müller 14. Februar 1824

Wir kamen auf die Pariagedichte zu sprechen und auf den ewigen Hang der Menschen zur Unterscheidung der Kasten. „Jeder Mensch,“ sagte er, „schlägt die Vorteile der Geburt bloß deswegen so hoch an, weil sie etwas Unbestreitbares sind. Alles, was man erwirbt, leistet, durch Anstrengung verdient, bleibt dagegen ewig von der Verschiedenheit der Urteile und Ansichten abhängig. Eine Aussöhnung hierüber ist vergeblich, macht das Übel nur schlimmer, wie es z. B. die Bürger mit dem Luxus einer Hoftafel nicht versöhnt, wenn man einige aus ihrer Mitte zuweilen daran teilnehmen läßt.“ Das Gespräch wandte sich auf Napoleon und Goethes Gespräch mit

ihm, zu dessen Niederschreibung ich ihn lebhaft antrieb. Er meinte, ich solle doch nur erst meine eigenen Memoires aus jener Zeit niederschreiben, recht gegenständlich, ohne alle subjektive Einmischung; das werde auch ihn dann zu Darstellungen aus jener Zeit aufregen.

257. Mit v. Müller und Riemer 8. März 1824

Das Gespräch fiel auf Selbstkenntnis. „Ich behaupte," sagte Goethe, „der Mensch kann sich nie selbst kennen lernen, sich nie rein als Objekt betrachten. Andere kennen mich besser als ich mich selbst. Nur meine Bezüge zur Außenwelt kann ich kennen und richtig würdigen lernen, darauf sollte man sich beschränken. Mit allem Streben nach Selbstkenntnis, das die Priester, das die Moral uns predigen, kommen wir nicht weiter im Leben, gelangen weder zu Resultaten noch zu wahrer innerer Besserung. Doch will ich diese Ansicht nicht eben für ein Evangelium ausgeben. Was sind travers? Falsche Stellungen zur Außenwelt. Wer hat sie nicht? Jede Lebensstufe hat die ihr eigenen."

Riemer kam späterhin zu uns. Ich erzählte, Schmidt sei von Madame Milder höchst eingenommen, sie übersteige alles, was seine Phantasie sich von einer vollkommenen Sängerin gedacht. „Ganz natürlich," sagte Goethe, „denn die Phantasie kann sich nie eine Vortrefflichkeit so vollkommen denken, als sie im Individuum wirklich erscheint. Nur vager, neblicht, unbestimmter, grenzenloser denkt sie sich die Phantasie. Aber niemals in der charakteristischen Vollständigkeit der Wirklichkeit. Es erregt mir daher immer Schmerz, wenn man ein wirkliches Kunst- oder Naturgebilde mit der Vorstellung vergleicht, die man sich davon gemacht hatte, und dadurch sich den reinen Genuß des ersteren verkümmert. Vermag doch unsere

Einbildungskraft nicht einmal das Bild eines wirklich gesehenen, schönen Gegenstandes getreu wiederzugeben; immer wird die Vorstellung etwas Neblichtes, Verschwimmendes enthalten." Auf meine Klage, daß diese Beschränkung unserer Natur uns so viel Herrliches entziehe, erwiderte er: „Ei, das ist ja ein Glück, was würden wir anfangen, wenn alle die unzähligen Empfindungen, die uns z. B. ein Hummelsches Spiel gibt, uns fortwährend blieben? dann würden ja auch die vergangenen Schmerzen immerfort uns peinigen. Seien wir froh, daß für das Gute, Angenehme doch immer noch ziemlich viele Reproduktionskraft in uns wohnt."

258. Mit v. Müller und Soret 16. März 1824

Wir kamen auf seine Ilmenauer Bergbaurede zu sprechen, und meine Analyse derselben an Soret machte ihm Lust, sie selbst wieder zu lesen, wiewohl er meinte, daß ich wohl in meine Darlegungen vieles aus dem 19. Jahrhundert hineingetragen habe: „Ich kam höchst unwissend in allen Naturstudien nach Weimar, und erst das Bedürfnis, dem Herzog bei seinen mancherlei Unternehmungen, Bauten, Anlagen, praktische Ratschläge geben zu können, trieb mich zum Studium der Natur. Ilmenau hat mir viele Zeit, Mühe und Geld gekostet, dafür habe ich aber auch etwas dabei gelernt und mir eine Anschauung der Natur erworben, die ich um keinen Preis umtauschen möchte. Mit allen Naturlehrern und Schriftstellern getraue ich mir es aufzunehmen; sie scheuen mich auch alle, wenn sie schon oft nicht meiner Meinung sind."

259. Mit v. Müller und Riemer 31. März 1824

Riemer bemerkte, daß es ein großer Irrtum sei, das Wissen und den Charakter voneinander zu trennen; eines sei erst

durch das andere etwas, durch den Charakter trete jenes erst recht hervor; man könne allenfalls ohne Wissen, aber nicht ohne Charakter leben. „Jawohl," versetzte Goethe, „der Charakter ersetzt nicht das Wissen, aber es suppliert es. Mir ist in allen Geschäften und Lebensverwicklungen das Absolute meines Charakters sehr zustatten gekommen; ich konnte vierteljahrelang schweigen und dulden wie ein Hund, aber meinen Zweck immer festhalten; trat ich dann mit der Ausführung hervor, so drängte ich unbedingt mit aller Kraft zum Ziele, mochte fallen rechts oder links, was da wollte. Aber wie bin ich oft verlästert worden, bei meinen edelsten Handlungen am meisten. Doch das Geschrei der Leute kümmerte mich nichts. Die Kinder und ihr Benehmen gegen mich waren oft mein Barometer hinsichtlich der Gesinnungen der Eltern. Ich nahm alle Zustände und Personen, meine Kollegen z. B., durchaus real, als gegebene, einmal fixierte Naturwesen, die nicht anders handeln können, als sie handeln, und ordnete hiernach meine Verhältnisse zu ihnen. Dabei suchte ich rings um mich selbst richtig zu sehen."

260. Mit Soret 21. Mai 1824

Es handelte sich um meinen Zögling:

Goethe: „Wie haben Sie Ihre Zeit mit ihm eingeteilt?"

Ich: ‚Bis jetzt ist die regelmäßige Stundenzahl sehr beschränkt und es gibt vielerlei Anlaß zur Zerstreuung. Sobald der Prinz disponiert ist, einem Gespräche zu folgen, versuche ich ihn immer auf positive Ideen und Tatsachen zurückzuführen, weil er sich mit Vorliebe poetischen Vorstellungen hingibt. Ich würde lieber den entgegengesetzten Weg einschlagen; aber in seinem Verhältnis ist es mehr als bei andern angezeigt, sich an die Wirklichkeit zu halten.'

Goethe: „Von beiden sich gegenüberstehenden Methoden haben Sie die schwierigere gewählt. Meinerseits bin ich der Ansicht, daß die besten Gegengifte unter den Giften selbst zu suchen sind, und Sie würden vielleicht leichter zum Ziele gelangen, wenn Sie auf seine Vorstellungen mehr durch die Poesie als durch die Realität einwirkten. Sie haben ein erschöpfendes Bild der menschlichen Erkenntnis nach Bentham entworfen. Ihre Kaiserliche Hoheit hat mir davon gesprochen, und ich bin begierig, dies kennen zu lernen, aber von vornherein glaube ich nicht an die Möglichkeit, ein für jedes Gemüt befriedigendes Bild zu schaffen; eine bestimmte Einteilung eignet sich nur für einen bestimmten Ideengang und erscheint für das Begriffsvermögen anderer nicht zulässig. Ja, wenn es sich dabei nur um die ersten Verzweigungen handelte; aber schließlich geht es gerade wie mit den Fingern; ein Teil strebt zur Rechten, ein anderer zur Linken, und ein anderer bleibt in der Mitte, bis nach all der Verästelung alle immer wieder in demselben Punkte zusammentreffen."

Ich: ‚Der Einwurf ist kernig, aber das Bifurkationssystem, wie Bentham es erfaßt, scheint dem doch zu entsprechen. Die Hauptsache dabei ist, der Einteilung immer nur zwei sich vollständig ausschließende Gegensätze zugrunde zu legen. Dann kann keine Verwirrung entstehen, und man kommt mit seiner Methode ohne Schwierigkeit vorwärts.'

Goethe: „Das ist möglich, aber wie ich glaube, nicht überall anwendbar: übrigens werden Sie genug und übergenug daran haben, um für den Unterricht des Prinzen den Faden zu finden, der sie bei der Erziehung leiten könnte. Doch ich muß wohl, ehe wir diese Erörterung fortsetzen, erst von Ihrer Arbeit über die Herstellung der Verbindung Kenntnis nehmen; ich rechne darauf, da Sie sie mir versprochen haben."

Riemer ließ sich in dem Augenblick anmelden, wo wir von

Mineralogie zu sprechen anfingen. Goethe analysierte uns ein englisches Gedicht über Geologie mit so viel Geist, daß das Original durch seine Übersetzung gewiß nichts verloren hat. „Ein derartiges Buch," sagte er, „kann den Weltleuten auf unterhaltende Art die Summe allgemeiner Kenntnisse beibringen, die ich jedem wünschen möchte, und den Geschmack an der Wissenschaft verallgemeinern helfen. Dieses Interesse greift dann mehr und mehr um sich, und es kann Großes hervorbringen; denn jeder in seinem Stande vermag sich durch besondere Untersuchungen und Einzelbeobachtungen nützlich zu machen."

261. Mit Soret 3. Juni 1824

Goethe: „Ein Hof ist eine Welt für sich. Was nicht zu ihm gehört, das läßt er beiseite. Die Etikette tritt an Stelle des Denkens!"

262. Mit v. Müller und Riemer 6. Juni 1824

Einige Anekdoten .... brachten das Gespräch auf Humor. „Nur wer kein Gewissen oder keine Verantwortung hat," sagte er, „kann humoristisch sein. Musäus konnte es sein, der seine Schule schlecht genug versah und sich um nichts und um niemanden bekümmerte. Freilich humoristische Augenblicke hat wohl jeder; aber es kommt darauf an, ob der Humor eine beharrliche Stimmung ist, die durchs ganze Leben geht." ‚Wahrscheinlich deswegen,' sagte ich, ‚weil dem Humoristen mehr an seiner Stimmung als an dem Gegenstand gelegen ist, weil er jene unendlich höher als diese anschlägt.' „Ganz recht kommentiert," erwiderte er, „und sogar ganz in meinem Sinne: Wieland z. B. hatte Humor, weil er ein Skeptiker war, und den Skep-

tikern ist es mit nichts ein großer Ernst. Wieland hielt sich niemandem responsabel, nicht seiner Familie, nicht seinem Fürsten und handelte auch so. Wem es aber bitterer Ernst ist mit dem Leben, der kann kein Humorist sein. Wer untersteht sich denn Humor zu haben, wenn er die Unzahl von Verantwortlichkeiten gegen sich selbst und andere erwägt, die auf ihm lasten? wenn er mit Ernst gewisse bestimmte Zwecke erreichen will? Unter den großen Staatsmännern hat bloß der Herzog von Ossuña Humor gehabt, aber aus Menschenverachtung. Doch damit will ich den Humoristen keine Vorwürfe machen. Muß man denn gerade ein Gewissen haben? Wer fordert es denn?" Ich führte an, daß irgend ein Schriftsteller gesagt habe, der Humor sei nichts anderes als der Witz des Herzens. Goethe ergrimmte aufs heftigste über die Redensart: „Nichts anderes als. So," schrie er, „sagte einst Cicero: Die Freundschaft ist nichts anderes als usw. O du Esel, du einfältiger Bursche, du heilloser Kerl, der nach Griechenland läuft, um Weisheit zu holen und nichts Klügeres als jene unsinnige Phrase herausbringt: Nichts anderes. Lauter Negation, lauter Herabsetzung! Ich werde gleich wütend, wenn ich dergleichen höre." — — —

Darauf auf den Dichter Immermann kommend, bemerkte er: „Ich lasse Immermann gewähren und kann ihn mir nicht recht konstruieren. Wie kann ich über ein erst Werdendes, Problematisches urteilen? Habe ich nicht mit meinem eigenen Werden genug zu tun? Und Sie wissen, daß ich ein fortwährend Werdendes statuiere."

So fuhr er lange im Tone der Orakelsprüche fort, zum Beispiel: „Gegen einen Grundsatz statuiere ich keine Erfahrung. Ich leugne sie geradezu. Alles Tragische beruht auf einem unausgleichbaren Gegensatz. Sowie Ausgleichung eintritt oder möglich wird, schwindet das Tragische."

263. Mit v. Müller 13. Juni 1824

Über Byrons Tod äußerte er, daß er gerade zu rechter Zeit erfolgt sei. „Sein griechisches Unternehmen hat etwas Unreines gehabt und hätte nie gut endigen können. Es ist eben ein Unglück, daß so ideenreiche Geister ihr Ideal durchaus verwirklichen, ins Leben einführen wollen. Das geht nun einmal nicht, das Ideal und die gemeine Wirklichkeit müssen streng geschieden bleiben.“ . . . . Anstetts Brief hatte er der Großfürstin noch immer nicht gezeigt: „Ich bin ohnehin viel zu kommunikativ, ich will es mir abgewöhnen.“ Als ich ihn durch poetische Trostgründe wegen Ulrike und auch wegen Schillers Verlust, den er von neuem lebhaft und schmerzlich beklagte, beruhigen wollte, sagte er: „Ach, das sind lauter Scheingründe, so etwas ist rhetorisch recht hübsch und gut, aber es kann mir nichts helfen, verloren bleibt verloren; alle Einbildung kann mir die glückliche Vergangenheit nicht wiedergeben.“

264. Mit Soret 18. Juli 1824

Goethe: „Mir ist es immer ein befremdlicher Gedanke, daß das tätigste und mannigfaltigste Leben, wo so viel Neues an dem Auge vorübergeht — daß das Leben des Hofes sich schließlich so gestaltet hat, daß hier ein geistiger Fortschritt am schwierigsten geschieht.“

265. Mit v. Müller 18. November 1824

Er kam bald wieder auf Lord Byron zu sprechen. „Byron,“ sagte er, „stellt den alten Pope deshalb so hoch, um an ihm eine unbezwingliche Mauer zum Hinterhalt zu haben. Gegen Pope ist Byron ein Riese, gegen Shakespeare aber freilich wieder nur ein Zwerg gewesen. Die Ode auf den Tod des

Generals Moore ist eine der schönsten Dichtungen Byrons. Shelley muß ein armseliger Wicht sein, wenn er dies nicht gefühlt hat, überhaupt scheine Byron viel zu gut gegen ihn gewesen. Ebensowenig sei Körner Schillers würdig gewesen. Daß Byron bei dem Gefangenen von Chillon Ugolino zum Vorbild genommen, ist durchaus nicht zu tadeln, die ganze Natur gehört dem Dichter an, nun aber wird jede geniale Kunstschöpfung auch ein Teil der Natur, und mithin kann der spätere Dichter sie so gut benutzen wie jede andere Naturerscheinung." — — —

„Mad. Louise Belloc hat sehr unrecht, wenn sie Thomas Moore der Byronschen Lorbeerkrone würdig hält. Höchstens in einem Ragout dürfte Moore einzelne Lorbeerblätter genießen. An einem so herrlichen Gedicht, wie das Byronsche auf General Moore zehre ich einen ganzen Monat lang und verlange nach nichts anderem. Wäre Byron am Leben geblieben, er würde für Griechenland noch ein Lykurg oder Solon geworden sein."

266. Mit v. Müller 17. Dezember 1824

Ich traf Goethen bei der Lektüre der neuen Übersetzung von ‚Tausendundeine Nacht' von Büsching, von der Hagen und Schall, die er sehr lobte und, da sie aus dem Urtext, der französischen vorzieht. „Diese Märchen," sagte er, „müssen mir über die trüben Tage weghelfen; es ist doch, als ob das Bewußtsein, in wenig Tagen der Sonne wieder näher zu kommen, uns schon jetzt erwärmte."

Ich brachte ihm von Gagern merkwürdige Handschriften. Er holte ähnliche herbei in großer Zahl. Eckermann trat ein, das Gespräch kam auf Byrons ‚conversations'. „Ich lese sie nun zum zweiten Male, ich möchte sie nicht missen, und doch lassen sie einen peniblen Eindruck zurück. Wieviel Geklatsche,

oft nur um eine elende Kleinigkeit; welche Empfindlichkeit über jedes alberne Urteil der Journalisten, welch ein wüstes Leben mit Hunden, Affen, Pfauen, Pferden; alles ohne Folge und Zusammenhang. Nur über Anschauungen urteilt Byron vortrefflich und klar, Reflexion ist nicht seine Sache, seine Urteile und Kombinationen sind dann oft die eines Kindes. Wie viel zu geduldig läßt er sich Plagiate vorwerfen, scharmutziert nur zu seiner Verteidigung, statt mit schwerem Geschütz die Gegner niederzudonnern. Gehört nicht alles, was die Vor- und Mitwelt geleistet, dem Dichter von Rechts wegen an? Warum soll er sich scheuen, Blumen zu nehmen, wo er sie findet? Nur durch Aneignung fremder Schätze entsteht ein Großes. Hab' ich nicht auch im Mephistopheles den Hiob und ein Shakespearelied mir angeeignet? Byron war meist unbewußt ein großer Dichter. Selten wurde er seiner selbst froh."

Das ‚Taschenbuch für Österreichische Geschichte' von Hormayr mit Graf Sternbergs Bild führte das Gespräch auf Böhmen. Dort war eine große Kultur im 14. und 15. Jahrhundert einheimisch, ehe man im übrigen Deutschland daran dachte. Prag mit seinen 4000 Studenten, welch eine Erscheinung! Aus allen Winkeln Deutschlands und aus der Schweiz waren Lehrer hingegangen, von denen jeder gleich seine Zuhörerschaft mitbrachte. Jedermann dürstete nach griechischer und lateinischer Kenntnis. Man räumte den Professoren die größten Rechte und Freiheiten ein; als man sie nun späterhin beschränken wollte, wurden sie wild und zogen aus. Damals wurde Leipzig durch solch eine ausgewanderte Schar emporgehoben, der man das Paulinum einräumte. Ja, die Geschichte läßt ganz wundersame Phänomene hervortreten, je nachdem man sie aus einem bestimmten Kreispunkte betrachtet. Und doch kann eigentlich niemand aus der Geschichte etwas lernen, denn sie enthält ja nur eine Masse von Torheiten und Schlechtigkeiten.

267. Mit v. Müller Dezember 1824

An einem Dezemberabend 1824 sagte Goethe bezüglich auf Klinger: „Alte Freunde muß man nicht wiedersehen, man versteht sich nicht mehr mit ihnen, jeder hat eine andere Sprache bekommen. Wem es Ernst um seine innere Kultur ist, hüte sich davor; denn der alsdann hervortretende Mißklang kann nur störend auf nns einwirken, und man trübt sich das reine Bild des früheren Verhältnisses."

268. Mit v. Müller 26. Januar 1825

Von mir an die Herausgabe der Fortsetzung vom ‚Divan' erinnert, erwiderte er, sie müsse bis zur Herausgabe seiner sämtlichen Werke verschoben bleiben, die er durchaus noch bei Lebzeiten besorgen und daher Bedacht nehmen müsse, daß täglich etwas zu diesem Zwecke Förderliches geschehe und geleistet werde.

Seine ‚Zahmen Xenien' lagen im Manuskript vor ihm. In einer derselben kommt vor: Auch den Verdruß müsse man sich zunutze machen, denn er sei ja auch ein Teil und zwar ein großer des Lebens. Er kommentierte viel hierüber, entfernte sich dann und ließ mich nach einer kleinen Weile ins hintere Zimmer rufen, da es ihm um diese Abendzeit in dem kleinen stillen Raume wohnlicher sei. Und auch mir war es so. Ich las ihm aus einem Briefe des Grafen Reinhard vor, worin eine Stelle über Jacobi vorkommt. Dies gab zu den herrlichsten Schilderungen von Jacobis Persönlichkeit und zu höchst wichtigen Aufschlüssen über ihn und sein Verhältnis zu Goethe Anlaß, die ich immer noch mehr durch Vorlesung anschlagender Stellen aus Jacobis Briefsammlung hervorzurufen bemüht war. „Die Spekulation, die metaphysische," sagte er, „ist Jacobis Unglück geworden; war er doch eigentlich nicht dazu

geboren noch erzogen. Ihm haben die Naturwissenschaften gemangelt, und mit dem bißchen Moral allein läßt sich doch keine große Weltansicht fassen. Er war mehr zu einem liebenswürdigen, feinen Hof- und Weltmann geboren, zumal bei unverkennbarer Eitelkeit, die man ihm jedoch nicht verargen muß. Es kommt nur darauf an, ob sie sich nach außen oder nach innen richtet. Von stattlicher Figur, edler Haltung, feinen Manieren und würdigem Ernst, wüßte ich nicht leicht mir eine liebenswürdigere Erscheinung zu denken als eben Jacobi. Ihm starb aber seine heitere, lebensfrohe, tüchtige Gattin, die eine echt niederländische Figur, wie wir sie in Rubens besten Gestaltungen finden, viel zu früh. Bei seinem Bedürfnis nach weiblicher Pflege und Anregung fiel er dann bald unter die Tutel seiner Schwestern, die sich die Herrschaft über ihn anmaßten und ihn verweichlichten. Die jüngere, klar, voll Verstand und Charakter, aber auch voll Einseitigkeit und bitterer Schärfe, ist für ihn und andere zu einem wahren Reibeisen geworden."

Wir kamen auf den Hofrat Wilhelm Müller aus Dessau zu sprechen, der uns dieser Tage besucht hatte. „Es ist mir eine unangenehme Personnage," sagte er, „süffisant; überdies brillentragend, was mir das Unleidlichste ist. Frau v. Varnhagen und die Arnim haben mir Müllers Gattin ganz richtig geschildert, die wirklich recht liebenswürdig ist. Die Arnim ist übrigens jetzt selten mehr redlich, sondern erzschelmisch. Was sie in früheren Jahren sehr gut gekleidet, die halb Mignon-, halb Gurli-Maske, nimmt sie jetzt nur als Gaukelei vor, um ihre List und Schelmerei zu verbergen. Das italienische Blut in ihr hat freilich die Mignon aufs lebhafteste auffassen müssen. Solche problematische Charaktere aber interessieren mich immer, um so mehr, je schwieriger es mir wird, sie zu erklären und zu entziffern."

Ich muß gestehen, ich wüßte auch nichts mit der ewigen Seligkeit anzufangen, wenn sie mir nicht neue Aufgaben und Schwierigkeiten zu besiegen böte. Aber dafür ist wohl gesorgt, wir dürfen nur die Planeten und Sonnen anblicken, da wird es auch Nüsse genug zu knacken geben." — —

Er äußerte: „Mit der Farbenlehre ist es wie mit dem Whistspiel, man lernt nie aus, muß es aber beständig spielen, um weiter zu kommen. Es läßt sich nur darin tun, nicht überliefern, nicht lehren. Jede Hoffnung ist eigentlich eine gute Tat."

269. Mit v. Müller 4. April 1825

„Ich bin fast nicht mehr kommunikabel nach außen, nur daß mein Inneres etwas wert ist, tröstet mich noch."

270. Mit Cousin 28. April 1825

„Ich ging um elf Uhr zu Goethe. Man sagte mir, daß der Herr Minister von Goethe krank sei. Ich übergab dem Diener den Brief Hegels und zog mich zurück. Ich hatte bereits die Hälfte der Straße zurückgelegt, als ich den Diener heranlaufen sah, der mir sagte, daß Herr von Goethe mich zu sehen wünsche. Ich stieg also wieder die schöne Treppe mit Plastiken und kleinen Statuen hinauf; dann führte man mich in jene Galerie, wo ich vor acht Jahren das Vergnügen hatte, mehrere Rundgänge mit Goethe zu machen, und von der Galerie in das Kabinett, wo man mir sagte, Goethe werde kommen . . . Er hatte eine bunte Halsbinde nachlässig geknüpft, eine Hose von grauem Stoff, einen blauen Oberrock und den Kopf bloß. Welch ein Kopf! Breit, hoch, mächtig wie der des olympischen Jupiters. Er kam langsam und leise vor, wies mich auf das Sofa und setzte sich zu mir.

Bei jedem Worte, das er aussprach, hustete er, seine Stimme zitterte. Beim Zuhören betrachtete ich ihn genau, und ich konnte die Zerstörungen wahrnehmen, welche acht Jahre auf diesem großen und starken Gesicht angerichtet hatten. Jedes Wort strengte ihn an; er sah leidend aus; ich sagte es ihm. „Nein, ich leide nicht sehr; aber das Alter! Ich muß mich nur in acht nehmen, daß ich mich mit nichts zu lange abgebe und mich im Gleichgewicht halte, um den Beschäftigungen genügen zu können, für die ich noch tauge."

Ich fragte nach seinen Aufträgen für Paris, wo man an der deutschen Literatur teilzunehmen begann, wo man Schiller und Goethe übersetzte. Ich wollte ihn dazu bringen, daß er sich über den Zustand der Literatur in Frankreich auslasse und seinen Rat einholen. Aber alles, was er mir sagte, war: „Ja, so viele Übersetzungen beweisen ein Verlangen nach Besserem, und man kann nicht leugnen, daß es guten Willen in Frankreich gibt ... Ja, ich weiß es, aber ich habe diese Übersetzungen nicht gelesen; wie ich Ihnen sagte, ich muß mich im Gleichgewicht halten und mir alle Lektüre versagen, die mich verlocken würde. In meiner Jugend warf ich mich auf alles, was mich interessierte; jetzt muß ich enthaltsam sein und mich auf einige Gegenstände beschränken ... Man hat ‚Faust' wörtlich übersetzt? Ich begreife jedoch: um sich zu verbessern, muß die französische Sprache nur einige Jahrhunderte zurückgehen und wieder auf Marot kommen ... Ja, die Sprache Marots ... Man muß sich einige Freiheiten leisten. Nach und nach gewöhnt man sich daran."

Man begreift, was ich ihm alles hätte entgegnen können, ich, der den Archaismus des Herrn Courier unerträglich findet, so oft ihn nicht die Leidenschaft beseelt und verjüngt, und der ohne Vergleich die einfache und kräftige Prosa des 17. Jahrhunderts der allerdings weichen und anmutigen, aber schon

manierierten Sprache des 16. vorzieht. Aber ich wollte dem herrlichen Greise nicht widersprechen, und da sichtlich aus ihm über Frankreich nicht mehr herauszubringen war, kam ich auf was anderes. ‚Ich bin wenigstens froh,' sagte ich, ‚daß Sie unter die Dinge, mit denen Sie sich beschäftigen können, die neuere italienische Literatur rechnen und meinen Freund Manzoni.' — „Ah, Manzoni" (mit erhobenem Blick und nachdenklicher Betonung), „das ist ein merkwürdiger junger Mann. Er hat damit angefangen, sich über die herkömmlichen Regeln hinwegzusetzen, und besonders über die Einheit des Orts. Aber die Ältlinge (anciennistes)," sagte er, selbst lächelnd über sein Wort, „wollen das nicht ... Ja, man nimmt es ihm übel, und doch hat er sich nur mit Maß darüber hinweggesetzt, und das gefällt mir. Das ist ein sehr guter Anfang. Übrigens, diese Streite werden immer währen, und es schadet nichts; jeder soll's nach seiner Art machen. Ja, ich habe ‚Adelchi' bekommen. Ich habe sogar einen Auszug daraus gemacht, den ich vielleicht bei Gelegenheit veröffentlichen werde. Ich habe das Werk gründlich studiert. Es enthält sehr schöne Dinge. Ich halte mich nicht gern mit Einzelheiten auf, auf das Ganze muß man immer sehen. Aber, warten Sie, Sie entsinnen sich des lombardischen Soldaten, bei dem sich die Verschworenen versammeln, und der nur an seine eigene Erhebung denkt. Wie er alles für sich einrichtet!" Hier begleitete Goethe, matt und immer hustend, obwohl offenbar ganz bei der Sache, die paar Worte, die er herausbringen konnte, mit Blicken und Gebärden, wie um mir zu verdeutlichen, was er nicht ausdrücken konnte. „Wie er sich der Absichten von jedermann zu seinem Zweck bedient. Und dann am Hofe Karls des Großen, wie er sich die Miene gibt, die zu beschützen, die er verraten hat. Ja, Manzoni hält sich an die Geschichte und die wirklichen Menschen, die sie bietet; aber er

erhebt sie zu uns durch den Charakter, den er ihnen gibt; er verleiht ihnen unsere menschlichen Empfindungen, selbst freisinnige, und er hat recht. Wir können uns nur für das interessieren, was uns ein wenig gleicht, und nicht für Lombarden oder Langobarden und für den Hof Karls des Großen, der auch ein wenig zu roh wäre. Sehen Sie Adelchi, das ist ein Charakter nach der Erfindung Manzonis."

Darauf sagte ich ihm ein wenig bewegt: ‚Die Gefühle des sterbenden Adelchi sind die von Manzoni selbst. Manzoni, der immer ein lyrischer Dichter ist, hat sich gemalt in Adelchi.' „Ja, wirklich? Ich habe seit langem seine Seele und Gefühlsweise in den ‚Inni sacri' kennen lernen. Er ist ein naiver und braver Katholik."

Ich drückte ihm als Manzonis Freund meine Erkenntlichkeit aus, daß er die Güte gehabt hatte, ihn gegen die Kritik der Quarterly Review zu verteidigen. Er antwortete mir mit einem ehrlichen und eindringlichen Nachdruck: „Er ist der Mühe wert, er ist der Mühe wert! Adelchi ist ein größerer Stoff, aber der Graf von Carmagnola hat wirklich Tiefe. Und das lyrische Stück drin ist so schön, daß der böse englische Kritiker es gelobt und sogar übersetzt hat."

Ich unterrichtete ihn, daß Manzoni an einem Roman arbeite, worin er der Geschichte treuer bleibe als Walter Scott und seine historischen Grundsätze bis zur Schroffheit anwende. „Und was ist der Stoff?" ‚Das sechzehnte Jahrhundert in Mailand.' „Das sechzehnte Jahrhundert in Mailand! Manzoni ist Mailänder, er wird dies Jahrhundert wohl studiert haben. Wenn Sie Manzoni sehen, sagen Sie ihm, wie sehr ich ihn achte und liebe."

Goethe war so ermüdet, daß ich mit Rücksicht darauf die Unterhaltung nicht verlängern wollte. Ich erhob mich und fragte nach seinen Wünschen für Paris. Er sagte mir,

daß er mir für den Augenblick keinen Auftrag zu geben habe. „Aber glauben Sie," sagte er, indem er mich mit seinen ruhigen und durchdringenden Augen ansah, „daß ich sehr an Ihnen teilnehme; und wenn Sie in Paris sind, geben Sie mir von sich Nachrichten!" Darauf neigte er leicht sein edles Haupt, und ich ging.

271. Mit v. Müller 18. Juni 1825

Über den Hang der neuen Zeit zum Mystizismus, weil man dabei weniger gründlich zu lernen pflege. Sonst habe man viel sein müssen, um etwas zu scheinen. Die Faseleien von einem vor-noachidischen Zeitalter könnten doch nie zu etwas führen. Aber leider huldigten selbst diejenigen dem falschen Zeitgeiste, die weit höher stünden. Er behalte sich jedoch noch vor, diese zu geißeln.

272. Mit Varnhagen v. Ense 8. Juli 1825

Nachmittags und abends bei Goethe. Ich fand ihn seit den letzten Jahren bedeutend älter geworden, aber noch rüstig und munter genug. Er war ungemein liebenswürdig, voll heitern Anteils, ganz unbefangen und gütig; seine Blicke waren ernst aufmerksam und begleiteten lebhaft, was er sprach und was er vernahm. Er sprach von den Biographien Derfflingers und Leopolds: „Sie haben uns da ein Paar Helden ins Haus geschickt, die haben hier gewaltigen Tumult angerichtet;" und nun fügte er Bemerkungen über die verschiedenen Lebensbahnen und ihre verschiedenen Charaktere bei. Das eigentliche Losschlagen, schloß er, mache doch eigentlich den Feldherrn, wie den gemeinen Krieger; am Ende komme es immer darauf an, die mehr oder minder vorbereitete Entscheidung mit herzhafter

Persönlichkeit auf sich zu nehmen. Wir erinnerten ihn an seine bezeichnenden Worte über Napoleon; er zuckte die Achseln und sagte mit wirklicher Bescheidenheit: „Ja, das ist ein Versuch, den wir gewagt, ein bedenkliches Stück, wir müssen sehn, wie wir damit ankommen!“ Es war von Ségurs ‚Geschichte des Zuges nach Rußland‘ die Rede, und daß man ihm manche Unrichtigkeit vorwerfe: „Wie soll es bei der Geschichtschreiberei immer richtig sein,“ sagte Goethe, „die Welt selber ist es ja oft nicht.“ Auch bemerkte er, daß aus einer Menge von Zügen, die im einzelnen nicht immer genau richtig seien, doch ein im ganzen richtiges Bild entstehen könne. Wir sprachen von den Franzosen, von ihren großen Fortschritten in Sprach- und Geistesbildung, von ihrer Naivität, ihrer Kindlichkeit, die selbst aus ihrer ärgsten Verfeinerung wieder hervorwachse. „Die Franzosen lieben von jeher das Idyllische,“ sagte Goethe, erinnerte an ihre Vorliebe für Geßner, der bei ihnen mehr Eindruck gemacht als bei den Deutschen selbst. Von Viktor Cousin wurde gesprochen; die Franzosen können es in der Philosophie noch einmal sehr weit bringen, meinte Goethe, ihre eminente Gabe der Darstellung nach außen müsse auf diesem Gebiete, wenn sie es erst sich zu eigen gemacht, unberechenbare Wirkungen hervorbringen. Über den Wechsel des Geschmacks in Porzellansachen, in Gärten; den Engländern zuliebe macht man in Dresden wieder die alten Figuren, Harlekine usw., wozu sich, wunderbar, die Formen noch gewissenhaft aufbewahrt gefunden; wahrscheinlich komme man ebenso einmal auf die Merkure zurück. Parkanlagen, einst — besonders durch Hirschfelds allgemein verbreitetes Buch — in ganz Deutschland eifrigstes Bestreben, seien völlig aus der Mode; man höre und lese nirgends mehr, daß jemand noch einen krummen Weg anlege, eine Tränenweide pflanze; bald werde man die vorhandenen Prachtgärten wieder zu Kartoffel-

feldern umreißen. Seine Schwiegertochter erinnerte ihn, daß er ihr versprochen habe — „Ja das ist bei mir sehr leicht," sagte er mit hinreißender Liebenswürdigkeit einfallend, „da ich nicht Wort halte." — Als ob dies so eine andere Eigenschaft wäre, für die er nicht könne! — Von Achim von Arnim sagte er: „Er ist wie ein Faß, wo der Böttcher vergessen hat, die Reifen fest zu schlagen, da läuft's denn auf allen Seiten heraus."

273. Mit Ernst Ortlepp September 1825 (?)

Mir fällt dabei Goethe ein, der mir einmal das große Paradoxon hinwarf, daß ein Gedicht eigentlich gar nichts sei. Er sagte: „Was ist nun mein Gedicht von der Libelle? Oder vom Fischer und der Nixe? Oder das von dem Buhlen und dem Mädel, das sich schließt: Sie wendt' sich! Es ist nichts! — Mir fiel ein:

Bilde, Künstler, rede nicht;
Nur ein Hauch sei dein Gedicht!"

Goethe lächelte, als ich ihn an einige seiner plastischen Gedichte erinnerte und ihn fragte, ob denn die Gestalt auch nichts sei. Ich fragte ihn ferner, ob denn auch ein Kuß nichts sei, und setzte hinzu, wenn er Küsse für nichts achte, so müsse ich auch fortan alle seine Gedichte für nichts mehr achten. Er sagte darauf: „Jedes Gedicht ist gewissermaßen ein Kuß, den man der Welt gibt, aber aus bloßen Küssen werden keine Kinder!" Worauf er denn nach seiner gewohnten Art abbrach.

274. Mit v. Müller 6. Dezember 1825

Um 5 Uhr zu Goethe gerufen wegen Neuanfertigung auch seines Kopfes durch Brandt. Tadel, daß ich immer zuviel

Argumente für meine Sache brächte, nicht lediglich auf das eine, was gerade not sei, bemerke.

Die Geschäfte müssen eben abstrakt, nicht menschlich mit Neigung oder Abneigung, Leidenschaft, Gunst behandelt werden, dann setzt man mehr und schneller durch: Lakonisch, imperativ, prägnant. Auch keine Rekriminationen, keine Vorwürfe über Vergangenes, nun doch nicht zu Änderndes. Jeder Tag bestehe für sich, wie kann man leben, wenn man nicht jeden Abend sich und andern ein Absolutorium erteilt.

„Ihr dürft mir das nicht übelnehmen. Wenn ich einmal reden soll, muß ich meine Paradoxa frei aussprechen dürfen. Ihr werdet sie ohnehin nicht mehr lange von mir hören."

275. Mit Friedrich Förster 1825

„Da hat mir" — sagte Goethe — „ein junger Maler aus Berlin, dessen Name ihn schon zu Anstrengungen für eine bedeutende Zukunft auffordert — er unterzeichnet sich Lessing — eine Landschaft mit einer Staffage zugesandt, welche ein entschiedenes Talent verrät, für poetische Erfindung wie für Komposition und Ausführung, und dennoch befinde ich mich mit dem Künstler ebensowenig wie mit seinem Gemälde in Übereinstimmung. Weshalb verlassen wir unsere enge Studierzelle oder den lärmenden Gesellschaftssaal und eilen aus dem dumpfen Gewühle der Stadt vor das Tor hinaus ins Freie? Wir suchen Erholung, Erheiterung, wollen einen frischen Atemzug tun. Wohin führt uns nun aber Ihr Berliner Maler? In eine Winterlandschaft, und nicht etwa in eine jener heitern holländischen, wo wir Damen und Herren sich lustig auf spiegelglatter Eisfläche schlittschuhlaufend umhertummeln sehen — o! ich selbst war zu meiner Zeit ein tüchtiger Schlittschuhläufer — nein! hier führt uns der Maler in eine Winter-

landschaft, in welcher ihm Eis und Schnee noch nicht genug zu sein scheint; er überbietet, oder wir können sagen, er überwintert den Winter noch durch die widerwärtigsten Zugaben. Da sehen Sie: einen, in warmen Tagen uns mit einem kühlen Labetrunk versorgenden Brunnen, aus dessen Löwen- oder Drachenrachen das festgefrorene Wasser wie eine Zunge von Eis heraushängt, fest an den Boden angefroren. Dann weiter: dunkle Tannen, deren Zweige unter der Last des Schnees brechen; ich sehe sie lieber auf dem Weihnachtstische mit hellen Lichtern besteckt, von frohen Kindergesichtern umgeben. Und nun die Staffage: ein Zug von Mönchen, noch dazu Barfüßer, im Schnee, gibt einem abgeschiedenen Bruder, der im Sarge liegend auf schwarzbehangener Bahre nach der Gruft in einem verfallenen Kloster getragen wird, das Geleit. Das sind ja lauter Negationen des Lebens und ‚der freundlichen Gewohnheit des Daseins' — um mich meiner eigenen Worte zu bedienen. Zuerst also die erstorbene Natur, Winterlandschaft; den Winter statuiere ich nicht; dann Mönche, Flüchtlinge aus dem Leben, lebendig Begrabene; Mönche statuiere ich nicht; dann ein Kloster, zwar ein verfallenes, allein ein Kloster statuiere ich nicht; und nun zuletzt, nun vollends noch ein Toter, eine Leiche; den Tod aber statuiere ich nicht." — Als ich mir erlaubte an den berühmten Friedhof Ruysdaels in der Dresdner Galerie zu erinnern und bescheidentlich fragte: ob nicht auch die elegische Stimmung in der Landschaftsmalerei eine Berechtigung habe? entgegnete Goethe: „Zuverlässig! allein dann laßt die Marmortafeln der Gräber durch den Zauber der Mondbeleuchtung uns in eine wohltuend rührende Stimmung versetzen, und die grünbelaubten Bäume und Gras und Blumen vergessen machen, daß wir uns auf einem Totenacker befinden!"

Treu der Natur hingegeben, wie Goethe war, liebte er es auch, mit geheimnisvollen Einleitungen und Andeutungen über ihr Wirken und ihre Produkte zu sprechen. So führte er mich einst zu seiner Naturaliensammlung und sagte sodann, indem er mir ein Stück Granit in die Hand gab, das sich durch höchst seltsame Übergänge auszeichnete: „Da nehmen Sie den alten Stein zum Andenken von mir! Wenn ich je ein älteres Gesetz in der Natur auffinde, als das ist, welches sich in diesem Produkte darlegt, so will ich Ihnen auch ein Exemplar davon verehren und dieses hier zurücknehmen. Bis jetzt kenne ich keins; bezweifle auch sehr, daß mir je etwas Ähnliches, geschweige denn etwas Besseres von dieser Art zu Gesichte kommen wird. Betrachten Sie mir ja fleißig diese Übergänge, worauf am Ende alles in der Natur ankommt. Etwas, wie Sie sehen, ist da, was einander aufsucht, durchdringt und, wenn es eins ist, wieder einem Dritten die Entstehung gibt. Glauben Sie nur: hier ist ein Stück von der ältesten Urkunde des Menschengeschlechts. Den Zusammenhang aber müssen Sie selbst entdecken. Wer es nicht findet, dem hilft es auch nichts, wenn man es ihm sagt. Unsere Naturforscher lieben ein wenig das Ausführliche. Sie zählen uns den ganzen Bestand der Welt in lauter besondern Teilen zu und haben glücklich für jeden besondern Teil auch einen besondern Namen. Das ist Tonerde! Das ist Kieselerde! Das ist dies und das ist das! Was bin ich nun aber dadurch gebessert, wenn ich auch alle diese Benennungen innehabe? Mir fällt immer, wenn ich dergleichen höre, die alte Lesart aus ‚Faust‘ ein:

Encheiresin naturae nennt's die Chemie;
Bohrt sich selber Esel und weiß nicht wie!

Was helfen mir denn die Teile? was ihre Namen? Wissen will ich, was jeden einzelnen Teil im Universum so hoch

begeistigt, daß er den andern aufsucht, ihm entweder dient oder ihn beherrscht, je nachdem das allen ein- und aufgeborene Vernunftgesetz in einem höhern oder geringern Grade den zu dieser, jenen zu jener Rolle befähigt. Aber gerade in diesen Punkten herrscht überall das tiefste Stillschweigen."

277. Mit Falk Vor 1826

Der kleinste Gegenstand konnte ihm .... merkwürdig werden. Vollends organische Überbleibsel aus einer zum Teil untergegangenen Vorwelt. Wer sich bei ihm für immer empfehlen wollte, brauchte ihm nur eins dergleichen von seinen Reisen mitzubringen. Die Pratze eines Seebären oder Bibers, der Zahn eines Löwen, das seltsam geringelte Horn einer Gemse, eines Steinbocks, oder irgend einer andern, von dem jetzigen Zustande zum Teil oder ganz abweichenden Bildung konnte ihn Tage ja Wochen lang durch wiederholte Betrachtung glückselig machen. Es war nicht anders in dem Augenblicke, wo er eines solchen Schatzes teilhaftig wurde, als ob er einen Brief von einem Freunde aus einem ganz entfernten Weltteile erhalten hätte; er eilte sodann in der Freude seines Herzens, mit der größten Liebenswürdigkeit den Inhalt desselben, auf den er sich trefflich verstand, auch andern mitzuteilen. Zugleich stellte er den Grundsatz auf: daß die Natur gelegentlich und gleichsam wider Willen manches von ihren Geheimnissen ausplaudere. Gesagt sei alles irgend einmal, nur nicht auf der nämlichen Stelle, wo wir es vermuteten; wir müssen es eben hier und da aus allen Winkeln, wo sie es habe fallen lassen, zusammensuchen. Daher das Rätselhafte, Sibyllinische, Unzusammenhängende in unserer Naturbetrachtung! Sie sei ein Buch von dem ungeheuersten, seltsamsten Inhalte, wovon man aber annehmen könne, daß gar viele Blätter desselben

auf dem Jupiter, auf dem Uranus und andern Planeten zerstreut umherlägen. Zu einem Ganzen zu gelangen sei schwer, wo nicht völlig unmöglich. An dieser Aufgabe müßten eben darum alle Systeme scheitern.

278. Mit Falk Vor 1826

Wie Goethe . . . alles An- und Eingelernte nicht liebte, so behauptete er auch, alle Philosophie müsse geliebt und gelebt werden, wenn sie für das Leben Bedeutsamkeit gewinnen wolle. „Lebt man denn aber überhaupt noch in diesem Zeitalter?" fügte er hinzu; „der Stoiker, der Platoniker, der Epikureer, jeder muß auf seine Weise mit der Welt fertig werden; das ist ja eben die Aufgabe des Lebens, die keinem, zu welcher Schule er sich auch zähle, erlassen wird. Die Philosophen können uns ihrerseits nichts als Lebensformen darbieten. Wie diese nun für uns passen, ob wir, unserer Natur oder unsern Anlagen nach, ihnen den erforderlichen Gehalt zu geben imstande sind, das ist unsere Sache. Wir müssen uns prüfen und alles, was wir von außen in uns hereinnehmen, wie Nahrungsmittel, auf das sorgsamste untersuchen; sonst gehen entweder wir an der Philosophie oder die Philosophie geht an uns zugrunde. Die strenge Mäßigkeit, z. B. Kants, foderte eine Philosophie, die diesen seinen angebornen Neigungen gemäß war. Leset sein Leben, und ihr werdet bald finden, wie artig er seinem Stoizismus, der eigentlich mit den gesellschaftlichen Verhältnissen einen schneidenden Gegensatz bildete, die Schärfe nahm, ihn zurechtlegte und mit der Welt ins Gleichgewicht setzte. Jedes Individuum hat vermittelst seiner Neigungen ein Recht zu Grundsätzen, die es als Individuum nicht aufheben. Hier oder nirgend wird wohl der Ursprung aller Philosophie zu suchen sein. Zeno und die Stoiker waren

längst in Rom vorhanden, eh ihre Schriften dahin kamen. Dieselbe rauhe Denkart der Römer, die ihnen zu großen Helden- und Waffentaten den Weg bahnte und sie allen Schmerz, jede Aufopferung verachten lehrte, mußte auch Grundsätzen, die gleich verwandte Foderungen an die Natur des Menschen aufstellten, bei ihnen ein geneigtes und williges Gehör verschaffen. Es gelingt jedem Systeme, sogar dem Zynismus, sobald nur der rechte Held darin auftritt, mit der Welt fertig zu werden. Nur das Angelernte der menschlichen Natur scheitert meist am Widerspruche; das ihr Angeborene weiß sich überall Eingang zu verschaffen und besiegt sogar nicht selten mit dem glücklichsten Erfolge seinen Gegensatz. Es ist sonach kein Wunder, daß die zarte Natur von Wieland sich der aristippischen Philosophie zuneigt, sowie auf der andern Seite seine so entschiedene Abneigung gegen Diogenes und allen Zynismus aus der nämlichen Ursache sich sehr befriedigend erklären läßt. Ein Sinn, mit dem die Zierlichkeit aller Formen, wie bei Wieland, geboren ist, kann unmöglich an einer beständigen Verletzung derselben als System Wohlgefallen finden. Erst müssen wir im Einklang mit uns selbst sein, ehe wir Disharmonien, die von außen auf uns zudringen, wo nicht zu heben, doch wenigstens einigermaßen auszugleichen imstande sind.

Ich behaupte, daß sogar Eklektiker in der Philosophie geboren werden, und wo der Eklektizismus aus der innern Natur des Menschen hervorgeht, ist er ebenfalls gut, und ich werde ihm nie einen Vorwurf machen. Wie oft gibt es Menschen, die ihren angeborenen Neigungen nach halb Stoiker und halb Epikureer sind! Es wird mich daher auch keineswegs befremden, wenn diese die Grundsätze beider Systeme in sich aufnehmen, ja sie miteinander möglichst zu vereinigen suchen. Etwas anderes ist diejenige Geistlosigkeit, die, aus Mangel an aller eigenen innern Bestimmung, wie Dohlen alles

zu Neste trägt, was ihr von irgend einer Seite zufällig dargeboten wird, und sich eben dadurch als ein ursprünglich Totes außer aller Beziehung mit einem lebensvollen Ganzen setzt. Alle diese Philosophien taugen in der Welt nichts; denn weil sie aus keinen Resultaten hervorgehen, so führen sie auch zu keinem Resultate.

Von der Popularphilosophie bin ich ebensowenig ein Liebhaber. Es gibt ein Mysterium so gut in der Philosophie wie in der Religion. Damit soll man das Volk billig verschonen, am wenigsten aber dasselbe in Untersuchung solcher Stoffe gleichsam mit Gewalt hereinziehen. Epikur sagt irgendwo: ‚Das ist recht, eben weil sich das Volk daran ärgert.' Noch läßt sich das Ende von jenen unerfreulichen Geistesverirrungen schwerlich ab- und voraussehen, die seit der Reformation dadurch bei uns entstanden, daß man die Mysterien derselben dem Volke preisgab, und sie eben dadurch der Spitzfindigkeit aller einseitigen Verstandesurteile bloßstellte. Das Maß des gemeinen Menschenverstandes ist wahrlich nicht so groß, daß man ihm eine solche ungeheure Aufgabe zumuten könnte, es zum Schiedsrichter in solchen Dingen zu erwählen. Die Mysterien, besonders die Dogmen der christlichen Religion, eignen sich zu Gegenständen der tiefsten Philosophie, und nur eine positive Einkleidung ist es, die sie von diesen unterscheidet. Deshalb wird auch häufig genug, je nachdem man seinen Standpunkt nimmt, die Theologie eine verirrte Metaphysik, oder Metaphysik eine verirrte platonische Theologie genannt. Beide aber stehen zu hoch, als daß der Verstand in seiner gewöhnlichen Sphäre ihr Kleinod zu erlangen sich schmeicheln dürfte. Die Aufklärung desselben beschränkt sich zuvörderst auf einen sehr engen praktischen Wirkungskreis.

Das Volk aber begnügt sich meist damit, einigen recht lauten Vorsprechern das, was es von ihnen gehört hat, ebenso

laut wieder nachzusprechen. Dadurch werden dann freilich die seltsamsten Erscheinungen herbeigeführt, und die Anmaßungen nehmen kein Ende. Ein aufgeklärter, ziemlich roher Mensch verspottet oft in seiner Seichtigkeit einen Gegenstand, vor dem sich ein Jacobi, ein Kant, die man billig zu den ersten Zierden der Nation rechnet, mit Ehrfurcht verneigen würde. Die Resultate der Philosophie, der Politik und der Religion sollen billig dem Volke zugute kommen, das Volk selbst aber soll man weder zu Philosophen, noch zu Priestern, noch zu Politikern erheben wollen. Es taugt nichts! Gewiß, suchte man, was geliebt, gelebt und gelehrt werden soll, besser im Protestantismus auseinander zu halten, legte man sich über die Mysterien ein unverbrüchliches, ehrerbietiges Stillschweigen auf, ohne die Dogmen mit verdrießlicher Anmaßung, nach dieser oder jener Linie verkünstelt, irgend jemanden wider Willen aufzunötigen oder sie wohl gar durch unzeitigen Spott, oder vorwitziges Ableugnen bei der Menge zu entehren und in Gefahr zu bringen, so wollte ich selbst der erste sein, der die Kirche meiner Religionsverwandten mit ehrlichem Herzen besuchte und sich dem allgemeinen praktischen Bekenntnis eines Glaubens, der sich unmittelbar an das Tätige knüpfte, mit vergnüglicher Erbauung unterordnete."

278a. Mit Falk — Vor 1826

... „Die Natur liebt ... es nicht, daß man ihr gleichsam unaufgefordert so tief in die Karten blickt, und wenn auch deshalb von Zeit zu Zeit einer kommt, der ihr eins und das andere von ihren Geheimnissen ablauscht, so sind auch wieder schon zehn andere da, die es geschäftig zudecken."

278b. Mit Falk Vor 1826

„Religion und Politik sind ein trübes Element für die Kunst; ich habe sie mir immer, soweit als möglich, vom Leibe gehalten.“

278c. Mit Falk Vor 1826

„In der Reihe so mannigfaltiger Produkte, wodurch die schaffenden Kräfte der Natur sichtbar würden, sei der Mensch gleichsam das erste Gespräch, das die Natur mit Gott halte.“

279. Mit v. Müller 1. Mai 1826

Ich fragte, ob er Seidels literarisches Geschenk Charinomos gelesen habe. „Keineswegs, nichts ist mir hohler und fataler wie ästhetische Theorien. Ich bin zu alt, um noch neue Theorien in meinen Kopf zu bringen. Ein Lied, eine Erzählung, irgend etwas Produziertes, das lese ich wohl und gerne, wenn es gut ist; das beseelt um mich herum. Auch Urteile sind etwas Geschaffenes, Tätiges, und vor allem lobe ich mir meine Globisten; aber was ein anderer denkt, wie kann mich das kümmern? Ich kann doch nicht wie er denken, weil ich Ich und nicht Er bin. Wie können sich nur die Leute einbilden, daß mich ihr Denken interessieren könnte, z. B. Cousin?“

280. Mit v. Müller und Boisserée 17. Mai 1826

Traf . . Sulpiz Boisserée bei Goethe, dessen Besuch ihn sehr erfreute. Ottilie konnte sich noch nicht sehen lassen, und Goethe hatte sich bis jetzt selbst noch immer gescheut, ihr ent-

stelltes Antlitz zu sehen. „Denn,“ sagte er, „ich werde solche häßliche Eindrücke nicht wieder los, sie verderben mir für immer die Erinnerung. Ich bin hinsichtlich meines sinnlichen Auffassungsvermögens so seltsam geartet, daß ich alle Umrisse und Formen aufs schärfste und bestimmteste in der Erinnerung behalte, dabei aber durch Mißgestaltungen und Mängel mich aufs lebhafteste affiziert finde. Der schönste, kostbarste Kupferstich, wenn er einen Flecken oder Bruch bekommt, ist mir sofort unleidlich. Wie könnte ich mich aber über diese oft freilich peinliche Eigentümlichkeit ärgern, da sie mit anderen erfreulichen Eigenschaften meiner Natur innigst zusammenhängt? Denn ohne jenes scharfe Auffassungs- und Eindrucksvermögen könnte ich ja auch nicht meine Gestalten so lebendig und scharf individualisiert hervorbringen. Diese Leichtigkeit und Präzision der Auffassung hat mich früher lange Jahre hindurch zu dem Wahne verführt, ich hätte Beruf und Talent zum Zeichnen und Malen. Erst spät gewahrte ich, daß es mir an dem Vermögen fehlte, in gleichem Grade die empfangenen Eindrücke nach außen wiederzugeben.“ Ich entgegnete, daß ihn wohl auch das Schwierige und Zeitraubende der mechanischen und technischen Erfordernisse abgeschreckt haben könne; allein dies leugnete er, indem er behauptete: wozu wahres Talent vorhanden, da bahne es sich auch zu entsprechender Entfaltung seinen Weg und finde trotz aller Hindernisse die rechten Mittel dazu.

. . .

281. Mit Sulpiz Boisserée 19. Mai 1826

Vor Tisch zeigte mir der Alte seine Porträtssammlung von Schmeller; ich mußte mich setzen, er hielt mir stehend jedes Blatt vor. Wir aßen zu Mittag in dem kleinen, an

den Saal anstoßenden Zimmer. Lebhaftes Gespräch über die Symboliker. Der alte Herr ist im Zorn gegen Schorn. „Ich bin ein Plastiker,“ sagte er, auf die Büste der Juno Lodovisi im Saal zeigend, „habe gesucht, mir die Welt und die Natur klar zu machen, und nun kommen die Kerls, machen einen Dunst, zeigen mir die Dinge bald in der Ferne, bald in einer erdrückenden Nähe wie ombres chinoises; das hole der Teufel!“ Ich äußere meine Meinung, daß ich auch keineswegs mit der Ansicht und Manier von Creuzer und Görres zufrieden sei, und daß ich mit dem erstern darüber oft gesprochen, aber ich könne auch der trockenen, breiten, hölzernen Ansicht von Voß nicht beistimmen, und durchaus könne ich nicht leiden, daß man wegen Verschiedenheit der Meinungen die Personen verketzere und verleumde, wie Voß es getan. Ich will Freiheit der Meinung. Dann ging Goethe so weit, zu behaupten, Personen lassen sich nicht von der Sache trennen.

282. Mit v. Müller 18. Juni 1826

„Die Mathematik,“ sagte er, als ich von Pestalozzis Selbstgeständnissen erzählte, „die Mathematik steht ganz falsch im Rufe, untrügliche Schlüsse zu liefern. Ihre ganze Sicherheit ist weiter nichts als Identität. Zweimal zwei ist nicht vier, sondern es ist eben zweimal zwei, und das nennen wir abkürzend vier. Vier ist aber durchaus nichts Neues. Und so geht es immer fort bei ihren Folgerungen, nur daß man in den höheren Formeln die Identität aus den Augen verliert. Die Pythagoräer, die Platoniker meinten wunder was in den Zahlen alles stecke, die Religion selbst; aber Gott muß ganz anderswo gesucht werden.“

Als ich ihm ein scharfes Witzwort eines unsrer Freunde

[Riemers] mitteilte, wurde er ganz aufgebracht und zornig: „Durch solche böswillige und indiskrete Dichteleien macht man sich nur Feinde und verbittert Laune und Existenz sich selbst. Ich wollte mich doch lieber aufhängen, als ewig negieren, ewig in der Opposition sein, ewig schußbereit auf die Mängel und Gebrechen meiner Mitlebenden, Nächstlebenden lauern. Ihr seid noch gewaltig jung und leichtsinnig, wenn ihr so etwas billigen könnt. Das ist ein alter Sauerteig, der den Charakter infiziert hat und aus der Revolutionszeit stammt." In solcher Heftigkeit war Goethe immer beredter, immer geistreicher, immer aufrichtiger und dabei wohlmeinender in der Richtung seiner Aussprüche, so daß es mir ganz lieb war, durch jene Mitteilung seine Explosion provoziert zu haben.

283. Mit v. Müller — 24. Juni 1826

Als ‚Einsam bin ich, nicht alleine' aus ‚Preziosa' von Weber gespielt wurde, war Goethe höchst unzufrieden: „Solche weichliche, sentimentale Melodien deprimieren mich; ich bedarf kräftiger, frischer Töne, mich zusammenzuraffen, zu sammeln. Napoleon, der ein Tyrann war, soll sanfte Musik geliebt haben; ich, vermutlich weil ich kein Tyrann bin, liebe die rauschenden, lebhaften, heiteren. Der Mensch sehnt sich ewig nach dem, was er nicht ist." Als ich die Galoppka einen Totentanz für die Damen genannt hatte, hielt er mir halb ernst, halb scherzhaft einen langen Strafsermon. . . . Als ich von der Behauptung des Journals ‚Des Débats' sprach, daß eine Melodie aus dem ‚Freischütz' Motive aus Rousseaus Musik enthalte, schalt er lebhaft alles solches Nachgrübeln von Parallelstellen. Es sei ja alles, was gedichtet, argumentiert, gesprochen werde, allerdings schon dagewesen, aber wie könne denn eine Lektüre,

eine Konversation, ein Zusammenleben bestehen, wenn man immer opponieren wolle: „Das habe ich ja schon im Aristoteles, Homer u. dgl. gelesen."

284. Mit Fürst Pückler-Muskau 14. September 1826

Er verbeugte sich höflich und befrug mich nun über einige Dinge, die meinen früheren Aufenthalt in Weimar betrafen, sagte mir dann auch viel Gütiges über Muskau und mein dortiges Streben, mild äußernd, wie verdienstlich er es überall finde, den Schönheitssinn zu erwecken, es sei auf welche Art es wolle, wie aus dem Schönen dann immer auch das Gute und alles Edle sich mannigfach von selbst entwickelte, und gab mir zuletzt sogar auf meine Bitte, uns dort einmal zu besuchen, einige aufmunternde Hoffnung. Du [Lucie Fürstin Pückler] kannst Dir vorstellen, Liebste, mit welchem Empressement ich dies aufgriff, wenn es gleich nur eine façon de parler sein mochte. Im fernern Verlauf des Gesprächs kamen wir auf Sir Walter Scott. Goethe war eben nicht sehr enthusiastisch für den großen Unbekannten eingenommen. Er zweifle gar nicht, sagte er, daß er seine Romane schreibe, wie die alten Maler mit ihren Schülern gemeinschaftlich gemalt hätten, nämlich, er gäbe Plan und Hauptgedanken, das Skelett der Szenen an, lasse aber die Schüler dann ausführen und retuschiere nur zuletzt. Es schien fast, als wäre er der Meinung, daß es gar nicht der Mühe wert sei, für einen Mann von Walter Scotts Eminenz seine Zeit zu soviel fastidiösen Details herzugeben. „Hätte ich" — setzte er hinzu — „mich zu bloßem Gewinnsuchen verstehen mögen, ich hätte früher mit Lenz und andern, ja ich wollte noch jetzt Dinge anonym in die Welt schicken, über welche die Leute nicht wenig erstaunen und sich den Kopf über den Autor zer-

brechen sollten; aber am Ende würden es doch nur Fabrikarbeiten bleiben."

Ich äußerte später, daß es wohltuend für die Deutschen sei, zu sehen, wie jetzt unsere Literatur die fremden Nationen gleichsam erobere, und hierbei — fuhr ich fort — wird unser Napoleon kein Waterloo erleben. „Gewiß!" erwiderte er, mein etwas fades Kompliment überhörend, „ganz abgesehen von unsern eigenen Produktionen, stehen wir schon durch das Aufnehmen und völlige Aneignen des Fremden auf einer sehr hohen Stufe der Bildung. Die andern Nationen werden bald schon deshalb deutsch lernen, weil sie inne werden müssen, daß sie sich damit das Lernen fast aller andern Sprachen gewissermaßen ersparen können. Denn von welcher besitzen wir nicht die gediegensten Werke in vortrefflichen deutschen Übersetzungen? Die alten Klassiker, die Meisterwerke des neueren Europas, indische und morgenländische Literatur — hat sie nicht alle der Reichtum und die Vielseitigkeit der deutschen Sprache, wie der treue deutsche Fleiß und tief in sie eindringende Genius besser wiedergegeben, als es in andern Sprachen der Fall ist? Frankreich" — fuhr er fort — „hat gar viel seines einstigen Übergewichts in der Literatur dem Umstande zu verdanken gehabt, daß es am frühesten aus dem Griechischen und Lateinischen leidliche Übersetzungen lieferte; aber wie vollständig hat Deutschland es seitdem übertroffen!" — — —

Von Lord Byron redete er nachher mit vieler Liebe, fast wie ein Vater von seinem Sohne, was meinem hohen Enthusiasmus für diesen großen Dichter sehr wohl tat. Er widersprach unter andern auch der albernen Behauptung, daß ‚Manfred' eine Nachbetung seines ‚Faust' sei; doch sei es ihm allerdings als etwas Interessantes aufgefallen, daß Byron unbewußt sich derselben Maske des Mephistopheles wie er be-

dient habe, obgleich freilich Byron sie ganz anders spielen lasse. Er bedauerte es sehr, den Lord nie persönlich kennen gelernt zu haben, und er tadelte streng und gewiß mit dem höchsten Rechte die englische Nation, daß sie ihren großen Landsmann so kleinlich beurteile und im allgemeinen so wenig verstanden habe. Doch hierüber hat sich Goethe so genügend und schön öffentlich ausgesprochen, daß ich nichts weiter hinzuzufügen brauche.

Ich erwähnte zuletzt der Aufführung des ‚Faust' auf einem Privattheater zu Berlin mit Musik vom Fürsten Radziwill und lobte den ergreifenden Effekt einiger Teile dieser Darstellung. „Nun!" sagte Goethe gravitätisch, „es ist ein eigenes Unternehmen, aber alle Ansichten und Versuche sind zu ehren."

285. Mit v. Müller 16. Juli 1827

Erst diesen Abend fand ich die rechte Stunde, Goethen nach einem langen Zweigespräch über ‚Helena' Ihre [der Freifrau v. Beaulieu] inhaltsreichen, geistvollen Worte zu zeigen. Er war ungemein davon erbaut, überrascht, ergriffen. „Kurios! Diese Analyse fängt genial genug von hinten an, überspringt keck und frei den ganzen ersten Teil, trifft geradezu den wichtigsten Punkt uud schafft sich im Analysieren und Reproduzieren alsobald ein neues, höchst dichterisches und erhabenes Wesen. Kurios, kurios! aber sehr geistreich, sehr liebenswürdig. Besonders ist das ‚Greifen des Feuers als Spielzeug' und die Andeutung, ‚das Gewand bleibt in den Händen der Kraft,' höchst originell und zart ausgesprochen. — Nun, ein solcher Leser entschädigt für tausend alberne Dunse und Plattköpfe. Aber sie ist auch aus unserer guten Zeit, hat unsere ganze Bildungsperiode mit durchgemacht, und da müßte es schlimm

sein, wenn Kraft und Schönheit in einem solchen Individuum vereint nicht ein besseres und höheres Urteil als alle Immermanne, Tiecke und Raupachs unserer neuen Zeit haben wollte. Ja, wenn diese Frau sich nicht so sehr der Welt verschlossen hätte — da hättet Ihr erst sehen sollen, zu welchem Gipfel weibliche Kraft anzusteigen vermag."

286. Mit v. Müller 16. Juli 1827

Der letzte Chor der ‚Helena' sei bloß darum weit ausgeführter als die übrigen, weil ja jede Symphonie mit einem Verein aller Instrumente brillant zu endigen strebe. Bei aller Muße und Abtrennung von der Welt getraue er sich jetzt noch, den ‚Faust' in drei Monaten zu beenden. Immermanns Rezension der [fraglichen?] Kleistschen Schriften ward sehr getadelt. „Die Herren schaffen und künsteln sich neue Theorien, um ihre Mittelmäßigkeit für bedeutend ausgeben zu können. Wir wollen sie gewähren lassen, unseren Weg still fortgehn und nach einigen Jahrhunderten noch von uns reden lassen. Ich mag nichts Näheres von der Hegelschen Philosophie wissen, wiewohl Hegel selbst mir ziemlich zusagt. Soviel Philosophie, als ich bis zu meinem seligen Ende brauche, habe ich noch allenfalls im Vorrat, eigentlich brauchte ich gar keine. Cousin hat mir nichts Widerstrebendes, aber er begreift nicht, daß es wohl eklektische Philosophen, aber keine eklektische Philosophie geben kann. Die Sache ist so gewaltig schwer, sonst hätten die guten Menschen sich nicht seit Jahrtausenden so damit abgequält. Und sie werden es nie ganz treffen. Gott hat das nicht gewollt, sonst mußte er sie anders machen. Jeder muß selbst zusehen, wie er sich durchhilft." Viel ward über die Methode des Zeitgebrauchs gesprochen: „Sonst hatte ich einen gewissen Zyklus von fünf oder sieben Tagen,

worin ich die Beschäftigungen verteilte; da konnte ich unglaublich viel leisten. Klopstock war klein, beleibt, zierlich, sehr diplomatischen Anstandes, noblen Sitten, ans Pedantische etwas streifend, aber geistreicheren Blickes als alle seine Bilder."

287. Mit v. Müller 9. August 1827

Über Duelle: „Was kommt auf ein Menschenleben an? Eine einzige Schlacht rafft Tausende weg. Es ist wichtiger, daß das Prinzip des Ehrenpunkts, eine gewisse Garantie gegen rohe Tätlichkeiten lebendig erhalten werde: Die Gesetze verjähren ja alle in mehr oder weniger Jahren, das ist bekannt. Die Gesetze proskribieren ja alle in mehr oder weniger Jahren, das ist bekannt. Der praktische Jurist muß sich über die einzelnen Fälle geschickt und mit Wohlwollen hinaus zu helfen suchen."

288. Mit v. Müller 12. August 1827

Viel über Farbenlehre und Naturstudium. Lehren, überliefern lasse sich jene gar nicht, man müsse sie selbst machen, durch unmittelbares Anschauen und Reflektieren. Es gelte ein Tun, kein Theoretisieren. Er sprach viel über Cannings Tod: Man hefte sich klügelnd bei solchen großen, folgereichen Vorfällen an die Einzelheiten vermeintlicher Ursachen. Darin liegt es nicht, es mußte so kommen, wenn auch das einzelne anders geschehen wäre. Dieser Glaube an eine spezielle Vorsehung trat auch schon einst in seinem ‚Parkgarten' klar hervor, als er mir des Hofrats Vogel ärztliche Hilfe zu suchen anriet: „Unser Leben kann sicherlich durch die Ärzte um keinen Tag verlängert werden, wir leben solange es Gott bestimmt hat; aber es ist

ein großer Unterschied, ob wir jämmerlich wie arme Hunde leben oder wohl und frisch, und darauf vermag ein kluger Arzt viel."

289. Mit v. Müller 23. August 1827

Ich traf ihn mit seinem Sohne und Töpfern bei Tische, Tagebücher der Jenaischen Bibliotheksmänner wurden vorgezeigt und deren ausnehmender Nutzen, wie überhaupt der Tagebücher und Agenda, gepriesen: „Wir schätzen ohnehin die Gegenwart zuwenig," sagte er, „tun die meisten Dinge nur fronweise ab, um ihrer los zu werden. Eine tägliche Übersicht des Geleisteten und Erlebten macht erst, daß man seines Tuns gewahr und froh werde, sie führt zur Gewissenhaftigkeit. Was ist die Tugend anderes als das wahrhaft Passende in jedem Zustande? Fehler und Irrtümer treten bei solcher täglichen Buchführung von selbst hervor, die Beleuchtung des Vergangenen wuchert für die Zukunft. Wir lernen den Moment würdigen, wenn wir ihn alsobald zu einem historischen machen." Das Gespräch kam auf die Sängerin Sonntag und nahm die heiterste und humoristischste Wendung. Er sprach von seinem Gedicht auf sie, das ihr noch verborgen, nur durch ein zweites könne es produzibel werden. Sie besitze ein wahrhaft charakteristisches Profil, eigensinnige Selbständigkeit und grandiose Festhaltung an Ideen ausdrückend, fast proserpinenartig; aber nur einmal, bei einer raschen Wendung des Gesichts, als sie etwas widersprechen zu müssen glaubte, sei dieses Profil hervorgetreten. „Und gerade deshalb achte und liebe ich sie," versicherte er, „nicht der sentimentalen oder graziös-naiven Mienen wegen, die sie sich antrilliert. . . . Ich wirke nun fünfzig Jahre in meinen öffentlichen Geschäften nach meiner Weise, als Mensch, nicht kanzleimäßig, nicht so direkt und folglich etwas

minder platt. Ich suche jeden Untergebenen frei im gemessenen Kreise sich bewegen zu lassen, damit er auch fühle, daß er ein Mensch sei. Es kommt alles auf den Geist an, den man einem öffentlichen Wesen einhaucht und auf Folge." — —

„Die Sachsen, vornehmlich die Ostfriesen, hatten von jeher mehr Kultur als die südlicheren Deutschen. Was ist Kultur anderes, als ein höherer Begriff von politischen und militärischen Verhältnissen? Auf die Kunst, sich in der Welt zu betragen und nach Erfordern dreinzuschlagen, kommt es bei den Nationen an. Nichts ist mir fataler," äußerte er auch, „als wenn die Leute sagen: ‚Sie sehen wohl aus oder besser, wie das vorige Mal.' Welch alberne Anmaßung, abnehmen zu wollen, wie es einem zu Mute ist." . . .

290. Mit Eduard Gans 28. August 1827

Ich wurde ohne die geringste Schwierigkeit angenommen, und da alle Gratulanten sich bereits entfernt hatten, so wurde mir das Glück zuteil, mich mit Goethe ungefähr eine halbe Stunde lang in einem kleinen Kabinette unterhalten zu dürfen. Das Gespräch betraf die Berliner Universität, die Neigung für philosophische Studien auf derselben, die Wirksamkeit, welche Hegel fortwährend daselbst ausübe, und endlich die ‚Jahrbücher [für wissenschaftliche Kritik]', welche Goethe zu interessieren schienen. Er meinte, wenn die Philosophie es sich zur Pflicht mache, auch auf die Sachen und Gegenstände, welche sie behandele, Rücksicht zu nehmen, so dürfte sie um so wirksamer werden, je mehr sie freilich auch mit den Empirikern zu tun bekomme; nur werde immer die Frage entstehen, ob es zugleich möglich sei, ein großer Forscher und Beobachter und auch ein bedeutender Verallgemeinerer und Zusammenfasser zu sein. Es zeige sich namentlich jetzt an

Cuvier und Geoffroy de St. Hilaire, daß diese Eigenschaften in der Regel ganz verschiedenen Menschen zuteil würden. Er traue Hegel zwar sehr viele Kenntnisse in der Natur wie in der Geschichte zu: ob aber seine philosophischen Gedanken sich nicht immer nach den neuen Entdeckungen, die man doch stets machen würde, modifizieren müßten, und dadurch selber ihr Kategorisches verlören, könne er zu fragen doch nicht unterlassen. Ich erwiderte, daß eine Philosophie ja gar nicht darauf Anspruch mache, für alle Zeiten eine Gedankenpresse zu sein, daß sie nur ihre Zeit vorstellen, und daß mit den neuen Schritten, welche die Geschichte und die mit ihr gehenden Entdeckungen machen würden, sie auch bereit sei, ihr Typisches in flüssige Entwicklung zu verwandeln. Diese Bescheidenheit des philosophischen Bewußtseins schien Goethe zu gefallen, und er kam nunmehr auf die ‚Jahrbücher'. Ihm mißfiel eine gewisse Schwerfälligkeit und Weitläufigkeit, welche in den einzelnen Abhandlungen läge; er tadelte meine Rezension über Savignys ‚Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter' aus dem Gesichtspunkte, daß ich den Autor nötigen wollte, etwas anderes zu tun, als er im Sinne habe, aber mit dem Brechen der Anonymität war er ganz einverstanden und hoffte, indem er mich entließ, die ‚Jahrbücher' würden realisieren, was die ‚Jenaer Literaturzeitung' einmal versprochen habe. „Was mich betrifft," sagte er, „so will ich sehr gern den Anteil nehmen, den meine Beschäftigungen mir gestatten."

291. Mit Gustav Parthey 28. August 1827

Ich hatte versprochen, den Kanzler v. Müller gegen 2 Uhr von Goethes Hause zu dem großen Festmahle abzuholen. Da ich aber etwas zu früh kam, so fand ich Goethen allein.

Er knüpfte gleich ein Gespräch an, nicht über meine Reisen, sondern erkundigte sich nach der Stellung, die Hegel in Berlin einnähme. Ich .... erwiderte in möglichster Kürze, daß Hegel persönlich der höchsten Achtung genieße, daß die Schwerfälligkeit seines Vortrags anfangs viele abgeschreckt, daß man sich aber bald überzeugt habe, die Verworrenheit sei nur an der Oberfläche, und unter der herben Schale liege der süße Kern eines ganz fertigen, in seiner Konsequenz staunenswerten philosophischen Gebäudes. Er erging sich nun im allgemeinen über die Philosophie und sagte: „Kant ist der erste gewesen, der ein ordentliches Fundament gelegt. Auf diesem Grunde hat man denn in verschiedenen Richtungen weiter gebaut: Schelling hat das Objekt, die unendliche Breite der Natur, vorangestellt; Fichte faßte vorzugsweise das Subjekt auf: daher stammt sein Ich und Nicht-Ich, womit man in spekulativer Hinsicht nicht viel anfangen kann. Seine Subjektivität kömmt aber auf einer andern Seite herrlich zum Vorschein, nämlich in seinem Patriotismus. Wie groß sind die Reden an die deutsche Nation! Da war es an der Stelle, das Subjekt hervorzuheben. Wo Objekt und Subjekt sich berühren, da ist Leben; wenn Hegel mit seiner Identitätsphilosophie sich mitten zwischen Objekt und Subjekt hineinstellt und diesen Platz behauptet, so wollen wir ihn loben."

292. Mit v. Müller u. a. 30. August 1827

Ich hatte mich selbst heute bei Goethe zu Mittag eingeladen und fand noch Parthey von Berlin, den Enkel Nicolais. Parthey erzählte uns seine Audienz beim Pascha von Ägypten, dem er ein besseres Zeugnis gab, als andere Berichterstatter. Goethe war damit sehr einverstanden, da er den Pascha immer

aus freierem Gesichtspunkte betrachtet hatte. . . . Ich referierte darauf, wie Seine Majestät der König von Bayern mich gestern abend vor dem Theater zu einem Besuche im Schillerschen Hause mitgenommen habe, wie er über die engen Räume, die Schiller bewohnt, gewehklagt und geäußert habe: ‚Hätte ich nur damals schon freie Hand gehabt, ich hätte ihm Villa di Malta in Rom eingeräumt und dort, dem Kapitol gegenüber, hätte er die Geschichte des Untergangs von Rom schreiben sollen.‘ Allein Goethe meinte, Italien würde Schillern nicht zugesagt, ihn eher erdrückt als gehoben haben. Seine Individualität sei durchaus nicht nach außen, nicht realistisch gewesen. Habe er doch nicht einmal die Schweiz besucht. Goethe kam sodann auf die vielerlei Fragen und Singularitäten, die der König ihm vorgelegt, zu sprechen. Auf manche derselben habe er ausweichend, zweideutig antworten zu müssen geglaubt und geradezu erklärt, er mache es wie in der Normandie, wo, wenn man den Geistlichen frage, ob er in die Kirche gehe, immer erwidert werde: ‚C'en est le chemin.‘

Auch darüber, warum man Goethen den letzten Heiden genannt, habe der König gesprochen, worauf Goethe geäußert: Man müsse sich doch den Rücken freihalten, und so lehne er sich an die Griechen. Übrigens sei es ihm unschätzbar, den König gesehen zu haben, denn nun erst könne er sich dies merkwürdige, viel bewegliche Individuum auf dem Throne allmählich erklären und konstruieren. In derselben Zeit zu leben und diese Individualität, die mit aller Energie seines Willens so mächtig auf die Zeitgestaltung einwirke, nicht durchschaut zu haben, würde unersetzlicher Verlust gewesen sein.

Über des Königs Abschiedsworte an die junge Madame Ridel: ‚Gesunde Kinder, leichte Wochen‘ wurde viel gestritten. Über Ottiliens Schwangerschaft wurde viel gestritten, da ich

sie in Schutz nahm. Goethe meinte, das sei ein Majestätsrecht, von natürlichen Dingen natürlich zu sprechen. Ulrike bemerkte fein, aber daß der König sich dieses Rechts bediene, sei ärgerlich und beleidige die Frauen. Im ganzen war die Unterhaltung höchst belebt, witzig, anmutig, auch saßen wir über drei Stunden. Ich regte Goethen sehr auf, über Napoleon seine Ideen niederzuschreiben. Goethes junior Herbeibringen seiner Napoleonischen Abbildungen gab dazu Anlaß. Es machte sichtbar Eindruck auf Goethen; er versprach es halb und halb. Der Sohn erzählte, daß der Vater dem Kaiser habe versprechen müssen, einen besseren Tod Cäsars zu schreiben. Dagegen warf mir Goethe vor, daß ich die so wohl gelungene Niederschreibung meiner Erinnerungen nicht fortgesetzt. Ich gelobte, sie zu vollenden. Nach Tische wurde Goethe immer aufgeregter und herzlicher; es sei nichts Kleines, sagte er, einen so großen Eindruck, wie die Erscheinung des Königs, zu verarbeiten, ihn innerlich auszugleichen. Es koste Mühe, dabei aufrecht zu bleiben und nicht zu schwindeln. Und es komme ja doch darauf an, sich diese Erscheinung innerlich anzubilden, das Bedeutende davon klar und rein sich zu entwickeln. Auch sinne er noch auf etwas, wie er dem König sich dankbar erweisen möge. Das sei aber sehr schwer, ja direkt ganz untunlich. Ich möge dazu helfen, erfinden, kombinieren. Darauf schlug ich eine neue römische Elegie vor. Er lobte den Gedanken, meinte aber, er werde ihn nicht auszuführen vermögen, habe er doch auch beim Abschied der Prinzeß Marie nichts hervorbringen können, wie immer, wenn sein Gefühl zu mächtig aufgeregt sei. „Aus dem Norden," setzte er hinzu, „habe ich kürzlich die schönsten und zartesten Äußerungen über meine ‚Trilogie' und über ‚Helena' vernommen. Jene hat man mit der Perlenschrift der Tränen geschrieben genannt." Wir sprachen dann über des Großherzogs Äußerungen über

‚Helena': „Wie schade," äußerte Goethe, „daß dieser großsinnige Fürst auf der Stufe französischer materieller Bildung in Rücksicht auf Poesie stehen geblieben ist."

293. Mit Wilhelm Zahn 8. September 1827

Goethe versank in stille Andacht [vor Zahns Zeichnungen nach pompejanischen Wandgemälden] und brach dann in die Worte aus: „Ja, die Alten sind auf jedem Gebiete der heiligen Kunst unerreichbar! Sehen Sie, meine Herren, ich glaube auch etwas geleistet zu haben, aber gegen einen der großen attischen Dichter, wie Äschylos und Sophokles, bin ich doch gar nichts."

294. Mit Riemer 1827

„Der Geist des Wirklichen ist das wahre Ideelle."

295. Mit v. Müller 6. März 1828

Ich traf gegen 4 Uhr Hofrat Meyer bei Goethe an. Letzterer war sehr munter, ja aufgeregt; wie ein Gewitter bei heiterem Himmel suchte er sich seiner Kraftfülle durch geistige Blitze und Donnerschläge zu entledigen. Knebeln über Meteorologie konsultieren, äußerte Goethe, heiße den Barometer über den Barometer befragen. Voltaire habe gesagt, die Erde sei eine alte Kokette, die sich jung zu machen strebe. Die Atmosphäre sei auch eine Kokette, die eine Zeitlang geregelten Gang affektiere, aber bald sich dem ersten besten Wind preisgebe. Daß man über Wellingtons Omnipotenz als Premierminister jetzt schelte, sei absurd, man sollte froh sein, daß er endlich seinen rechten Platz eingenommen; wer Indien und Napoleon besiegt habe, möge wohl mit Recht über eine lumpige Insel

herrschen. Wer die höchste Gewalt besitze, habe recht; ehrfurchtsvoll müsse man sich vor ihm beugen. Ich bin nicht so alt geworden, um mich um die Weltgeschichte zu bekümmern, die das Absurdeste ist, was es gibt; ob dieser oder jener stirbt, dieses oder jenes Volk untergeht, ist mir einerlei; ich wäre ein Tor, mich darum zu bekümmern. Wenn Alexander Humboldt und die andern Plutonisten mir's zu toll machen, werde ich sie schändlich blamieren, schon zimmere ich Xenien genug im stillen gegen sie; die Nachwelt soll wissen, daß doch wenigstens ein gescheiter Mann in unserem Zeitalter gelebt hat, der jene Absurditäten durchschaute. Ich finde immer mehr, daß man es mit der Minorität, die stets die gescheitere ist, halten muß." Als Meyer fragte, was es denn eigentlich heißen wolle, Plutonist oder Neptunist, sagte Goethe: „O danket Gott, daß Ihr nichts davon wißt, ich kann es auch nicht sagen, man könnte schon wahnsinnig werden, es nur auseinanderzusetzen. Ohnehin bedeutet solch ein Parteiname späterhin nichts mehr, löst sich in Rauch auf; die Leute wissen schon jetzt nicht mehr, was sie damit bezeichnen wollen. Ihr müßt verzeihen, wenn ich grob bin, ich schreibe jetzt eben in den ‚Wanderjahren' an der Rolle des Jarno, da spiele ich eine Weile auch im Leben den Grobian fort.

Was soll es nur hier in Weimar mit dem Wit-Dörring werden? Man wird es schon bereuen, den Lumpenkerl hier zu haben, in seinen Memoiren ist kein Funken Geist. Er ist zum steten Gefängnis von der Natur bestimmt, darin spielt er seine Streiche. Wär' ich Fürst, ich ließ ihn gleich wieder verhaften, damit er in sein Element zurückkäme. Gesehen und gesprochen hab' ich ihn wohl einmal, warum nicht? als Phänomen, aber ich wäre ein Lump, wenn ich ihn zum zweiten Male sähe. Der Großherzog ergötzt sich an seinem Hiersein, um einmal wieder sich an einer Gefahr zu laben, um einmal

wieder einen zahmen Wolf zu haben, der unter seinen Hunden und Schafen herum renommiere. Der Kerl hat meine Abschiedsformel an ihn: Sie haben selbst drucken lassen, daß Sie verführerisch seien, und daß man sich nicht zuviel mit Ihnen einlassen müsse, günstig für sich gedeutet; das macht mir Spaß. Nun er erregt doch; darauf kommt alles an, sei es durch Haß oder Liebe. Man muß nur immer sorgen, erregt zu werden, um gegen die Depression anzukämpfen. Das ist auch bei jetziger deprimierender Witterung der beste medizinische Rat. Wer mit mir umgehen will, muß zuweilen auch meine Grobianslaune zugeben, ertragen, wie eines andern Schwachheit oder Steckenpferd. Der alte Meyer ist klug, sehr klug; aber er geht nur nicht heraus, widerspricht mir nicht, das ist fatal. Ich bin sicher, im Innern ist er noch zehnmal zum Schimpfen geneigter als ich und hält mich noch für ein schwaches Licht. Er sollte nur aufpoltern und donnern, das gäbe ein prächtiges Schauspiel."

296. Mit v. Müller 17. Mai 1829

„Die Menge," sagte er, „die Majorität ist notwendig immer absurd und verkehrt; denn sie ist bequem, und das Falsche ist stets viel bequemer als die Wahrheit. Letztere will ernst erforscht und rücksichtslos angeschaut und angewendet sein. Das Falsche aber schmiegt sich an jede träge, bequeme oder törichte Individualität an, ist wie ein Firnis, mit dem man leicht alles übertüncht."

297. Mit Henry Crabb Robinson 2. August 1829

Wir fanden den alten Mann in seinem Landhaus im Park, wohin er sich zur Einsamkeit von seinem Stadthaus

zurückzieht, wo sein Sohn ist, seine Schwiegertochter und drei Enkel ... Vor 27 Jahren ... hatte er mich nicht eines Blickes gewürdigt, nach der ersten hochmütigen Verbeugung; jetzt war er ganz Höflichkeit. „Schön, daß Sie doch noch zuletzt kommen," sagte er „wir haben jahrelang auf Sie gewartet. Wie geht es meinem alten Freund Knebel? Sie haben ihn wieder jung gemacht; ohne Zweifel." In seiner Stube hingen zwei große Stiche: einer die wohlbekannte Rundsicht von Rom, der andre ein alter quadratischer Stich, eine Rekonstruktion der alten Staatsgebäude ... Er sprach entzückt von dem alten Stich, weil er zeige, was die Gelehrten im 15. Jahrhundert dachten. Die Meinung der Gelehrten hat sich jetzt geändert. Aus dem gleichen Grunde dachte er günstig von der Rundsicht, obgleich sie ungenau ist, und Dinge umfaßt, die nicht von demselben Fleck aus gesehen werden können.

Ich hatte eine zweite Unterhaltung mit ihm spät abends. Wir sprachen viel von Lord Byron, und der Gegenstand ward nachher wieder aufgenommen. Um auf vereinzelte Gesprächsgegenstände zu kommen, führe ich an, daß er unbekannt war mit Burns' ‚Vision'. Das ist höchst bemerkenswert, in Anbetracht ihrer genauen Ähnlichkeit mit der ‚Zueignung' seiner eignen Werke, zumal der ganze Gedankengang der zwei Gedichte derselbe ist. Beide Dichter bekennen ihre Schwächen; beide werden getröstet durch die Muse, das Eichenlaub des schottischen Dichters entspricht dem Schleier aus ‚Morgenduft und Sonnenklarheit' des deutschen. Ich setzte diese Ähnlichkeit der Frau von Goethe auseinander, und sie erkannte sie an.

Diesen Abend gab ich Goethen einen Begriff von Lamennais und führte von ihm eine Stelle an, wonach alle Wahrheit von Gott kommt, und uns durch die Kirche offenbart wird. Er hielt gerade eine Blume in der Hand, und ein schöner Schmetterling war in der Stube. Er rief aus: „Zweifellos kommt alle

Wahrheit von Gott; aber die Kirche! da liegt's. Gott spricht zu uns durch diese Blume und jenen Schmetterling; und das ist die Sprache, die diese Spitzbuben nicht verstehen." Irgend etwas brachte ihn dazu, von Ossian geringschätzig zu sprechen. Ich bemerkte: ‚Der Geschmack für Ossian muß Ihnen großenteils zugeschrieben werden. Der ‚Werther' war's, der ihn in Mode brachte.' Er lächelte und sagte: „Das ist teilweise wahr; aber es ist von den Kritikern nie bemerkt worden, daß Werther den Homer pries, solange er bei Vernunft war, und den Ossian, als er toll wurde. Aber Zeitungsschreiber nehmen so etwas nicht wahr." Ich erinnerte Goethe daran, daß Napoleon Ossian liebte. „Es war der Gegensatz zu seiner eigenen Natur," erwiderte Goethe. „Er liebte sanfte und melancholische Musik. ‚Werther' war unter seinen Büchern auf St. Helena."

Wir sprachen von der Emanzipation der Katholiken. Goethe sagte: „Meine Tochter wird sich freuen, darüber zu plaudern; ich nehme keinen Teil an solchen Sachen."

298. Mit Henry Crabb Robinson 13–19. August 1829

Ich kann nicht beanspruchen, unsere Unterhaltungen in ihrer tatsächlichen Reihenfolge niederzuschreiben. Bei meiner Rückkehr von Jena ward ich deutlicher als früher gewahr, daß Goethe gealtert hatte; vielleicht weil er sich nicht mehr so anstrengte. Sein Gefühlsausdruck war indessen beständig mild und gütig. Er war erfreut über seinen Ruhm in England und offenbar ärgerlich über den dürftigen Begriff, den ich von Lord Leveson Gowers Faustübersetzung gab, obgleich ich ihm lieber nicht erzählte, daß sein vornehmer Übersetzer zu seiner Verteidigung sagte, er habe sie als Übung zur Erlernung der Sprache unternommen. Auf meine Mitteilung, daß Lord

Leveson Gower nicht gewagt habe, den Prolog im Himmel zu übersetzen, schien er überrascht. „Wieso? der ist ganz einwandfrei. Die Idee ist im Hiob.“ Er begriff nicht, daß das eine Erschwerung, keine Entschuldigung war. Er war überrascht, als ich ihm erzählte, daß die ‚Sorrows of Werther‘ eine Falschübersetzung sei, ‚sorrow‘ sei Kummer — Leiden ist ‚sufferings‘.

Ich sprach mit besonderer Bewunderung von seinem ‚Römischen Karneval‘. ‚Ich werde nächsten Winter dort sein und mich freuen, wenn mir die Sache halb soviel Vergnügen macht, als ich bei der Beschreibung empfand.‘ „Ja, mein Lieber, freilich würde sie das nicht! Um Ihnen ein Geheimnis zu verraten: nichts kann ennuyanter sein als ein Karneval. Ich schrieb jenen Bericht wirklich, um mich selbst zu erleichtern. Meine Zimmer waren am Korso. Ich stand auf dem Balkon und schrieb alles nieder, was ich sah. Da ist nicht ein einziger Punkt erfunden.“ Und dann sagte er lächelnd: „Wir Dichter sind viel mehr Tatsachenmenschen als die Nichtdichter sich vorstellen können, und nur die Wahrheit und Wirklichkeit macht solche Schriften so populär . . .“ Als er diesen Abend von den Schweizerreisen sprach, sagte er, er besitze noch alles, was er im Druck seine ‚Aktenstücke‘ genannt habe; Wirtshausrechnungen, Quittungen, Anzeigen usw. Und er wiederholte seine Bemerkung, daß gerade durch eine mühsame Tatsachensammlung die dichterische Weltansicht verbessert und vergewissert werden müsse. Ich erwähnte Marlowes ‚Faust‘. Er brach in Lobeserhebungen aus. „Wie groß ist das alles angelegt!“ Er hatte daran gedacht, es zu übersetzen. Er war sich völlig bewußt, daß Shakespeare nicht allein stand.

Diesen, und tatsächlich jeden Abend, glaube ich, war Lord Byron der Gegenstand seines Lobes. Er sagte: „Es sind keine

Flickwörter im Gedichte." Und er verglich den Glanz und die Klarheit seines Stils einem Metalldraht, der durch eine Stahlplatte gezogen ist. In der Gesamtausgabe von Byrons Werken, die den Lebensabriß von Moore enthält, findet sich eine Erwähnung der Beziehung zwischen Goethe und Byron. Zur Zeit meiner Gespräche mit Goethe war das ‚Leben' Byrons gerade in Vorbereitung. Goethe war keineswegs gleichgültig gegen den Bericht, der über sein Verhältnis zu dem englischen Dichter der Welt übergeben werden sollte, und wünschte nach allen Kräften zu seiner Vervollständigung beizutragen. Zu diesem Behuf händigte er mir die lithographische Widmung des ‚Sardanapalus' ein, und alle Originalpapiere, die sie gewechselt hatten. Er erlaubte mir diese in mein Gasthaus mitzunehmen und nach Gefallen damit zu tun; mit andern Worten, ich sollte sie kopieren, und durch Erinnerungen aus Goethes Bemerkungen über Byron ergänzen, soweit ich fähig war. Diese füllten einen ganz enggeschriebenen Foliobrief, den ich nach England sandte; doch Moore versicherte mich später, er habe ihn nie erhalten.

Eine oder zwei der nachfolgenden Bemerkungen wird man so bedeutend finden als alles, was Goethe über Byron geschrieben. Es war mir eine Genugtuung, daß Goethe Byrons sämtlichen anderen ernsten Dichtungen ‚Himmel und Erde' vorzog, obgleich es beinahe Satire schien, wenn er ausrief: „Ein Bischof könnte es geschrieben haben!" Er fügte hinzu: „Byron hätte leben bleiben müssen, um seine Sendung zu erfüllen!" ‚Und die wäre?' fragte ich. „Das Alte Testament zu dramatisieren. Was für ein Gegenstand wäre unter seinen Händen der Turm von Babel geworden!" Er fuhr fort: „Sie müssen das nicht übel nehmen; aber Byron verdankte die tiefen Einsichten, die er aus der Bibel holte, der Langeweile, die er auf der Schule daran litt." Goethe, sei hier erinnert, leitet in

einem seiner ironischen Epigramme seine Poesie von der Langeweile ab; er grüßt sie als die Mutter der Musen. Mit Bezug auf die Dichtungen des Alten Testaments pries Goethe die Ansichten, die Byron aus der Natur nahm; sie seien gleicherweise tief und poetisch. „Er hatte nicht," sagte Goethe, „gleich mir ein langes Leben dem Naturstudium gewidmet, und doch finde ich in all seinen Werken kaum zwei oder drei Stellen, die ich hätte ändern mögen."

Ich hatte den Mut, meine Unfähigkeit zum Genuß der ernsten Dichtungen Byrons zu gestehen und mein Ungenügen an dem landläufigen Vergleich zwischen ‚Manfred' und ‚Faust' zu vertrauen. Ich bemerkte: ‚Faust hatte nichts unterlassen, als seine Seele dem Teufel zu verkaufen, nachdem er alle Quellen der Wissenschaft vergebens erschöpft hatte. Aber Manfreds Grund war dürftig — seine Leidenschaft für Astarte.' Er lächelte und sagte: „Das ist wahr." Doch dann kam er wieder zurück auf Manfreds unbezwinglichen Geist. Selbst bis zuletzt wäre er nicht überwunden. Für Kraft in jeder Form hegt Goethe Ehrfurcht. Das hat er gemein mit Carlyle. Und die Verwegenheit von Byrons Satire fühlte und genoß er. Ich führte ‚The Deformed Transformed' an als eine wirkliche Nachahmung des ‚Faust' und war erfreut zu finden, daß Goethe dieses Stück ganz besonders pries. Ich las ihm die ‚Vision of Judgment' mit Erläuterung der dunkleren Anspielungen. Er genoß es wie ein Kind, doch seine Urteilsworte gingen kaum über Ausrufe hinaus. „Zu schlimm!" „Himmlisch!" „Unübertrefflich!" Er lobte jedoch besonders die Reden von Wilkes und Junius und das Geheimnis von des letzteren Gesicht. „Byron hat sich selbst übertroffen." Goethe lobte Stanze IX wegen ihrer klaren Beschreibung. Er wiederholte Stanze X, und emphatisch die zwei letzten Verse, sich erinnernd, daß er selbst 80 Jahre alt war. Stanze XXIV erklärte er für erhaben.

But bringing up the rear of this bright host,
  A spirit of a different aspect waved
His wings, like thunder-clouds above some coast
  Whose barren beach with frequent wrecks is paved;
His brow was like the deep when tempest-tossed;
  Fierce and unfathomable thoughts engraved
Eternal wrath on his immortal face,
  And where he gazed a gloom pervaded space.

Goethe stimmte in mein eindringliches Lob der Stanzen XIII, XIV, XV ein. Tatsächlich glich Goethe darin Coleridge, daß er durchaus nicht zum Widerspruch geneigt war. Das ermutigt die, welche es sonst nicht wagen würden, ihr Gefühl aufzudrängen. Er verwarf nicht die Vorliebe, die ich für Byrons satirische Gedichte ausdrückte, noch meine Überzeugung, daß man für den ‚Don Juan' als Motto hätte nehmen können, was Mephistopheles beiseite spricht, bei dem Studenten, der ihn um seine Meinung über Medizin fragt:

Ich bin des trockenen Zeugs doch satt,
Ich will den echten Teufel spielen.

Byrons Verse auf George IV., sagte er, wären das Erhabenste von Haß. Ich nahm die Gelegenheit wahr, Milton zu erwähnen, und fand Goethe unbekannt mit ‚Samson Agonistes'. Ich las ihm den ersten Teil bis zum Ende der Szene mit Delilah. Er erfaßte völlig den Geist davon, obgleich er Milton nicht mit der Wärme pries, mit welcher er Byron erhob, von dem er sagte, seinesgleichen komme nicht wieder, er sei unnachahmlich. Ariosto war nicht so verwegen wie Byron in seiner ‚Vision of Judgment'.

Goethe sagte, Samsons Schuldbekenntnis wäre in einem besseren Geist als irgend etwas bei Byron. „Eine feine Logik ist in all den Reden." Bei meiner Lesung von Delilahs Selbstverteidigung rief er aus: „Das ist kapital, er hat sie ins Recht

gesetzt.“ Bei einer von Samsons Reden brach er aus: „O, der Pfaffe!“ Er dankte mir, daß ich ihn mit diesem Gedicht bekannt gemacht hatte, und sagte: „Es gibt mir einen höheren Begriff von Milton, als ich vorher hatte. Er führt mich mehr in das Wesen seiner Seele ein, als irgend ein andres seiner Werke.“

Ich las ihm Coleridges ‚Fire, Famine, and Slaughter‘; sein Lob war schwach. Ich fragte, ob er den Namen Lamb kenne. „O ja, schrieb er nicht ein hübsches Sonett auf seinen eignen Namen?“ ...

Ich teilte Goethe mit, daß ich Wielands Büste besitze. Er sagte: „Sie ist wie ein verlornes und wiedergefundenes Kind. Die Herzogin Amalie schickte nach Schadow, um sie anzufertigen und schenkte sie dann Wieland.“ — — — —

Goethe sprach von Wieland als einem Mann von Genie und von Schiller mit hoher Achtung. Er sagte, daß Schillers Wiedergabe der Hexenszenen in ‚Macbeth‘ ‚detestabel‘ sei. „Aber es war seine Art; ihr müßt jedermann seinen eigenen Charakter haben lassen.“

299. Mit A. Mickiewicz und Odyniec 25. August 1829

Aus diesem Gespräche entspann sich ein zweites, über die jetzige Lage der Welt und namentlich Europas. Goethe meint, daß unser neunzehntes Jahrhundert nicht einfach die Fortsetzung der früheren sei, sondern zum Anfang einer neuen Ära bestimmt scheine; denn solche große Begebenheiten, wie sie die Welt in seinen ersten Jahren erschütterten, könnten nicht ohne große, ihnen entsprechende Folgen bleiben, wenngleich diese wie das Getreide aus der Saat langsam wachsen und reifen. Goethe erwartet sie nicht früher als im Herbste des Jahrhunderts das ist in seiner zweiten Hälfte, wenn nicht sogar erst in

seinem letzten Viertel. Er behauptete dabei, die Vergangenheit zum Zeugen nehmend, daß alle großen weltgeschichtlichen Begebenheiten, alle großen Weltentdeckungen und Erfindungen, endlich die großen Männer meist nach der zweiten Hälfte oder zum Schlusse eines Jahrhunderts gekommen wären. Goethe wurde in demselben Jahre, und zwar einige Monate nach der Erfindung der Blitzableiter geboren. Es ist schwer anzunehmen, daß er, das sagend, sich selber als einen großen Mann bezeichnen wollte, im Gegenteil muß man eher zugeben, daß ihm so etwas gar nicht in den Sinn kam.

300. Mit Freiherrn Ludwig Löw von und zu Seinfurt

3. Oktober 1829

Goethe erwähnte ... rühmend einiger Professoren, namentlich Thibauts, Creuzers, Schlossers und Paulus'. Von Schlosser pries er das neueste Buch [Universalhistorische Übersicht der Geschichte der alten Welt und ihrer Kultur], hinzufügend, daß es freilich noch manches zu wünschen übrig lasse, allein man müsse sich bei solchen Werken an die vorzüglicheren Seiten halten. Ich sprach von Paulus' Einfluß auf die Theologie und meinte, es sei gut, daß ein so kräftiger Verteidiger der Denkfreiheit noch vorhanden sei; allein er scheine mir doch zu weit zu gehen, wenn er, wie mir berichtet worden, den jungen Leuten geradezu sage, es gebe keine Unsterblichkeit. „Freilich, freilich," erwiderte er, „und es ist ja lächerlich, so etwas zu behaupten; was weiß er denn davon?" Er sprach dann ausführlicher von den theologischen Streitigkeiten der jüngsten Zeit [zwischen Voß und Creuzer] und meinte, daß solche Parteiungen wohl stets bestehen würden, da sie stets bestanden hätten. „Wie sich's mit der Dreieinigkeit verhalte, und ob der Mensch von Natur gut oder böse sei, und ob er durch Christum erlöst und von seinen Sünden befreit worden, oder ob er durch eigne Kraft oder

nur durch Gottes Gnade selig und von der Verdammnis befreit werden könne, oder" — fügte er herzlich lachend hinzu — „ob er sich gar selig preisen soll, daß er verdammt ist, darüber wird wohl, solange es Menschen gibt, mit Eifer gestritten werden." — — —

Über das Schlossersche Ehepaar befragt, berichtete ich, was mir bekannt war, rühmte ihre Gastfreiheit, ihren schönen Wohnort in der Nähe von Heidelberg und fügte hinzu: es sei unbegreiflich, daß zwei Menschen von so klarem Verstand in diesen Bigottismus hätten verfallen können. „Wohl ist das schwer zu begreifen," erwiderte er; „ja wenn sie noch vielleicht eine große Sünde begangen hätten, die sie nur im Schoße der allein seligmachenden Kirche abzubüßen hätten hoffen können! Aber so sind sie die besten unschuldigsten Menschen von der Welt, die niemals etwas Böses getan haben." Er sprach dann von ihrem letzten Aufenthalt bei ihm, und als ich sagte, daß er doch in religiösen Punkten sehr schwer mit ihnen werde harmoniert haben, entgegnete er: im allgemeinen mache der Unterschied von Protestanten und Katholiken ihn niemals irre; er frage gar nicht danach, er bemerke es nicht einmal und wisse kaum, wer von seiner Umgebung zu den einen oder andern gehöre. Allein freilich habe eine so scharf hervortretende Bigotterie immer verhindert, zu einem vollen inneren Verständnis zu kommen. — — —

Meine Frage, ob er noch immer sich hauptsächlich mit Naturwissenschaften beschäftige, bejahte er, hinzufügend: „Die Naturwissenschaften sind die einzigen, die uns auf einen sichern festen Grund führen, oder vielmehr, die uns nicht täuschen."

301. Mit Förster 17. Oktober 1829

„Die neueren und neuesten Übersetzer des ‚Faust'" — bemerkte Goethe — „sind, was die Unkunde unserer Sprache

betrifft, nicht hinter ihrer geistreichen und berühmten Landsmännin, der Frau v. Staël, zurückgeblieben, welche sich doch ein unbestreitbares Verdienst um die deutsche wie um die französische Nation erworben,' indem sie durch ihr Buch ,Sur la litérature allemande' ihren Landsleuten Bekanntschaft mit unseren Leistungen, den Deutschen Anerkennung bei den Franzosen verschafft hat. Wenn man aber einem mit der französischen und deutschen Sprache vollkommen vertrauten Literaten den Vers der Madame Stael aufgab,

Ne m'interprète pas mal, charmante créature!

so würde er schwerlich übersetzen, wie er bei mir heißt:

Mißhör mich nicht, du holdes Angesicht!

Auch hätte Freund August Wilhelm v. Schlegel das lächerliche Mißverständnis beseitigen können, welches dadurch veranlaßt wird, daß Frau v. Staël die Worte Gretchens, als sie in der Kirche ohnmächtig niedersinkt und ausruft:

Nachbarin, Euer Fläschchen!

übersetzt:

Ma voisine, une goutte!

als ob Gretchen die Nachbarin um ihre Branntweinflasche anspräche, nicht um das Riechfläschchen."

. . . ,Bei alledem' — bemerkte ich zu Goethe — ,darf es uns Deutschen zu großer Genugtuung gereichen, wenn wir sehen, wie das tiefsinnigste Werk der deutschen Dichtkunst — der ,Faust' — wie ein Evangelium durch die ganze Welt seine Völkerwanderung angetreten hat, und wie Dichter und Philosophen der fremden Nationen sich bemühen, in den Geist desselben einzudringen.' — Mit zustimmendem Kopfnicken äußerte

Goethe: „Nun ja! wir sind so etwas deutscher Sauerteig gewesen; das fängt schon an zu gären; sie mögen es draußen und drüben mit ihrer Masse durchkneten und sich daraus ein Backwerk nach ihrem Geschmack zurecht machen. Unterdessen werden wir zu Hause uns nach und nach in diesem wunderlichen Labyrinthe zurechtfinden lernen."

Die dem Dichter zuletzt zugesandte französische Übersetzung war in Folio und mit Lithographien illustriert. „Lassen Sie nun einmal die Auffassung eines Franzosen mit der eines Deutschen, und zwar eines, wie sich diese Herren zu sein rühmen dürfen, von echtem Schrot und Korn vergleichen." Er bat seinen Hausfreund Schuchardt, die Mappe mit Cornelius' Zeichnungen zum ‚Faust' aus dem Schranke zu nehmen, und wir legten die Szenen, welche gleichmäßig von den französischen und deutschen Künstlern gewählt worden waren, nebeneinander. „Ich sollte wohl," äußerte Goethe, „mich hierbei eines Urteils enthalten; denn dasselbe könnte leicht als kaptiviert erscheinen durch das sinnig und poetisch konzipierte, fleißig und korrekt ausgeführte Blatt, mit welchem der ehrenwerte Künstler mir sein Werk zugeeignet hat. Nur diese eine Bemerkung will ich mir erlauben, daß in einigen Zeichnungen der Franzos für einen Deutschen und umgekehrt der Deutsche in einigen seiner Zeichnungen für einen Franzosen gelten könnte. So z. B. sogleich das erste Blatt, wo beide die Szene illustrieren, in welcher Faust dem aus der Kirche sittsam nach Hause gehenden Gretchen seinen Arm anbietet. Cornelius' Faust würde weit eher für einen französischen Kavalier der Pariser Boulevards, als für einen deutschen Doktor der Philosophie gelten können, während wir dem Faust des Franzosen etwa vor dem Münster in Straßburg zu der Zeit, als es noch zu Deutschland gehörte, zu begegnen meinen." — Als einer der Anwesenden hierbei in Anregung brachte, daß der Dichter doch dem so

vielfach an ihn gerichteten Ansuchen, seinen ,Faust' für die Darstellung auf der Bühne einzurichten, nachkommen möchte, unterbrach ihn Goethe mit der sehr bestimmt ausgesprochenen Erwiderung, daß er hierzu nie raten und noch weniger seine Hand dazu bieten werde. „Von meinem lieben Freunde Zelter" — sagte Goethe — „habe ich ausführliche und befriedigende Nachrichten über die Kompositionen des Fürsten Radziwill und über die Proben und ersten Versuche, später auch über die gelungenen Aufführungen in euren königlichen Schlössern und fürstlichen Palästen erhalten, die mich wohl verlocken könnten; indessen wollen wir es noch weiter bedenken."

302. Mit Soret 25. Januar 1830

Dann scherzte er über die Anmaßung gewisser Frauen, die ohne Vorbereitung philosophische und wissenschaftliche Bücher gerade so wie Romane lesen und Dinge verstehen wollten, die weit über ihre Fassungskraft hinausreichen. Die guten Leute wissen gar nicht, was es für Zeit und Mühe kostet, das Lesen zn lernen und von dem Gelesenen Nutzen zu haben; ich habe 80 Jahre dazu gebraucht. — ,Ist es nicht,' entgegnete ich, ,ein starker Beweis von Unwissenheit, wenn man sich mit Büchern abgibt, die nur für Eingeweihte da sind, ohne sich um die für den Schüler bestimmten vorbereitenden Werke zu kümmern?' — „Jawohl, mein Freund; ich bin auch der Ansicht, daran erkennt man die Esel; das sind die Spitzen ihrer Ohren!"

303. Mit v. Müller 5. Februar 1830

Von 4½—6 Uhr bei Goethe, zum Teil mit Ottilie. Er war sehr aufgeweckt, und wir sprachen viel von der jüngsten

Hofmaskerade, was denn zu lebhaften Erinnerungen an den Aufzug von 1810 Anlaß gab. ‚Mein Gott,‘ sagte ich, ‚schon volle 20 Jahre!‘ „Ja,“ erwiderte er, „wenn die Zeit nicht so geschwinde liefe, wäre sie gar zu absurd. Du gehest vorüber, eh' ich's merke, und verwandelst dich, eh' ich's gewahr werde, steht im Hiob; ich hab es zum Motto meiner Morphologie genommen.“

Er war sehr böse, ja zornig, daß man wagen wollte, der Großherzogin-Mutter den Maskenzug vorzuführen: „Wenn man 80 Jahre alt ist,“ sagte er, „darf man grob sein, und ich will es auch sein.“ Er zeigte mir eines Berliner Professors neuestes Werk über die Weisheit des Empedokles, lobte es, fügte aber alsbald hinzu: „Glücklich alle, die sich nicht mit solchem abstrusen Zeug abzugeben haben.“

304. Mit v. Müller 10. Februar 1830

Über Magnetismus und die Seherin von Prevorst. „Ich habe mich,“ sagte er, „immer von Jugend auf vor diesen Dingen gehütet, sie nur parallel an mir vorüberlaufen lassen. Zwar zweifle ich nicht, daß diese wundersamen Kräfte in der Natur des Menschen liegen, ja, sie müssen darin liegen, aber man ruft sie auf falsche, oft frevelhafte Weise hervor. Wo ich nicht klar sehen, nicht mit Bestimmtheit wirken kann, da ist ein Kreis, für den ich nicht berufen bin. Ich habe nie eine Somnambule sehen mögen.“

305. Mit Jenny v. Gustedt 14. Februar 1830

Goethe . . . sagte [beim Tod der Großherzogin Louise] mit trübem Blick: „Ich komme mir selber mythisch vor, da ich so allein übrig bleibe.“

306. Mit Soret 14. Februar 1830

Goethe kam . . . zu einem seiner beliebten Themata; er sprach vom hohen Alter einiger Personen wie der Ninon. „Sie war," sagte er, „in ihrem neunzigsten Jahre noch jung, weil sie das Gleichgewicht zu bewahren wußte und keinem Ereignisse, nicht einmal dem Tode eine Wichtigkeit beizulegen pflegte. Als sie im achtzehnten Jahre von schwerer Krankheit genas, sagte sie: ‚Was liegt daran! Wenn ich gestorben wäre, hätte ich doch nur lauter Sterbliche zurückgelassen.' Dann genoß sie alles mit Lust, aber ohne Leidenschaft. Dies Gleichgewicht wollen auch wir uns bewahren, von unsern Leiden uns nicht erregen lassen, weil wir nichts dagegen tun können; wir wollen die Genüsse nicht abweisen, die das Schicksal uns noch bieten kann."

307. Mit v. Müller 1. März 1830

„Schiller," bemerkte er, „war ein ganz anderer Geselle als ich und wußte in der Gesellschaft immer bedeutend und anziehend zu sprechen. Ich hingegen hatte immer die alberne Abneigung, von dem, was mich gerade am meisten interessierte, zu sprechen. Ja, bei der Herzogin-Mutter freilich konnte ich zuweilen eine Stunde amüsieren; wenn das artige Wesen, die Kehle, umhertrippelte und Närrischer Geheimerat sagte, da improvisierte ich oft eine Erzählung, die sich hören ließ; ich hatte damals des Zeugs zuviel im Kopfe und Motive zu Hunderten."

308. Mit Soret 5. März 1830

In einem dieser Zwiegespräche mit Goethe . . . sprachen wir mit Bedauern über die Abreise einer jungen hübschen Dame, an der sich die weimarische Gesellschaft mehrere Monate erfreute und welche der alten Freundin des verehrten Dichters nahe stand.

„Wie bedaure ich,“ sagte er, „daß ich sie nicht öfter gesehen und es immer verschoben habe, sie bei mir zu sehen, um mich mit ihr allein zu unterhalten und etwas von den geliebten Zügen ihrer Verwandten in ihr wiederzufinden. Die Details, die Sie mir mitteilen, erinnern mich an gewisse Ähnlichkeiten.“ — Dieser Eingang veranlaßte einige Fragen nach der Fortsetzung seiner Memoiren und den Gründen, die ihn bisher von ihrer Veröffentlichung abgehalten hätten. „Der vierte Band,“ erwiderte er, „ist fertig; er ist im Erscheinen begriffen, und würde längst erschienen sein, wenn ich ihn nicht aus Bedenklichkeiten zurückgehalten hätte, die sich auf sie selbst, nicht auf mich beziehen; ich würde stolz darauf sein, der Welt zu sagen, daß ich sie zärtlich geliebt habe, und ich glaube nicht, daß sie bei dem Geständnis, daß meine Neigung erwidert wurde, errötet wäre; hatte ich aber das Recht, es ohne ihre Zustimmung zu sagen? Ich hatte immer die Absicht, sie darum zu bitten; aber,“ fügte er seufzend hinzu, „es ist nicht mehr nötig. Indem Sie zu mir mit Interesse von dem jungen liebenswürdigen Mädchen sprechen, die uns eben verlassen hat, rufen Sie all meine alten Erinnerungen wieder wach und lassen mich in einer andern Zeit wieder aufleben bei ihr, die die erste war, für welche ich eine ebenso tiefe als wahre Neigung gefaßt hatte, ja vielleicht auch die letzte; denn derartige Beziehungen, wie sie mich in der Folge beschäftigen, waren im Vergleich zu jener sehr flüchtige. Dies Zartgefühl, das mich hinderte, dem Publikum gegenüber von ihr das zu sagen, was ich recht gern von mir gesagt hätte, hat allein die Fortsetzung meiner Memoiren verzögert, aber in dem Augenblick, wo ich die Feder ergreifen wollte, um ihr zu schreiben und sie um ihre Erlaubnis bitten wollte, fand ich mich durch Bedenklichkeiten anderer Art daran verhindert. — Niemals bin ich meinem Glücke so nahe gewesen,“ fuhr er fort, „ja ich liebte sie ebenso wie sie mich liebte;

es gab kein unbezwingbares Hindernis, und doch habe ich sie nicht freien können. Diese Neigung hatte etwas so Zartes und Eigentümliches, daß es bei der Darstellung der einzelnen Vorgänge, die ich gegeben habe, meinen Stil beeinflußte; Sie würden, wenn Sie sie lesen, nichts Ähnliches darin finden mit den Ideen von Liebe, wie man sie in den Romanen antrifft. Ach, mein lieber Freund, man muß es verstehen, sich mit dem Leben abzufinden, um es zu ertragen und sich nicht überwältigen zu lassen!"

309. Mit Soret 8. März 1830

Goethe sagte mir, ohne Schiller, der ihn für die ‚Horen' gewann, wäre er nie dazu gekommen, Balladen zu schreiben. Den größten Teil derselben hatte er im Kopfe, und sie beschäftigten ihn wie schöne Träume, umschwebten ihn mit glänzenden Bildern und mancherlei Einzelheiten, die bei der Darstellung notwendig geopfert oder verstümmelt werden mußten. Daher ergriff er mit Widerwillen die Feder und sagte diesen schönen Phantasien lebewohl, um sie in dürftige Worte zu kleiden mit einem Gefühl des Bedauerns, wie man von einem Freunde scheidet. „In anderen Fällen," sagte er, „hatten mich meine Gedichte vorher nicht beschäftigt; dann befriedigten sie mich beim ersten Entwurfe. Eine Idee tauchte plötzlich in mir auf; ich hatte kaum Zeit zur Feder zu greifen oder darauf zu achten, daß das Papier ganz schief lag. Es kam vor, daß ich in der Diagonale schrieb und unter einem Winkel unten ankam, daß mir für das Ende des Verses kein Platz mehr blieb. Ich bedaure, keine solchen Blätter mehr zu besitzen, um als Zeugnis für diese Anfälle poetischer Zerstreutheit dienen zu können."

310. Mit v. Müller 5. April 1830

Er sprach: „Ich kann eigentlich mit niemand mehr über die mir wichtigsten Angelegenheiten sprechen, denn niemand kennt und versteht meine Prämissen. Umgewandt verstehe ich z. B. Vogeln gar sehr gut, ohne seine Prämissen zu kennen; sie sind mir a priori klar, ich sehe aus seinen Folgerungen, welche Prämissen er gehabt haben muß."

311. Mit v. Müller 7. April 1830

Nur eine Stunde bei ihm, da um 6 Uhr Loge war. Wir sprachen von der absurden Idee, alte fürstliche Frauenbilder in der Bibliothek an die Stelle der Gelehrtenporträts aufzuhängen. Färbers von Jena anfängliche Gegenwart gab zu der Äußerung Anlaß: „Niemand weiß es genug zu schätzen, was man mit Leuten ausrichten kann, die an uns heraufgekommen sind, sich eine lange Jahresreihe hindurch an uns fortgebildet haben." Nun fiel das Gespräch auf Griechische Liebe und auf Johannes Müller. Er entwickelte, wie diese Verirrung eigentlich daher komme, daß nach rein ästhetischem Maßstab der Mann immerhin weit schöner, vorzüglicher, vollendeter wie die Frau sei. Ein solches einmal entstandenes Gefühl schwenke dann leicht ins Tierische, grob Materielle hinüber. Die Knabenliebe sei so alt wie die Menschheit, und man könne daher sagen, sie liege in der Natur, ob sie gleich gegen die Natur sei.

Was die Kultur der Natur abgewonnen habe, dürfe man nicht wieder fahren lassen, es um keinen Preis aufgeben. So sei auch der Begriff der Heiligkeit der Ehe eine solche Kulturerrungenschaft des Christentums und von unschätzbarem Wert, obgleich die Ehe eigentlich unnatürlich sei.

„Sie wissen," fuhr er fort, „wie ich das Christentum achte, oder Sie wissen es vielleicht auch nicht; wer ist denn noch

heutzutage ein Christ, wie Christus ihn haben wollte? Ich allein vielleicht, ob ihr mich gleich für einen Heiden haltet. Genug, dergleichen Kulturbegriffe sind den Völkern nun einmal eingeimpft und laufen durch alle Jahrhunderte; überall hat man vor ungeregelten, ehelosen Liebesverhältnissen eine gewisse unbezwingliche Scheu, und das ist recht gut. Man sollte nicht so leicht mit Ehescheidungen vorschreiten. Was liegt daran, ob einige Paare sich prügeln und das Leben verbittern, wenn nur der allgemeine Begriff der Heiligkeit der Ehe aufrecht bleibt. Jene würden doch auch andere Leiden zu empfinden haben, wenn sie diese los wären.

312. Mit v. Müller 24. April 1830

Als ich von Rauchs zu hoffendem Besuch bei seiner Heimreise von München sprach, äußerte er: „Ich hoffe nicht, daß er komme; zu was soll das helfen? Es ist nur Zeitverderb. Es kommt nicht darauf an, daß die Freunde zusammenkommen, sondern darauf, daß sie übereinstimmen. Die Gegenwart hat etwas Beengendes, Beschränkendes, oft Verletzendes, die Abwesenheit hingegen macht frei, unbefangen, weist jeden auf sich selbst zurück. Was mir Rauch erzählen könnte, weiß ich längst auswendig."

Als wir auf ‚Hernani' und die neue französische Schule kamen, bemerkte er: „Die Franzosen bekommen doch kein achtzehntes Jahrhundert wieder, sie mögen machen, was sie wollen. Wo haben sie etwas aufzuweisen, das mit Diderot zu vergleichen wäre? Seine Erzählungen wie klar gedacht, wie tief empfunden, wie kernig, wie kräftig, wie anmutig ausgesprochen! Als uns dies durch Grimms Korrespondenz in einzelnen Fragmenten zukam, wie begierig faßte man es auf, wie wußte man es zu schätzen! Ja, da war noch eine Zeit, wo etwas

Eindruck machte; jetzt läßt man alles leichtsinnig vorübergehen. Es will was heißen für die neueren Schriftsteller in Frankreich, sich von so großen Traditionen und Mustern, von einem so ausgebildeten, abgeschlossenen, großartigen Zustand loszureißen und neue Bahnen zu betreten! Wir anderen dummen Jungen von 1772 hatten leichteres Spiel, wir hatten nichts hinter uns, konnten frisch darauf losgehen und waren des Beifalls gewiß, wenn wir nur einigermaßen was Tüchtiges lieferten."

Wir kamen auf Reiseprojekte und industrielle Unternehmungen zu sprechen, die er alle verwarf. Auf meine Bemerkung, daß er über diese Gegenstände sonst ganz anders gedacht, sagte er: „Ei, bin ich denn darum 80 Jahre alt geworden, daß ich immer dasselbe denken soll? Ich strebe vielmehr, täglich etwas anderes, Neues zu denken, um nicht langweilig zu werden. Man muß sich immerfort verändern, erneuen, verjüngen, um nicht zu verstocken. Da hat mir jetzt so ein Über-Hegel aus Berlin seine philosophischen Bücher zugeschickt, das ist wie die Klapperschlange, man will das verdammte Zeug fliehen und guckt doch hinein. Der Kerl greift es tüchtig an, bohrt gewaltig in die Probleme hinein, von denen ich vor 80 Jahren so viel als jetzt wußte, und von denen wir alle nichts wissen und nichts begreifen. Jetzt habe ich diese Bücher versiegelt, um nicht wieder zum Lesen verführt zu werden. Mit Briefantworten muß man nolens volens Bankrott machen und nur unter der Hand diesen oder jenen Kreditor befriedigen. Meine Maxime ist: Wenn ich sehe, daß die Leute bloß ihretwegen an mich schreiben, etwas für ihr Individuum damit bezwecken, so geht mich das nichts an; schreiben sie aber meinetwegen, senden sie etwas mich Förderndes, Angehendes, dann muß ich antworten. So hat mir Rochlitz jetzt etwas gar Schönes über meinen zweiten römischen Aufenthalt

geschrieben; da habe ich auch gleich geantwortet. Ihr jungen Leute wisset freilich nicht, wie kostbar die Zeit ist, sonst würdet ihr sie mehr achten."

313. Mit v. Müller 7. Mai 1830

Er äußerte: „Geoffroy de St. Hilaire hat mit seinem Urtypus aller Organisationen und mit seinem Système d'analogies ganz recht gegen Cuvier, der doch nur ein Philister ist. Ich verfiel längst auf jenen einfachen Urtypus; kein organisches Wesen ist ganz der Idee, die zugrunde liegt, entsprechend; hinter jedem steckt die höhere Idee: Das ist mein Gott, das ist der Gott, den wir alle ewig suchen und zu erschauen hoffen, aber wir können ihn nur ahnen, nicht schauen!"

314. Mit Andreas Eduard Koźmian 9. Mai 1830

Als er mich mit einnehmender Freundlichkeit bewillkommt, dankte ich ihm in französischer Sprache (denn in der deutschen fühlte ich mich nicht sicher genug, mit Goethe zu sprechen) für die teuersten Erinnerungen meiner Reise, welche ich ihm zu verdanken hätte.

„Mit Befriedigung sehe ich immer Fremde bei mir, welche mich besuchen wollen," — erwiderte Goethe auch in französischer Sprache, die er mit Leichtigkeit handhabte. „Ihre Gesellschaft vertritt gewissermaßen die Annehmlichkeit des Reisens, die ich mir in meinem Alter nicht erlauben darf. Ich unterrede mich mit ihnen, und so reise ich auch, ohne den Platz zu verlassen; heute zum Beispiel wandr' ich in Polen," sagte er lächelnd.

Diese Worte dienten als Einleitung zu einem Gespräche über mein Vaterland, dessen Vergangenheit und Gegenwart,

und weiter über seine Literatur. Ich sprach von dem neuen Geiste, von der neuen Richtung der polnischen Literatur und Kritik, von dem Führer der neuen Schule, welchen Goethe vor einigen Monaten in Weimar kennen gelernt hatte.

„Ich bedaure," sagte Goethe, „daß der Schatz Ihrer ältern und neuern Literatur für mich unerreichbar ist; mit Vergnügen würde ich ihre heutige Entwicklung und die Richtung, welche diese genommen hat, verfolgen. Edel sind solche Bestrebungen, die Literatur national und von den Fesseln der Nachahmung frei zu machen. Mögen aber die jungen Dichter Übertreibungen aus dem Wege gehen, mögen sie die Fehler und Irrtümer vermeiden, die allen Neophyten eigen sind; mögen sie vor übermäßigem Eifer, vor Fanatismus in ihrem Glauben auf der Hut sein. Mögen sie neue Muster schaffen, jedoch die alten dabei spottender Verachtung nicht preisgeben!" ....

„Wie ich glaube," fuhr Goethe fort, „wird die neu erstehende Schule besonders an nationalen Stoffen Gefallen finden. In alten Geschichten, Überlieferungen, Vorstellungen, sogar Vorurteilen, wird sie auf Poesie treffen. Jede Nation hat ihre poetische Flur — warum auf fremden nach Blumen suchen, wenn die heimische so üppigen Wuchs darbeut? Auch die Vergangenheit Polens ist reich an Poesie. Seine Geschichte enthält manche Ereignisse, manchen Charakter, wohl imstande, einen Dichter zu begeistern. So bin ich z. B. erstaunt, daß noch keiner Ihrer Dichter das Leben Kasimirs, ‚der Mönch' zubenannt, behandelt hat. Man könnte daraus eine Dichtung oder ein historisches Drama voll ergreifender Gemälde bilden." ...

„Victor Hugo," sagte Goethe, „besitzt ausgezeichnete Fähigkeiten; ohne Zweifel erneut und erfrischt er die französische Poesie. Allein man muß fürchten, daß wenn nicht er, so doch

seine Schüler und Nachahmer in der Richtung, welche sie zu schaffen gewagt, zu weit gehen dürften. Die französische Nation ist die Nation der Extreme, sie kennt in nichts Maß. Mit gewaltiger moralischer und physischer Kraft ausgestattet, könnte das französische Volk die Welt heben, wenn es den Zentralpunkt zu finden vermöchte; es scheint aber nicht zu wissen, daß, wenn man große Lasten heben will, man ihre Mitte auffinden muß. Es ist dies das einzige Volk auf Erden, in dessen Geschichte wir die Bartholomäusnacht und die Feier der ‚Vernunft' den Despotismus Ludwig XIV. und die Orgien der Sansculotten, beinahe in demselben Jahre die Einnahme von Moskau und die Kapitulation von Paris finden. Somit muß man fürchten, daß auch in der Literatur nach dem Despotismus eines Boileau Zügellosigkeit und Verwerfung aller Gesetze eintrete."

315. Mit Felix Mendelssohn-Bartholdy 1. Juni 1830

Felix . . . bezeichnet selbst den folgenden Tag, den 1. Juni, als den allerschönsten, den er je dort im Hause verlebt; er berichtet, wie er nach einer Spazierfahrt durch den Park den alten Herrn in bester Laune antraf, wie derselbe ins Erzählen hineinkam und sich nun eins von den Gesprächen entspann, die man in seinem Leben nicht wieder vergißt. Goethe begann den jungen Freund mit seinen Halb- und Ganzpassionen für die Schönheiten von Weimar zu necken. „Jenny von Pappenheim," meinte er, „ist gar so schön, so unbewußt anmutig und reizend wie irgend ein leuchtend Holz oder ein Glühwurm bei Tage, man weiß nicht, wo es steckt. Zwei andre Mädchen, die Spiegels, haben ausgesehn, als gucke man in ein paar dicke Rosensträuche . . . Da hatte ich einen furchtbaren Blumenstrauch in meinem Garten, der blühte ganz ent-

setzlich, und da standen die Mädchen davor, und man konnte nur sie ansehen.“ Nun kam er auf ‚Die Stumme von Portici‘, auf den Engländer Stendhal und Walter Scott zu sprechen. „Mr. Stendhal ist ein mittlerer Geist, hat Verstand und hat auch was gelernt, aber das Beste, Erste fehlt ihm. ‚Waverley‘ ist der beste Roman von Scott, worin alle seine folgenden Werke liegen, ohne brillant zu sein, passend unterhaltend; ebenso nachher die ‚Fair maid of Perth‘. Daher ist es hübsch, wie er sich ‚the Author of Waverley‘ nennt. Ebenso fing Iffland mit seinen ‚Jägern‘ an, was seine Fehler und Tugenden enthält, und Kotzebue mit ‚Menschenhaß und Reue‘, worüber noch jetzt alle Damen sich totweinen, wenn auch so mancher Herr sich dabei im Kopfe kratzt.“ — ‚Schiller,‘ bemerkte Felix, ‚hat doch nicht so angefangen.‘ — „Schiller,“ fuhr Goethe fort, „mußte sich nach seinem ‚Don Carlos‘ ganz umwenden; denn auf dem Wege wäre es nicht fortgegangen, obwohl noch jetzt die Leute so gern seine ‚Räuber‘ sehn, weil viele davon noch auf dieser verrückten tollen Stufe stehn. So baten mich, als ich in Lauchstädt Theaterdirektor war, die Studenten um ‚Die Räuber‘; ich wollt' es nicht, wegen möglichen Skandals; indes, da sie ihr Wort gaben, ruhig zu sein, so sagte ich: ihr seid hübsche Leute, charmante Menschen, wenn ihr also recht still sein wollt, will ich's geben. Da war es denn sehr voll, das Publikum mäuschenstill, ‚Ein freies Leben‘ wurde sogar mit Feierlichkeit gesungen, und da sie nun so artig gewesen waren und auch Geld eingebracht hatten, wurden sie am folgenden Tag gelobt. Schiller konnte, was ich gar nicht kann, etwas Unmittelbares in seine Arbeiten hineinnehmen: wie er ‚Tell‘ schrieb, schweizerische Geschichte lesen, Topographien in seinem Zimmer aufhängen und dergleichen. Er hatte ein furchtbares Fortschreiten, wenn man ihn nach acht Tagen wiedersah, so fand man ihn anders und

staunte und wußte nicht, wo man ihn anfassen könnte. So ging's immer vorwärts bis sechsundvierzig Jahr, da war es denn weit genug. Er hätte zwei Trauerspiele jährlich liefern können, aber mehr nicht, nur noch außerdem Übersetzungen, Musenalmanach und dergleichen. Denn 100 Carolin, das klingt gut, und er brauchte es für sich und seine Frau. Denn er hatte deswegen vom Herzog ein mäßiges Gehalt verlangt, aber ausgemacht, es müßte verdoppelt werden, sobald er untüchtig zum Arbeiten wäre. Das gab ihm denn der Herzog gern, weil er überhaupt eine Art Geiz auf große Männer hatte und darin in Weimar mehr tat, als ein König." — ‚Es ist ihm auch belohnt worden,' äußerte Felix. „Ja," sprach Goethe, „sie können ihn nun nicht wieder aus der Weltgeschichte herausstoßen, in der er einmal steht. Schuckmann wollte er herhaben, und ich stand mit ihm in Korrespondenz, auch Schlosser, von dem ich ihm aber abriet, weil er zu eisern, stets auf seinem Standpunkte stehen bleibend, eine Art Pedant war, obwohl er mein Schwager war und ich also wenig Anlagen zum Nepotismus zeigte. Das kam denn alles wie in einem Brennpunkt hier zusammen. O, könnte ich nur bald einen vierten Band ‚Leben' schreiben! Aber man kommt ja nicht dazu vor Botanik und Wetterkunde und all dem andern dummen Zeug, das einem kein Mensch danken will. Es sollte nur eine Geschichte des Jahres 1775 werden, die kein Mensch so kennt und kein Mensch schreiben kann als ich. Wie da der Adel sich vom Mittelstand anfing übertroffen zu fühlen und sich zusammennahm, um nicht zurückzubleiben; wie da Liberalism, Jakobinism und aller Teufelsspuk auftauchte; wie sich hier nun ein neues Leben bildete, und man arbeitete und hervorbrachte, sich dann einmal verliebte zu rechter Zeit und seine Tage verdarb; wie der Aristokratism der Berliner Herren Nicolai und der anderen, der damals viel galt, von uns jungen

Leuten, die wir voll Lust und Tätigkeit, dann auch wohl sehr ungeschickt waren, zurückgedrängt werden mußte; wie Schiller erst einmal in Weimar war und von niemand gekannt es wieder verließ; wie Jean Paul später kam, aber den Kreis schon geschlossen fand; wie Bertuch aufs Praktische ging, alles mögliche, was man verlangte, hervorzubringen suchte und das Industriekomptoir gründete. Ja, da war es wie im Frühling, wo alles drängt und keimt und so mancher Baum noch kahl steht, andre schon Blätter haben. Alles das Jahr 1775!"

316. Mit v. Müller 6. Juni 1830.

Abends vor dem Hofe ein Stündchen bei ihm. Er war ein wenig abgespannt und negierend, doch sehr freundlich. Ich gab ihm seines Sohnes Mailänder Briefe zurück, mich wundernd, daß er nichts vom Dom geschrieben. „Er weiß schon," erwiderte er, „daß ich mir nichts daraus mache, ich nenne ihn nur eine Marmorhechel. Ich lasse nichts von der Art mehr gelten, als den Chor zu Köln, selbst den Münster nicht." Als ich ihm von dem edlen Streben der Frau Großfürstin, Weimar in der bisherigen Bedeutung, vorzüglich in sozialer Hinsicht, zu erhalten, erwiderte er: „Das Streben ist recht und löblich, aber man muß nur den falschen Begriff einer Zentralisation fernhalten. Weimar war gerade nur dadurch interessant, daß nirgends ein Zentrum war. Es lebten bedeutende Menschen hier, die sich nicht miteinander vertrugen; das war das belebendste aller Verhältnisse, regte an und erhielt jedem seine Freiheit. Jetzt finden wir hier kaum sechs Menschen, die zusammen in einen geselligen Kreis paßten und sich unterhalten könnten, ohne einander zu stören." Und nun ging er die bedeutendsten unserer Männer durch mit epigrammatischer Schärfe und schneidender Kritik. „Darum," damit

schloß er, „entsage ich der Geselligkeit und halte mich an die tête-à-tête. Ich bin alt genug, um Ruhe zu wünschen. Ich habe keinen Glauben an die Welt und habe verzweifeln gelernt."

317. Mit v. Müller 8. Juni 1830

Nachmittags von 4—6 Uhr bei ihm, sehr heiter und mitteilend: „Ich bin wohl spät vernünftig geworden, aber ich bin es nun doch." Mitteilung der Reiseroute seines Sohnes an den Comersee und die Borromäischen Inseln. „Eckermann versteht," fuhr er fort, „am besten, literarische Produktionen mir zu extorquieren durch den verständigen Anteil, den er an dem bereits Geleisteten, bereits Begonnenen nimmt. So ist er vorzüglich Ursache, daß ich den ‚Faust' fortsetze, daß die zwei ersten Akte des zweiten Teils beinahe fertig sind."

Ich nahm Anlaß, ihn an die Vollendung des vierten Teils seiner Memoiren zu erinnern. Er sagte: „In ruhigen vier Wochen könnte ich wohl damit zustande kommen, aber jetzt beschäftigt mich meine neue Edition der Pflanzenmetamorphose allzusehr. Übrigens wird der vierte Teil nur das Jahr 1775 umfassen, aber einen wichtigen, inhaltvollen, gleichsam bräutlichen Zustand derselben darstellen, eine Hauptkrisis meines Lebens."

Das ‚Glaubensbekenntnis eines Denkgläubigen' nannte er, obwohl nicht mißbilligend, eine betrübende Erscheinung, weil sie auf Halbheit und kümmerlicher Akkommodation beruhe. Man müsse entweder den Glauben an die Tradition festhalten, ohne sich auf ihre Kritik einzulassen, oder wenn man sich der Kritik ergebe, jenen Glauben aufgeben. Ein drittes sei nicht gedenkbar. „Mir bleibt Christus immer ein höchst bedeutendes, aber problematisches Wesen. Die Menschheit steckt jetzt in einer religiösen Krisis, wie sie durchkommen will, weiß ich nicht, aber sie muß und wird durchkommen. Seit die Menschen

einsehen lernen, wieviel dummes Zeug man ihnen angeheftet, und seit sie anfangen zu glauben, daß die Apostel und Heiligen auch nicht bessere Kerls als solche Bursche wie Klopstock, Lessing und wir anderen armen Hundsfötter gewesen, muß es natürlich wunderlich in den Köpfen sich kreuzen.

Mein Vater war ein tüchtiger Kerl, aber freilich fehlte ihm Gewandtheit und Beweglichkeit des Geistes. Er ließ mich mit meinen Possen gewähren; obgleich altertümlicher gesinnt, in religiöser Hinsicht, nahm er doch kein Arg an meinen Spekulationen und Ansichten, sondern erfreute sich seines Sohnes als eines wunderlichen Kauzes. Er tadelte nur den Leichtsinn und die geringe Achtung, mit denen ich meine Leistungen behandelte; zu mancher kleinen Zeichnung zog er selbst die Einfassungslinie oder klebte sie auf und gab Rahmen dazu."

318. Mit v. Müller 2. Juli 1830

Als ich sagte: das unendlich üppige Entfalten des kleinsten Samenkorns zu einem riesenhaften Baume sei wie eine Schöpfung aus nichts, erwiderte er: „Ja, aus etwas. Verstünde die Natur nicht, auch das Kleinste, uns gänzlich Unmerkbare im Raume zusammenzuziehen und zu konsolidieren, wie wollte sie es da anfangen, ihren unendlichen Zwecken zu genügen?"

319. Mit Riemer 1. Oktober 1830

„Ich las in ‚Tristram Shandy' und bewunderte aber- und abermal die Freiheit, zu der sich Sterne zu seiner Zeit emporgehoben hatte, begriff auch seine Einwirkung auf unsere Jugend. Er war der erste, der sich und uns aus Pedanterei und Philisterei emporhob."

Ich war von 6—8 Uhr abends bei ihm. Er genehmigte völlig den letzten Testamentsentwurf und zeigte sich sehr dankbar dafür, daß ich ihm diese große Sorge von der Brust nähme. Eine Wiederverheiratung Ottiliens würde das Fallgitter sein, das zwischen meiner Liebe und ihr niederfiele. Sternbergs schöne Beschreibung seiner Fahrt nach Helgoland. Walter Scotts ‚Briefe über Geistererscheinungen und Hexerei' hatte Goethe eben gelesen und lobte sie sehr; Niebuhrs gehaltvoller Brief bei Übersendung des zweiten Teils seiner ‚römischen Geschichte'. In der Vorrede wird ein Zeitalter der Barbarei als Folge der französischen und belgischen Revolutionen geweissagt. „Der Wahnsinn des französischen Hofes," äußerte Goethe, „hat den Talisman zerbrochen, der den Dämon der Revolutionen gefesselt hielt. Die Phantasie wird durch Niebuhrs Werk zerstört," sagte Goethe, „aber die klare Einsicht gewinnt ungemein." Merkwürdiger Kondolenzbrief des Kaufmanns Messow in Calbe an Goethe und dessen Dankbrief an Vogel. Goethe meinte: es müsse doch ein innerlicher, empfindungswarmer Mensch sein. „Ja, ja, es leben doch hier und da noch gute Menschen, die durch meine Schriften erbaut worden. Wer sie und mein Wesen überhaupt verstehen gelernt, wird doch bekennen müssen, daß er eine gewisse innere Freiheit gewonnen. Die Abende in Calbe mögen manchmal lang sein; da freut sich denn so einer, wenn er eine Ahnung bekommt, was eigentlich im Menschen steckt. Aber was hilft es ihm wohl? Zum rechten Durchdringen kommt es doch nicht leicht. Ach, es ist unsäglich, wie sich die armen Menschen auf der Erde abquälen!" Es schien ihm Bedürfnis, diesen Abend recht viel, was mir interessant sein möchte, mitzuteilen. „Man sollte das öfter tun," sagte er, „oft kann man damit einem Freunde Freude machen, und mancher gute Gedanke keimt dabei auf.

Nun, wenn ich nur erst meine Testamentssorge vom Herzen habe, dann wollen wir wieder frisch auftreten. Zehn neue Bände meiner Schriften sind fast schon parat. Vom zweiten Teil des ‚Faust‘ der fünfte Akt und der zweite fast ganz; der vierte muß noch gemacht werden, doch im Notfall könnte man ihn sich selbst konstruieren, da der Schlußpunkt im fünften Akt gegeben ist.“

321. Mit Soret*) 2. August 1831

Besuch bei Goethe nach dem Mittagessen. Wir sprachen von der Metamorphose; er versetzte der Theorie de Candolles einige Hiebe und behauptete, die Symmetrie sei eine bloße Illusion. „Die Natur,“ fügte er hinzu, „ist ein junges, ein wenig kokettes Mädchen, das uns durch tausend seiner Lockungen an sich zieht, aber in dem Augenblick, wo man es zu besitzen glaubt, unsern Armen entschlüpft, so daß wir nichts als ein Truggebilde ergriffen haben.“

322. Mit Riemer 7. November 1831

Ich bemerkte, daß Euripides in sich vereinige, was die römischen Dichter und Prosaisten des silbernen Zeitalters auszeichne, das Epigrammatische und Konzise. Wenn man das Konventionelle nicht zugebe, so könne man auch den Calderon nicht genießen. [Darauf Goethe:] „In der Poesie einer jeden Nation ist etwas Konventionelles, so auch bei Euripides. Zu seiner Zeit, die schon rhetorisch war, wollte man nur das sehen und hören. Es ist nicht zu leugnen, daß die Art des Sophokles und Äschylus etwas hat, was näher an die Natur geht.“

*) Ganz aus: Burkhardt, Goethes Unterhaltungen mit Friedrich Soret. Weimar 1905.

323. Mit Riemer 1831 (?)

„Der zweite Teil [des ‚Faust'] sollte und konnte nicht so fragmentarisch sein, als der erste. Der Verstand hat mehr Forderungen daran, als an den ersten, und in diesem Sinne mußte dem vernünftigen Leser entgegengearbeitet werden. Die Fabel mußte sich dem Ideellen nähern und zuletzt darin entfalten, die Behandlung aber des Dichters eigenen Weg nehmen. Es gab noch manche andere, herrliche, reale und phantastische Irrtümer, in welche der arme Mensch sich edler, würdiger, höher, als im ersten gemeinen Teile geschieht, verlieren durfte. Die Behandlung mußte aus dem Spezifischen mehr in das Generische gehen; denn Spezifikation und Varietät gehören der Jugend an."

324. Mit Soret 7. Dezember 1831

Nun kam das Gespräch auf die allzu große Fruchtbarkeit Viktor Hugos. „Wie sollte er nicht," sagte Goethe, „das schönste Talent zugrunde richten und herabwürdigen, wenn er sich einfallen läßt, in einem einzigen Jahre zwei Tragödien und einen Roman auf Bestellung zu schreiben, um damit enormes Geld zu verdienen? Ich mag ja diese Art und Weise, reich und sogar zur Berühmtheit des Tages werden zu wollen, nicht ganz verurteilen; will man aber bei der Nachwelt fortleben, so muß man sich doch entschließen, sich mehr anzustrengen." Goethe analysierte dann ‚Marion de Lorme' und zeigte mit einigen Strichen, daß dieser Stoff nur für die Durchbildung eines einzigen wirklich tragischen Aktes ausreiche, während Erwägungen des Vorteils, der Inszenierung usw. den Verfasser bestimmt haben, fünf Akte daraus zu machen, sehr ausgesponnen, welche allerdings den Vorteil haben, in der Gestaltung des Details sein Talent zur Geltung zu bringen.

325. Mit v. Müller Zwischen 1812 und 1832.

Die Fähigkeit, vom Besondern schnell zum Allgemeinen aufzusteigen, das scheinbar Getrennte zu verknüpfen und für jede abweichende Erscheinung die befriedigende Formel der Gesetzmäßigkeit aufzufinden, hat nicht leicht ein Sterblicher in höherem Grade besessen [als Goethe]. Daher denn auch bei jedem Naturstudium ihm leicht und ungezwungen ein Aperçu entgegenkam — oder, wie er es ausdrückte: das Gewahrwerden einer großen Maxime eintrat, die ihr Licht urplötzlich über seine Forschungen ausgoß.

„Ich lasse" — hörte ich ihn einst sagen — „die Gegenstände ruhig auf mich einwirken, beobachte dann diese Wirkung und bemühe mich, sie treu und unverfälscht wiederzugeben; dies ist das ganze Geheimnis, was man Genialität zu nennen beliebt."

326. Mit v. Müller Zwischen 1812 und 1832.

„Es gibt nur zwei Wege" — hörte ich ihn oftmals behaupten — „ein bedeutendes Ziel zu erreichen und Großes zu leisten: Gewalt und Folge. Jene wird leicht verhaßt, reizt zu Gegenwirkung auf und ist überhaupt nur wenigen Begünstigten verliehen; Folge aber, beharrliche, strenge, kann auch vom Kleinsten angewendet werden und wird selten ihr Ziel verfehlen, da ihre stille Macht im Laufe der Zeit unaufhaltsam wächst. Wo ich nun nicht mit Folge wirken, fortgesetzt Einfluß üben kann, ist es geratener gar nicht wirken zu wollen, indem man außerdem nur den natürlichen Entwicklungsgang der Dinge, der in sich selbst Heilmittel mit sich führt, stört, ohne für die bessere Richtung Gewähr leisten zu können."

327. Mit v. Müller Zwischen 1812 und 1832

„Von allen Geistern, die ich jemals angelockt, ... fühl' ich mich rings umsessen, ja umlagert."

328. Mit v. Müller Zwischen 1812 und 1832

„In den hundert Dingen, die mich interessieren," — äußerte er — „konstituiert sich immer eins in der Mitte als Hauptplanet, und das übrige Quodlibet meines Lebens treibt sich indessen in vielseitiger Mondgestalt umher, bis es einem und dem andern auch gelingt, gleichfalls in die Mitte zu rücken."

329. Mit Karl Holtei Zwischen 1827 und 1831

Man hatte die Schriftstellerin Sophie Mereau, nachherige Brentano, genannt. Goethe lobte sie sehr bedingt und gedachte sogleich ihres Gatten. „Ja," sagte er spöttisch lächelnd, „der Brentano, das war auch so einer, der gern für einen ganzen Kerl gegolten hätte. Er stieg vor Sophiens Wohnung am Weinspalier bis ans Fenster hinauf bei nächtlicher Weile, um die Leute glauben zu machen, es wäre viel dahinter. Aber es war und wurde nichts. Zuletzt warf er sich in die Frömmigkeit. Wie denn überhaupt die von Natur Verschnittenen nachher gern überfromm werden, wenn sie endlich eingesehen haben, daß sie anderswo zu kurz kamen, und daß es mit dem Leben nicht geht. Da lob' ich mir meine alten ehemaligen Kapuziner: die fraßen Stockfisch und — — — in einer Nacht. So war auch der Werner; ein schönes Talent. Ich habe mich seiner von Herzen angenommen und ihn redlich zu fördern gesucht auf alle Weise! Aber wie er nachher aus Italien zurückkam, da las er uns gleich am ersten Abend ein Sonett vor, worin er den aufgehenden Mond mit einer Hostie verglich. Da hatt' ich genug und ließ ihn laufen." —

Es war von Fouqué die Rede. Goethe wurde warm in Lobpreisungen der ‚Undine'. „Das ist ein anmutiges Büchlein und trifft so recht den Ton, der einem wohltut. Später wollte es dem armen Fouqué mit nichts mehr so gut gelingen.

Und das merkte er nicht. Aber es ist nicht anders. Der liebe Gott gibt dem Dichter einen Metallstab mit zu seinem Bedarf. Von außen sieht solches Ding aus wie eine Goldbarre. Bei manchen ist es auch Gold, mindestens ein tüchtiges Stück lang. Bei vielen ist es das liebe reine Kupfer, nur an den Polen des Stabes etwas Gold. Da bröckelt nun der Anfänger los, gibt aus, wird stolz, weil sein Gold im Kurse gilt, und wähnt, das müsse so fortgehn. So bröckelt er immer lustig weiter: Hernach, wenn er schon längst beim Kupfer ist, wundert er sich, daß die dummen Leute es nicht mehr für Gold annehmen wollen." —

Von Jean Paul: „Wie ihm die Phantasie ausging und ihm nichts Großes mehr einfallen wollte, da quält' er sich um Kleinigkeiten ab und trieb Wortklauberei. So hatt' er seine ewige Angst und seinen Ärger wegen der s des Genetivs. Mir, der ich selten selbst geschrieben, was ich zum Druck beförderte und, weil ich diktierte, mich dazu verschiedener Hände bedienen mußte, war die konsequente Rechtschreibung immer ziemlich gleichgültig. Wie dieses oder jenes Wort geschrieben wird, darauf kommt es doch eigentlich nicht an, sondern darauf, daß die Leser verstehen, was man damit sagen wollte. Und das haben die lieben Deutschen bei mir doch manchmal getan." —

Von Tieck: „Als er sie vollendet hatte, las er mir im alten Schlosse in Jena seine ‚Genovefa' vor. Nachdem er geendet, meint' ich, wir hätten zehn Uhr; es war aber schon tief in der Nacht, ohne daß ich's gewahr geworden. Das will aber schon etwas sagen, mir so drei Stunden aus meinem Leben weggelesen zu haben."

330. Mit Soret — Um 1831

Eines Tages war die Rede von der herrschenden Mode in der Gesellschaft, die ihn umgab: keine Zusammenkünfte mehr

um des einfachen Plaudervergnügens willen oder um die jungen Leute durch ihrem Alter gemäße Unterhaltungen einander zu nähern. Viele Bälle freilich, aber außerdem ewige Versammlungen, wo die frische Schönheit mit dem noch unbärtigen jungen Mann über die gelehrten Regeln des Whist oder Boston streitet. Goethe hatte beinahe einen Abscheu vor dieser Art von Gesellschaften, aber indem er plötzlich ihre Verteidigung gegen uns ergriff, rief er aus: „Respektiert ihre Spiele! Das ist eine Ordnung der Konvention, die sich auf den Trümmern der öffentlichen Ordnung errichtet. Jetzt, da man sich damit unterhält, Throne zu stürzen, ist es billig, die natürliche Neigung zur Unterwürfigkeit darzutun, indem man die Ketten des Karokönigs auf sich nimmt."

331. Mit v. Müller 1. Januar 1832

Zwischen 5 und 6 Uhr trafen Coudray und ich ihn sehr heiter und aufgelegt, ja er neigte sehr zu seiner Lieblingsform, der Ironie. Als ich das Verbot von Raumers Untergang Polens rügte, verteidigte er es lebhaft: „Preußens frühere Handlungsweise gegen Polen jetzt wieder aufzudecken und in übles Licht zu stellen, kann nur schaden, nur aufreizen. Ich stelle mich höher als die gewöhnlichen platten moralischen Politiker; ich spreche es geradezu aus, kein König hält Wort, kann es nicht halten, muß stets den gebieterischen Umständen nachgeben; die Polen wären doch untergegangen, mußten nach ihrer ganzen verwirrten Sinnesweise untergehen; sollte Preußen mit leeren Händen dabei ausgehen, während Rußland und Österreich zugriffen? Für uns arme Philister ist die entgegengesetzte Handlungsweise Pflicht, nicht für die Mächtigen der Erde." Diese Maxime widerte mich an, ich bekämpfte sie, jedoch ohne Erfolg. Sodann zeigte er uns die schöne Medaille

Alexanders von Medici, auch einen herrlichen bronzenen Knopf aus jener Zeit, einen Amor vorstellend, zwischen zarten Arabesken. Man trug dergleichen Knöpfe am Hute. Die Mahagonischatulle, worin diese Antiquitäten und viele andere Münzen verwahrt waren, stand offen, als wir eintraten. Er schloß sie sogleich mit sichtbarer Freude, etwas vor uns zu verbergen, und holte erst später mit Feierlichkeit jene Seltenheiten heraus. Auch ein Gemälde der neuentstandenen Insel Nerita, zwischen Sizilien und Malta, mit dem vulkanischen Feuerwerk, ließ er uns schauen: „Seht hier das neueste Backwerk des Weltgeistes." Andere Zeichnungen und Lithographien, die er vorführen wollte, waren nicht gleich zur Hand, und wir wurden auf ein anderes Mal vertröstet. Einst saß Goethe in Karlsbad mit einem österreichischen Magnaten zu Tisch, der ihm entschuldigen möchte, daß er Goethes Werke noch nicht gelesen, weil er sich zum Prinzip gemacht, Autoren erst dann zu lesen und anzukaufen, wenn keine veränderten Editionen mehr zu fürchten seien, d. h. nach ihrem Tode. Goethe sagte: „Sie sollten nach Wien kommen; dort macht man etwas aus solchen Leuten, wie Sie sind." Ein anderes Mal sagte Goethe: „Ein heftiger, wenngleich ungerechter Angriff bleibt kühn und ehrenhaft; jede Verteidigung ist immer mißlich, sei sie auch noch so gut gemacht. Das war immer unsere Maxime."

332. Mit Soret*) 5. Februar 1832

Mit dem Prinzen machte ich bei Goethe Besuche. Während die Kinder spielten, unterhielten wir uns, und ich gedachte unter anderm der Feststellung, wieviel Briefe ich seit 20 Jahren geschrieben und empfangen hatte, Monat für

*) Ganz aus: Burkhardt, Goethes Unterhaltungen mit Friedrich Soret. Weimar 1905.

Monat berechnet; sie ließe sich durch eine ziemlich regelmäßige Kurve darstellen, steigend oder fallend je nach der Geschäftigkeit der Tage, mit halbmonatlichen Unterschieden. Feststellungen für andere Korrespondenzen, wie von Voltaire, Sevigné, Rousseau ergaben andere Kurven, und Goethe hatte nun, wie er sagte, den Einfall, mit der seinigen in gleicher Weise der Wissenschaft zu dienen; doch sei er vor der Arbeit erschrocken; auch würde das Resultat aller Wahrscheinlichkeit nach keine Regelmäßigkeit erkennen lassen, bei den größeren Unterbrechungen, die durch Reisen und andere persönliche Verhältnisse herbeigeführt worden wären. Goethe kam dann auf die fortlaufende Korrespondenz gewisser Persönlichkeiten zu sprechen und sagte, wenn eine solche von Dauer sein soll, so darf von beiden Seiten kein Zwang bestehn, besonders hinsichtlich der Antworten: jeder solle erst dann schreiben, wenn eine neue wichtige Anregung sich darbietet; wenn man sich zu strenge Regeln aufzulegen sucht, kommt ein andauernder Briefwechsel, selbst unter den besten Freunden, schwer zustande.

333. Mit Soret 17. Februar 1832

„Das größte Genie würde nicht sehr weit kommen, wenn es alles aus sich schöpfen sollte. Was ist denn ein Genie, wenn es nicht die Fähigkeit besitzt, alles, was ihm nahe kommt, sich nutzbar zu machen, von hier den Marmor, von dort das Erz für die Fertigstellung eines Gebäudes zu nehmen? Wenn man mir nicht sagte, daß Mirabeau die glücklichsten Gedanken anderer sich anzueignen gewußt hätte, würde ich kaum an die Geschichte seines Einflusses glauben. Der talentvollste junge Maler, der seiner Phantasie ganz allein vertrauen zu müssen glaubt, würde — wenn er ein Genie wäre — nicht in dieses Zimmer treten können und die Bilder an den Wänden

ansehen, ohne von hier mit einem viel reicheren Vorrat von Ideen wegzugehen. Was bin ich denn selbst, was habe ich geleistet? Alles, was ich gesehen, gehört und beobachtet, habe ich gesammelt und ausgenutzt. Meine Werke sind von unzähligen verschiedenen Individuen genährt worden, von Ignoranten und Weisen, Leuten von Geist und von Dummköpfen: die Kindheit, das reife und das Greisenalter, alle haben mir ihre Gedanken entgegengebracht, ihre Fähigkeiten, Hoffnungen und Lebensansichten; ich habe oft geerntet, was andere gesät haben, mein Werk ist das eines Kollektivwesens, das den Namen Goethe trägt.

So war seinem Wesen nach auch Mirabeau: er hatte das Genie der Rednerbühne, der Einsammlung und Beobachtung; er durchschaute das Talent, fesselte es an sich, nützte alles, was gut war, ohne sich für verpflichtet zu halten, seine Quellen anzugeben, und seine große Kunst war, sich in einer großen Zahl vorzüglicher Gebiete zu bewegen."

334. Mit v. Müller 26. Februar 1832

Er fragte nach Professor Kunzes Vorlesungen, und dies gab bald Veranlassung zu den interessantesten Äußerungen seinerseits, da sich seine Teilnahme an unseren Naturstudien fortwährend steigerte, als er hörte, daß wir an der Farbenlehre stünden: „Die Sache ist eigentlich sehr einfach, aber gerade darum schwer. Die größten Wahrheiten widersprechen oft geradezu den Sinnen, ja fast immer. Die Bewegung der Erde um die Sonne, was kann dem Augenschein noch absurder sein? Und doch ist es die größte, erhabenste, folgenreichste Entdeckung, die je der Mensch gemacht hat, in meinen Augen wichtiger als die ganze Bibel. Es ist mit der Farbenlehre wie mit dem Whist- oder Schachspiel. Man kann einem

alle Regeln dieses Spiels mitteilen, und er vermag es doch nicht zu spielen. Es kommt nicht darauf an, jene Regeln durch Überlieferung zu lernen, man muß sie selbst machen, etwas tun. Die Natur spielt immerfort mit der Mannigfaltigkeit der einzelnen Erscheinungen, aber es kommt darauf an, sich dadurch nicht irren zu lassen, die allgemeine stetige Regel zu abstrahieren, nach der sie handelt. Ihr anderen habt es gut, Ihr geht in den Garten, in den Wald, beschaut harmlos Blumen und Bäume, während ich überall an die Metamorphosenlehre erinnert werde und mit dieser mich abquäle. Im Jahre 1834 kommt der große Komet, schon habe ich an Schrön nach Jena geschrieben, eine vorläufige Zusammenstellung der Notizen über ihn zu machen, damit man einen so merkwürdigen Herrn wohl vorbereitet und würdig empfange."

335. Mit Soret 27. Februar 1832

Wir kamen dann auf andere Dinge, auf die französischen Romane, besonders auf die von Balzac. Vom ‚Peau-de-chagrin' sagte er, man könne jede Einzelheit darin angreifen, auf jeder Seite Verstöße und Extravaganzen des Verfassers finden, mit einem Worte, mehr Mängel als nötig, um ein sonst gutes Buch zu vernichten, und dennoch sei es unmöglich, darin das Werk eines mehr als alltäglichen Talentes zu verkennen und es ohne Interesse zu lesen.

336. Mit Soret Zwischen 1822 und 1832

Er hatte eine ausgesprochne Abneigung gegen Erzählungen, die sich auf die Tagesereignisse bezogen oder auf noch lebende Personen. „Man muß sich in eine gewisse Entfernung von

den Dingen stellen, um sie gut zu beurteilen," sagte er, „und um die Bezüge zu würdigen, die sie verknüpfen. Davon zu reden, während man sie berührt, das heißt Gefahr laufen, als Blinder davon zu reden, denn man ist außerstande, ihre wahren Verhältnisse zu messen. Ich überlasse diese Sachen denen, die nach mir kommen."

337. Mit Karl Wilhelm Göttling 3. März 1832

In der alten Literatur zog ihn vorzüglich Euripides an, den er sehr schätzte. Das Fragment vom Drama ‚Phaeton' interessierte ihn so sehr, daß er . . . eine abermalige Revision der Herstellung verhieß. Er sagte unter anderm: „Sie wissen, daß mir Hermann seine Ausgabe der ‚Iphigenia' dediziert hat. Es hat mich gefreut, auch darum, weil ihr Philologen in euren Urteilen konstant bleibt. Ich werde von ihm tenuem spiritum Grajae Camenae Germanis monstrator genannt, womit er mir fast scheint haben andeuten zu wollen, daß ihm Euripides nicht sehr hoch stehe. Aber so seid ihr! Weil Euripides ein paar schlechte Stücke wie ‚Elektra' und ‚Helena' geschrieben und weil ihn Aristophanes gehudelt hat, so stellt ihr ihn tiefer als andere. Nach seinen besten Produkten muß man einen Dichter beurteilen, nicht nach seinen schlechtesten. Überhaupt seid ihr Philologen, obgleich ihr einen gewissen unverächtlichen Geschmack habt und durch eure solide, stämmige Bildung immer einen großen Einfluß auf die Literatur behaupten werdet, doch eine Art Wappenkönige. Wie diese nur das für ein gutes Geschlecht halten, welches seit Jahrhunderten dafür gegolten hat, und wie sie z. B. meinen Stamm deshalb für einen schwachen halten würden, so tut ihr es in der Literatur mit Euripides: weil der seit langer Zeit angefochten wird, fechtet ihr ihn auch an. Und was für prächtige Stücke hat

er doch gemacht! Für sein schönstes halte ich die ‚Bakchen‘. Kann man die Macht der Gottheit vortrefflicher und die Verblendung der Menschen geistreicher darstellen, als es hier geschehen ist? Das Stück gäbe die fruchtbarste Vergleichung einer modernen dramatischen Darstellbarkeit der leidenden Gottheit in Christus mit der antiken eines ähnlichen Leidens, um daraus desto mächtiger hervorzugehen, in Dionysus.“

338. Am letzten Tag — 22. März 1832

Morgens gegen 6 Uhr ließ er sich im Lehnstuhl aufrichten und ging aus seinem Schlafkabinette einige Schritte in sein Arbeitszimmer. Hier, wo sie sich die Nacht hindurch verborgen gehalten, traf er seine Schwiegertochter an, zu welcher er freundlich scherzend sagte: „Ei, ei, Frauenzimmerchen! bist Du denn auch schon wieder heruntergekommen?“ — Er ging jedoch, sich sehr matt fühlend, sogleich wieder auf den Lehnstuhl in seinem Schlafzimmer zurück.

.... Obgleich der Arzt bestimmt erklärt hatte, daß keine Hoffnung vorhanden sei, ihn von dem zurückgetretenen Katarrhalfieber zu retten, so wollten doch nicht alle in dem vordern Zimmer anwesenden Freunde dieser schmerzlichen Mitteilung Glauben beimessen, zumal da das Barometer seit gestern bedeutend gestiegen war und sie aus Erfahrung wußten, welchen starken Einfluß der Zustand der Luft auf Goethes Gesundheit ausübe. Auch der Kranke selbst sprach am Morgen gegen seine Schwiegertochter die Hoffnung auf Wiedererlangung seiner Gesundheit und Kräfte aus, indem er sagte: der April brächte zwar Stürme, aber auch schöne Tage, an denen er sich durch Bewegung in der freien Natur wieder stärken wolle; ja, den Arzt bat er, er möchte ihm keine Arznei mehr geben; es gehe ja so gut.

Gegen Sonnenaufgang verschlimmerte — wie der Arzt vorausgesagt — der Zustand sich bedeutend, und die Kräfte sanken mehr und mehr. Man hatte das Zimmer ganz dunkel gelassen, um den Kranken dadurch ruhiger zu erhalten, allein er sagte: „Gebt mir Licht; die Dunkelheit ist unangenehm.“ Bald aber schienen seine Augen zu leiden; denn er hielt wiederholt die Hand wie einen Schirm über dieselben, als wenn er sie schützen oder etwas in der Ferne sehen wollte, so daß man ihm den grünen Schirm gab, welchen er abends bei dem Lesen zu tragen pflegte. Er forderte dann seine Schwiegertochter auf, sich neben ihn zu setzen, ergriff ihre Hand und hielt sie lange in der seinigen.

Gegen 9 Uhr verlangte Goethe, Wasser mit Wein vermischt zu trinken, und als ihm dieses gebracht wurde, richtete er sich im Lehnstuhle auf, ergriff das Glas mit fester Hand und trank es aus, jedoch erst nach der Frage: „Es wird doch nicht zu viel Wein darunter sein?“ Dann rief er John herbei, und unterstützt von diesem und seinem Bedienten stand er vom Stuhle ganz auf. Vor demselben stehend, fragte er: welchen Tag im Monat man habe, und auf die Antwort, daß es der 22. sei, erwiderte er: „Also hat der Frühling begonnen, und wir können uns um so eher erholen.“ Er setzte sich dann wieder in den Armstuhl und verfiel in einen sanften Schlaf mit angenehmen Träumen; denn er sprach unter anderm: „Seht den schönen weiblichen Kopf — mit schwarzen Locken — in prächtigem Kolorit — auf dunklem Hintergrunde.“ Überhaupt schien ihn ganz und gar die Kunst zu beschäftigen; denn er äußerte kurz darauf: „Friedrich, gib mir die dort stehende Mappe mit Zeichnungen!“ Da keine Mappe, sondern ein Buch an der bezeichneten Stelle stand, reichte ihm der Bediente dieses, allein der Kranke versetzte darauf: „Nicht das Buch, sondern das Portefeuille!“ Der Diener versicherte,

es sei kein Portefeuille, sondern nur ein Buch da, und nun ermunterte sich Goethe ganz aus dem Halbschlaf und sagte scherzend: „Nun, so war es ja wohl ein Gespenst.“

Kurz darauf verlangte er kaltes Geflügel zum Frühstück. Man brachte ihm dieses; er nahm etwas davon in den Mund und wünschte zu trinken. Friedrich reichte ihm ein Glas mit Wasser und Wein, von welchem er aber nur wenig trank und die Frage an den Bedienten richtete: „Du hast mir doch keinen Zucker in den Wein getan, der mir schadet?“ Er bestellte darauf, was er zu Mittag essen wollte und überdies für den Sonnabend [den 24. März], an welchem Tage der Hofrat Vogel bei ihm speisen sollte, ein Lieblingsgericht desselben. So war er bis zum letzten Augenblicke liebend für seine Freunde besorgt. . . . Goethe ließ sich abermals von seinem Kopisten John und Friedrich aufrichten, um in sein Arbeitszimmer zu gehen, allein er kam nur bis an den Eingang, wankte und setzte sich bald wieder in den Lehnstuhl.

Als er hier ein Weilchen saß, forderte er ein Manuskript von Kotzebue. Es war keins zu finden, und man eröffnete ihm dieses. Er erwiderte darauf: es müsse dann entwendet worden sein. Es fand sich später, daß dieses Verlangen nach dem Kotzebueschen Manuskripte nicht durch eine bloße Phantasie erzeugt worden sei; er hatte sich nämlich vor wenigen Tagen mit seiner Bearbeitung von Kotzebues ‚Schutzgeist‘ — einem Stücke, das er sehr liebte — beschäftigt und es seinem Enkel Wolf geschenkt. Man fand es später auf dem Schreibtische des letzteren liegen.

Sein Geist beschäftigte sich darauf mit seinem vorausgegangenen Freund Schiller. Als er nämlich ein Blatt Papier an dem Boden liegen sah, fragte er: warum man denn Schillers Briefwechsel hier liegen lasse; man möge denselben doch ja aufheben. Gleich darauf rief er Friedrichen zu: „Macht doch den

zweiten Fensterladen in der Stube auch auf, damit mehr Licht hereinkomme!" Dies sollen seine letzten Worte gewesen sein.

Als nun das Sprechen ihm immer schwerer wurde, und er doch noch Darstellungs- und Mitteilungsdrang fühlte, zeichnete er erst mit gehobener Hand in die Luft, wie er auch in gesunden Tagen zu tun pflegte; dann schrieb er mit dem Zeigefinger der Rechten in die Luft einige Zeilen. Da die Kraft abnahm und der Arm tiefer sank, so schrieb er etwas tiefer und zuletzt — wie es schien, dasselbe — auf dem seine Beine bedeckenden Oberbette zu wiederholten Malen. Man bemerkte, daß er genau Interpunktionszeichen setzte, und den Anfangsbuchstaben erkannte man deutlich für ein großes W; die übrigen Züge vermochte man nicht zu deuten.

— — — — — — — — — — — — —

Da die Finger anfingen blau zu werden, so nahm man ihm den grünen Arbeitsschirm von den Augen und fand, daß sie schon gebrochen waren. Der Atem wurde von Augenblick zu Augenblick schwerer, ohne jedoch zum Röcheln zu werden; der Sterbende drückte sich, ohne das geringste Zeichen des Schmerzes, bequem in die linke Seite des Lehnstuhls, und die Brust, die eine Welt in sich erschuf und trug und hegte, hatte ausgeatmet.

Quellen und Anmerkungen

Die Anmerkungen enthalten neben den Quellenangaben nur die notwendigsten literarischen Nachweise, Realien und Personalien.

Nr.

1. Heinrich Stillings Wanderschaft. Berlin, Leipzig 1778. S. 148 ff. – Die Genannten sind Mitglieder von Goethes Straßburger Tischgenossenschaft. Johann Daniel Salzmann, damals 48 Jahre alt, Aktuar beim Vormundschaftsgericht; Troost ein vierzigjähriger Chirurg aus Elberfeld. Über Jung-Stilling und seine Religiosität, über den Spötter Meyer und die Staßburger Tafelrunde vgl. ‚Dichtung und Wahrheit', 9. Buch.
2. Goethe und Werther. Stuttgart und Tübingen 1854. S. 35 ff. — Aus einer fragmentarischen Skizze Kestners über Goethe. Kestner (1741—1800), Hannoveranischer Legationssekretär in Wetzlar, Bräutigam von Lotte Buff, ein tüchtiger und gescheiter Mann.
3. Aus Friedrich Heinrich Jacobis Nachlaß, hgg. v. Zoeppritz. Leipzig 1869. I, S. 108. — Was in Biedermanns Text (Nr. 14) folgt, sind Worte Jacobis, nicht Goethes. Über Goethes Meinung von Jacobi vgl. auch Gespräch 10 unserer Sammlung.
4. Goethe-Jahrbuch II, S. 379 f. — Johanna Fahlmer geb. 1744, Tante der Brüder Jacobi, ein muntres älteres Fräulein, aus Düsseldorf nach Frankfurt übergesiedelt. 1777 vermählte sie sich mit Goethes ehemaligem Schwager Johann Georg Schlosser. ‚Der Dechant' Friedrich Damian Dumeix, Dechant des Stifts St. Leonhard. „Er war der erste katholische Geistliche, mit dem ich

in nähere Berührung kam, und der, weil er ein sehr hellsehender Mann war, mir über den Glauben, die Gebräuche, die äußern und inneren Verhältnisse der ältesten Kirche schöne und hinreichende Aufschlüsse gab." ‚Dichtung und Wahrheit' 13. Buch. Marie Sophie von La Roche (1731—1807), damals beliebte Schriftstellerin, Freundin Wielands. Das Gespräch betrifft Wielands freundlich väterliche und geistreiche Erwiderung auf Goethes ‚Götter, Helden und Wieland' im ‚Deutschen Merkur' 1774, S. 321 und seine Rezension des ‚Götz' ebda. S. 351. Lenz hatte Goethes übermütiges Pamphlet drucken lassen, vgl. ‚Dichtung und Wahrheit' 15. Buch. — Anne Marie le Page, Madame du Boccage (1710—1802), mittelmäßige französische Schriftstellerin im Zeitalter Voltaires.

5. Lavaters Lebensbeschreibung von Geßner. Winterthur 1802. II, S. 126.

6. Janssen, Stolberg seit seiner Rückkehr zur katholischen Kirche. Freiburg i. B. 1877. I, S. 70. — Goethe-Prometheus spricht von sich selbst.

7. Briefe von und an G. A. Bürger, hgg. v. A. Strodtmann. Berlin 1874. I, S. 304. — Bei Gelegenheit von Bürgers Homerverdeutschung in Jamben.

8. Johann Daniel Falk, Goethe aus näherem persönlichen Umgang dargestellt. Leipzig 1832. S. 139 ff. — Über Falk vgl. die Einleitung, ferner Goethe zu Riemer (Biedermann Nr. 349.) „Über Falk; hat nur die mittleren Maximen durch sich selbst, die höheren bloß aneignungsweise."

9. Schriften von Friedrich v. Matthisson. Zürich 1825. III, S. 351.

10. u. 11. Kutschera von Aichbergen, J. A. Leisewitz. Wien

Nr.

1876. S. 41 ff. — Vgl. die Erwähnung dieses Zusammentreffens in Goethes Tagebuch, Robert Keil ‚Vor 100 Jahren'. Leipzig 1875. I, S. 229. Leisewitz (1752—1806). Durch sein Trauerspiel ‚Julius von Tarent' ein dramatischer Mittler zwischen dem Theater Lessings und dem ‚Sturm und Drang'.

12. Vierteljahrsschrift für Literaturgeschichte 1880 I, S. 142. (Aus einem Brief Herders an Hamann.)

13. Berühmte Schriftsteller der Deutschen. Berlin 1854. I, S. 3 ff. — Dietmar war Lehrer an der von dem philanthropischen Pädagogen Christian Gotthilf Salzmann gegründeten Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal bei Gotha. Musäus Verfasser der ‚Volksmärchen der Deutschen'.

14. Goethe-Jahrbuch IV, S. 319 (aus der als Manuskript gedruckten Selbstbiographie des Adalbert Gyrowetz. Wien 1848). — Adalbert Gyrowetz (1763—1849), Komponist und Kapellmeister, aus Böhmen stammend, in Österreich tätig.

15. Herders Reise nach Italien: Herders Briefwechsel mit seiner Gattin usw., hgg. v. H. Düntzer und F. G. v. Herder. Gießen 1859. S. 72 ff. — Aus d. Brief der Caroline Herder v. 12. September 1788.

16. Briefwechsel zwischen Schiller und Körner, hgg. v. Ludwig Geiger. Stuttgart, Cottas Weltliteratur. I, S. 253 f. — Brief v. 12. September 1788.

17. Wie Nr. 15. S. 172.

18. Wie Nr. 15. S. 127. — Müller, der schweizerische Geschichtschreiber Johannes Müller (1752—1809), der damals auf der Rückreise von Berlin nach Mainz durch Weimar kam, vgl. Joh. v. Müllers sämtliche Werke, Tü-

bingen 1810. V, S. 223. — Der ‚Kaiser‘ Joseph II., mit dem ‚Krieg‘ ist wohl auf die durch Josephs Eingriffe in die belgische Verfassung entstandnen Verwicklungen angespielt.

19. Wie Nr. 15. S. 243. — Bei Gelegenheit von Karl Philipp Moritz' Abhandlung ‚Über die bildende Nachahmung des Schönen‘ war eine Meinungsverschiedenheit zwischen Knebel und Moritz, dem Goethe beizustimmen schien, entstanden. Das obige Gespräch ist die Auseinandersetzung Goethes über die strittigen Punkte.

20. Wie Nr. 15. S. 249 f.

21. Literarische Zustände und Zeitgenossen. In Schilderungen aus Karl August Böttigers handschriftlichem Nachlasse, hgg. von K. W. Böttiger. Leipzig 1838. I, 139 f. — Der Aufzeichner, Böttiger, Herr ‚Ubique‘ im Briefwechsel Goethe-Schiller, durch seine unlautere Vielgeschäftigkeit, Zwischenträgerei und selbstgefällige Wichtigtuerei Goethen verhaßt; Literat und Wissenschaftler. Er hegte vor Goethe einen anfangs verehrenden, später feindseligen Respekt, nachdem ihn Goethes Einfluß aus Weimar nach Dresden vertrieben hatte, und war besonders ein Gegner aller Romantikerbestrebungen. Vgl. Goethe über ihn zu Max Jacobi (Biedermann Nr. 138) „bei dem bin ich . . vor allem Einfluß des Gemütes auf den Verstand sicher, und so einen brauche ich“. (1796.) Und zu Sara von Grotthuß (Biedermann Nr. 577) „Er brauchte gar kein Lump zu sein, wenn er nicht durchaus wollte.“ (1813.) ‚Architektonische Gaskonade‘ wohl Anspielung auf den Vorschlag des Deinokrates (Architekt unter Alexander, Erbauer Alexandriens) — nicht Sosthenes — aus dem Vorgebirge Athos eine Statue des Königs zu errichten, die in der

einen Hand eine Stadt halte, aus der andern die Bergwasser ins Meer schütte.

22. Goethe-Jahrbuch IV, S. 332 ff. (Aufzeichnung Böttigers.)

23. Weimarisches Jahrbuch für Deutsche Sprache, Literatur und Kunst, hgg. von Hoffmann v. Fallersleben und O. Schade. VI, S. 22 ff.

24. Briefwechsel zwischen Rahel und David Veit, Leipzig 1861. I, S. 246 ff. — David Veit (1771—1814), Arzt und Schriftsteller mit der literarisch gesellschaftlichen Bildung des Rahelschen Kreises, halb Berliner Aufklärung, halb romantischer Witz. ‚Hofrat Moritz' Karl Philipp Moritz, Goethes Kunstgenosse in Italien, Ästhetiker und Verfasser des psychologischen Romans ‚Anton Reiser'. Salomon Maimon (1754—1800), ursprünglich Talmudschüler, dann während eines durch Not und Leichtsinn abenteuerlichen Lebens vielseitiger philosophischer Schriftsteller, bekannt vorzüglich als scharfsinniger Gegner Kants.

25. Wie Nr. 24. II, S. 73.

26. Nach einer Niederschrift Böttigers auf der Kgl. öff. Bibliothek zu Dresden. — Friedrich August Wolf, der Begründer der klassischen Philologie als einer selbständigen Wissenschaft. exostra und *εκκυκλημα* (auch *εγκυκλημα*) (hier *εκκυκλησις*?) roll- oder drehbare Theatermaschinen des Altertums, um den Hintergrund der Bühne als ein Hausinneres darzustellen.

27. Wie Nr. 16. III, S. 187 f. — ‚Auf die Komödie...': Körner hatte den 22. V. 95 geschrieben: ‚Warum versucht Goethe nicht einmal seine ganze Kraft in einem Lustspiele?' Vgl. ‚Über epische und dramatische Dichtung' in Goethe und Schillers Briefwechsel, Schreiben vom 23. Dezember 1797.

Nr.

28. Wie Nr. 23. II, S. 167, 179. — ‚Literarischer Sansculottismus‘, ein Aufsatz Goethes zur Verteidigung der zeitgenössischen deutschen Literatur gegen unberechtigte Angriffe und Ansprüche im Berliner ‚Archiv der Zeit und ihres Geschmackes‘ (März 1795).

29. Briefwechsel zwischen Schiller und W. v. Humboldt. — Brief Schillers vom 9. November 1795.

30. u. 31. Wie Nr. 21. S. 49 ff. — ‚os coccygis‘ Steißbein. ‚Milz‘: bei Böttiger ist eine Anekdote von einem englischen Soldaten hier eingefügt, der mit seiner halben abgeschnittenen Milz hausieren ging. The Koran or the Life, Character and Sentiments of Tria Juncta in Uno, M. N. A. or Master of no arts. The Postumous Works of a late celebrated genius deceased‘ eine Nachahmung und Parodie von Laurence Sternes Werken, die 1770 erschien, anfangs dem Verfasser des ‚Tristram Shandy‘ selbst zugeschrieben und in die erste Gesamtausgabe seiner Werke, Dublin 1779, aufgenommen wurde. Jetzt wird sie dem Schriftsteller Richard Griffith (1752—1820) oder dessen gleichnamigem Sohn vindiziert. ‚Auf zwei herab‘ — bei Böttiger wohl aus Versehen ‚herauf‘.

32. Wie Nr. 21. S. 97.

33. Charlotte von Stein. Ein Lebensbild von H. Düntzer. Stuttgart 1874. Bd. II, S. 44. — Dora Stock, Schwägerin Christian Gottfried Körners.

34. Wie Nr. 21. S. 217. — Heinrich Meyer, Goethes Autorität in Dingen der bildenden Kunst, der ‚Kunschtmeyer‘ (1760—1832), von 1792 ab des Dichters Hausgenosse.

35. Jean Pauls Briefwechsel mit seiner Frau und Christian Otto, hgg. v. Paul Nerrlich. Berlin 1902, S. 79.

Nr.

36. Caroline, hgg. v. G. Waitz. Leipzig 1871. Bd. I, S. 215 f. — A. d. Bericht Carolinens an Friedrich Schlegel v. 14. Oktober 1798. Friedrich Schlegels Aufsatz über ‚Wilhelm Meister' im ‚Athenäum', noch heute die eindringlichste und geistreichste Analyse.

37. Wie Nr. 35. S. 100.

38. Wie Nr. 21. S. 239.

39. Heinrich Eberhard Gottlob Paulus und seine Zeit von K. A. Freiherr v. Reichlin-Meldegg. Stuttgart 1853. Bd. II, S. 294. — Paulus (1761—1851) rationalistischer Theologe, Gegner der romantischen Philosophie, besonders Schellings.

40. Aus dem Tagebuch eines alten Schauspielers von Ed. Genast. Leipzig 1862. I, Kap. 6.

41. Goethe und die Brüder Grimm von Reinhold Steig. Berlin 1892. S. 209. — Gewährsmann für die merkwürdige Äußerung ist A. W. Schlegel; sie ist bei seiner Neigung, einen möglichst scharfen Gegensatz zwischen Goethe und Schiller herzustellen, vielleicht von ihm so pointiert. Vgl. übrigens Caroline, hgg. v. Waitz Bd. II, S. 90.

42. Erinnerungen eines weimarischen Veteranen von Heinrich Schmidt. Leipzig 1865. S. 104 f. — Vgl. Goethes ‚Regeln für Schauspieler'.

43. Goethe-Jahrbuch VI, 65 ff. (Nach Aufzeichnungen der Gräfin Henriette von Egloffstein.) — Die Göchhausen und die Egloffstein waren zwei literarisch interessierte Damen der Weimarer Hofgesellschaft.

44. Briefe von und an Goethe, desgleichen Aphorismen und

Nr.

Brocardica, hgg. von F. W. Riemer, Leipzig 1846. S. 282—285.

45. Morgenblatt für gebildete Leser. Stuttgart und Tübingen 1855. S. 658. — Benjamin Constant de Rebecque (1767—1830), französischer Schriftsteller und Politiker, Freund und Begleiter der Staël.

46. Wie Nr. 44. S. 286.

47. Wie Nr. 45. S. 631.

48. Goethe und Schiller in Briefen von Heinrich Voß dem Jüngeren, hgg. v. H. G. Graef. Leipzig (Reclam) S. 20 ff. — ‚Pfarrer von Grünau' aus des älteren Voß ‚Luise'.

49. Wie Nr. 48. S. 22. — ‚Achelous': Flußgott, kämpft mit Herakles um Dejanira und entflieht, in einen Stier verwandelt.

50. Wie Nr. 45. S. 681. — ‚Alarcos', Drama Friedrich Schlegels mit forcierter literarischer Vermengung romantischer und klassischer Motive, von Goethe trotz vielfacher Warnung als stilistisches Experiment auf der Weimarer Bühne aufgeführt, mit entschiedenem Mißerfolg.

51. Übersetzt aus Diary, Reminiscences and correspondences of Henry Crabb Robinson. Selected and edited by Th. Sadler. Kap. XVII. — Robinson (1775—1867) Londoner Rechtsanwalt, lebte 1801—1805 in Jena. Vgl. ein Urteil des jüngeren Voß über ihn (Goethe-Jahrbuch VI, 114). Goethe kannte G. Forsters Übersetzung nach dem Englischen. Vgl. Epigramme ‚Antiker Form sich nähernd' Nr. 33.

52. Wie Nr. 48. S. 39—41.

53. Wie Nr. 48. S. 70 ff.

Nr.

54. Riemer, Mitteilungen über Goethe. Berlin 1841, Bd. II, S. 696.

55. Wie Nr. 48. S. 83 f.

56. Wie Nr. 48. S. 86

57. Wie Nr. 44. S. 287.

58. Das Blaubuch. Wochenschrift für öffentliches Leben, Literatur und Kunst. I. Jahrg. Heft 7. — Hagen, ‚der unter dem Namen des tollen Hagen, weit und breit bekannt, wie eine Art von gefährlichem Zyklopen auf einer sehr schönen Besitzung hauste', ein roher, barocker, übrigens kenntnisreicher Landedelmann zu Nienburg im Harz. Siehe Goethes Tag- und Jahreshefte 1805.

59. H. Düntzer, zwei Bekehrte, Leipzig 1873. S. 404. — Aufzeichnungen aus Goethes naturphilosophischen Vorträgen von Sophie von Schardt, geb. von Bernstorff, Schwägerin von Charlotte von Stein, geb. zu Hannover 1755, einer kleinen munteren Hofdame.

60. Wie Nr. 54. S. 697. — Vgl. Goethes Tagebücher, Weimar. Ausg. III, S. 115.

61. Knebels Briefwechsel mit seiner Schwester, hgg. v. Düntzer. Jena 1858. S. 242. — (Aus dem Brief der Henriette v. Knebel v. 27. Januar 1806.) Vgl. Tageb. III, S. 115.

62. Wie Nr. 54. S. 674. — Georg Christoph Lichtenberg, der Satiriker und Humorist, Erklärer von Hogarths Kupferstichen. Vgl. darüber Goethes Urteil, Tag- und Jahreshefte 1795.

63. Wie Nr. 44. S. 288.

64. Adam Öhlenschläger, Lebenserinnerungen. Leipzig 1850. Bd. II. S. 56. — Öhlenschläger (1779—1850), bedeutendster Dichter der nordischen, insbesondere der dänischen Romantik. Johann Friedrich Reichardt, Komponist

und Schriftsteller (1752—1814), mit Goethe und Schiller bekannt, aber bei ihnen wegen seines zudringlichen und intriganten Wesens nicht wohlgelitten. Vgl. Goethes und Schillers Briefwechsel passim. Vgl. Tagebuch III. S. 126.

65. Wie Nr. 44. S. 288.

66. Luden, Rückblicke in mein Leben. Jena 1847. S. 13—20. — Heinrich Luden (1780—1847) damals zum Professor in Jena ernannt, Historiker aus der Nachfolge Johannes v. Müllers, Vertreter der moralisch-pragmatischen Geschichtschreibung. Johannes v. Müllers Ruhm und Einfluß war damals außerordentlich. — Bernhard Friedrich Thibaut (1775—1832), Professor der Mathematik in Göttingen. Sir Walther Raleigh (1552—1616), universell gebildeter Seeheld und Staatsmann des Elisabethanischen Zeitalters; die ersten Teile seiner Weltgeschichte existieren noch und sind merkwürdig als früher Versuch einer philosophischeren Durchdringung der Geschichte.

Das Gespräch ist wohl nur in den Grundzügen echt; vielleicht eine historische Konstruktion Ludens, um prinzipielle Fragen, die ihn beschäftigten, anknüpfend an eine wirklich stattgehabte Unterredung mit Goethe, dialogisch zu erörtern. Goethes Urteil über die Mathematik widerspricht seinen sonst überlieferten Anschauungen über diese Wissenschaft (vgl. besonders seine Äußerung über die Mathematik als Identität gegenüber Müller Nr. 282). — Die zitierten Faustverse, nicht ganz genau, Faust I. V. 577 ff.

67. Wie Nr. 44. S. 289 nnd wie Nr. 54. Bd. II, S. 663.

68. Wie Nr. 44. S. 290.

69. Wie Nr. 44. S. 291.

Nr.
70. Wie Nr. 44. S. 293.
71. Wie Nr. 44. S. 295.
72. Wie Nr. 44. S. 294 ff. Moritz, der schon genannte Ästhetiker Karl Philipp Moritz.
73. Wie Nr. 44. S. 295.
74. Deutsche Revue Mai 1886, S. 165. — Philipp Otto Runge (1777—1818), der neuerdings wieder viel genannte Maler und Zeichner aus dem romantischen Kreise, der auch schriftstellerisch tätig und Goethe besonders durch Untersuchungen über die Farbenlehre bekannt war. Seine Arabesken enthalten vielfach vermenschlichende Umdeutungen der organischen Natur. Vgl. Tag- und Jahreshefte 1808.
75. Wie Nr. 44. S. 307.
76. Wie Nr. 44. S. 308.
77. Weimars Album zur vierten Säkularfeier der Buchdruckerkunst. Weimar 1840. S. 186 f. und 190 f. — Johanna Schopenhauer (1770—1838), damals beliebte Roman-Schriftstellerin, Mutter Arthur Schopenhauers. Stephan Schütze (1771—1839), Schriftsteller.
78. Westermanns Monatshefte 1868. S. 261 ff. — Caroline Bardua: eine junge Malerin in Weimar, von der wir auch ein Porträt Goethes besitzen.
79. Wie Nr. 66. S. 104.
80. Wie Nr. 74. S. 166.
81. Wie Nr. 44. S. 309 ff.
82. Wie Nr. 74. S. 166.
83. Wie Nr. 74. S. 166.
84. Wie Nr. 74. S. 161.
85. Wie Nr. 74. Januarheft S. 63.
86. Wie Nr. 54. Bd. II, S. 699.

Nr.

87. Wie Nr. 74. S. 63.

88. Wie Nr. 44. S. 312.

89. Wie Nr. 54. Bd. II, S. 700.

90. Wie Nr. 44. S. 318.

91. Wie Nr. 74. S. 167.

92. Wie Nr. 54. S. 702. — Goethe spricht hier wohl pro domo.

93. Wie Nr. 44. S. 316.

94. Wie Nr. 74. S. 65. — In Riemers ‚Briefen' S. 317 steht: Kartenmannsfigur. ‚Koketterie' nach Riemers ‚Briefen' korrigiert aus ‚Kokette', wie die Fassung der ‚Deutschen Revue' wohl versehentlich lautet.

95. Wie Nr. 54. S. 702.

96. Wie Nr. 44. S. 318. — Fierabras eine Riesengeschichte aus dem Karolingischen Sagenkreise, Ritterroman aus dem 15. Jahrhundert.

97. Wie Nr. 44. S. 319.

98. Wie Nr. 44. S. 320.

99. Wie Nr. 74. S. 67.

100. Wie Nr. 44. S. 320.

101. Wie Nr. 44. S. 322.

102. Deutsche Revue, Oktober 1886, S. 24. — Thomas Johann Seebeck (1770—1831), Arzt und Physiker in Jena, der sich mit Farbenlehre beschäftigte. Georg Anton Friedrich Ast (1778—1841), philosophischer Philolog mit romantischen Tendenzen. Tremellen, gallertartige Zitterpilze.

103. Wie Nr. 102. S. 31.

104. Wie Nr. 102. S. 31.

105. Wie Nr. 102. S. 32.

Nr.

106. Friedrich von Müller, Erinnerungen aus den Kriegszeiten 1806—1813. Braunschweig 1851, S. 237. — Von ‚doch bald wieder auf das Trauerspiel zurückkommend' fand das Gespräch am 6. Oktober auf dem Hofball in Weimar statt, der sich an die Aufführung von Voltaires ‚Mort de César' anschloß. Vgl. Talleyrands Memoiren I, 331.

107. Wie Nr. 102. S. 35. — F. A. Wolf, der große Philolog, der durch seine homerischen Untersuchungen zuerst den Glauben an die einheitliche Entstehung des Epos erschütterte.

108. Wie Nr. 102. S. 36. — Vgl. Tageb. III, S. 403.

109. Wie Nr. 102. S 37. — Beate Elsermann, Schauspielerin, später mit dem Schauspieler Johann Friedrich Lortzing verheiratet. Vgl. Nr. 164.

110. Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler F. v. Müller, hgg. v. Burkhardt. 3. Auflage 1904, S. 3. — Des alten Voß Rezension gegen die Romantiker anläßlich ‚des Knaben Wunderhorn' im ‚Morgenblatt für gebildete Leser' 1808, Nr. 283 u. 284.

111. Deutsche Revue 1887 Januar. S. 13.

112. Wie Nr. 54 S. 706; Nr. 111. S. 15 und Nr. 54. S. 706. — Zu dem Satz ‚So dankt er Gott usw.' bemerkt Riemer ‚Ist im Grunde Goethes und der Vulpia eigenes Verhältnis zueinander.'

113. Wie Nr. 111. S. 15.

114. Wie Nr. 111. S. 16.

115. Wie Nr. 111. S. 19.

116. Erster und dritter Absatz wie Nr. 54, S. 709; zweiter Absatz ‚Deutsche Revue' Februar 1887. S. 175.

Nr.

117. Wie Nr. 8. S. 37 ff. — Karl Ludwig Kaatz, Landschaftsmaler (1776—1810). Datierung vgl. Goethe, Tagebuch Bd. IV, S. 39. Anticyra, Stadt in Phocis am Korinthischen Meerbusen, wo die als Heilmittel gesuchte Nieswurz (Helleborus) wuchs. Kotzebues ‚merkwürdigstes Lebensjahr', Anspielung auf den Titel der Schrift, worin Kotzebue seine Deportation nach Sibirien schildert. (1801.)

118. Wie Nr. 116. S. 175. — Vgl. Tageb. Bd. IV, S 42.

119. Wie Nr. 54. S. 710.

120. Wie Nr. 54. S. 710; letzter Absatz wie Nr. 116, S. 178. — Torbern Olof Bergman (1735—1784), schwedischer Mathematiker und Naturforscher, vor allem Chemiker, Schüler Linnés. Begründer der chemischen Verwandtschaftslehre.

121. Joseph v. Görres, Gesammelte Briefe, hgg. v. Binder. München 1874. II, S. 77. Datierung vgl. Tageb. Bd. IV, S. 50. — ‚Einsiedlerzeitung' oder ‚Trösteinsamkeit', eine 1808 in Heidelberg erschienene Zeitschrift der jüngeren Romantiker Arnim, Brentano, Görres. ‚Der Wintergarten', Novellen von Ludwig Achim von Arnim. Berlin 1809.

122. Wie Nr. 44. S. 328.

123. Wie Nr. 44. S. 329.

124. Wie Nr. 44. S. 329.

125. Deutsche Revue März 1887, S. 285.

126. Wie Nr. 125.

127. Wie Nr. 44. S. 331.

128. Wie Nr. 54. S. 713.

129. Deutsche Revue Juli 1887, S. 60.

Nr.

130. Wie Nr. 129.

131. Wie Nr. 54. S. 714.

132. Wie Nr. 54. S. 714.

133. Wie Nr. 44. S. 332.

134. Deutsche Revue Oktober 1887. S. 39.

135. Wie Nr. 134. S. 40. — Nihil contra Deum nisi Deus ipse oder Nemo contra Deum nisi Deus ipse, auch als Motto zu ‚Dichtung und Wahrheit' IV. Vgl. ebda. Buch 20.

136. Wie Nr. 134. S. 40.

137. Wie 44. S. 332.

138. Erster bis dritter Absatz wie Nr. 44, S. 333; vierter und fünfter wie Nr. 134, S. 41.

139. Wie Nr. 44. S. 334.

140. Varnhagen von Ense, Tagebücher Bd. II, S. 194. Datum vgl. Goethes Tageb. Bd. IV, S. 194. — Johann Jakob Otto August Rühle von Lilienstern (1780 bis 1847), General und Militärschriftsteller, befreundet mit Arnim und Kleist.

141. Wie Nr. 44. S. 335.

142. Wie Nr. 44. S. 335.

143. Wie Nr. 134. S. 42.

144. Wie Nr. 134. S. 42.

145. Wie Nr. 44. S. 335.

146. Wie Nr. 44. S. 336.

147. Wie Nr. 44. S. 337.

148. Wie Nr. 44. S. 338. — Anläßlich eines Aufsatzes über Iffland im Modejournal Nov. 1810.

149. Wie Nr. 134. S. 46. — Karl Gottlieb Weißer (1779—1814), Bildhauer, fertigte u. a. Büsten von Goethe

(nach dem Gipsabguß) und Schiller. — Kaspar David Friedrich (1774—1840), neuerdings wieder ‚entdeckter' Landschaftsmaler der romantischen Richtung, der sich mit eigentümlichen Lichtproblemen beschäftigte.

150. Wie Nr. 134. S. 46.

151. Wie Nr. 134. S. 47.

152. Sulpiz Boisserée. Stuttgart 1862. I, S. 111. — Zeichnungen von Peter Cornelius: zum Faust. Heinrich Meyer, vgl. Anmerkung zu Nr. 34. (1806.) Claude François Adrien Lezay (1735—1818), französischer Offizier, oder dessen Sohn Adrien (1770—1814), politischer Schriftsteller, Präfekt des Departements Rhin et Moselle und Bas-Rhin (1810), Schriftsteller, Landwirt. Karl Friedrich Graf Reinhard (1761—1837), französischer Diplomat deutscher Herkunft mit literarischen Interessen, Freund Goethes. Sein Briefwechsel mit Goethe Stuttgart 1850. Kuno Ludwig von der Kettenburg (1775—1813), Poet, Freund der Erbprinzessin von Mecklenburg, geb. Prinzessin von Weimar. (Vgl. Nr. 158.) Sein Trauerspiel ‚Diego' erschien 1811.

153. Wie Nr. 152. S. 119.

154. Wie Nr. 44. S. 340.

155. Wie Nr. 44. S. 342.

156. Wie Nr. 44. S. 341.

157. Wie Nr. 44. S. 342.

158. Charlotte v. Schiller und ihre Freunde. Stuttgart 1860. I, S. 589. — Datum nach Goethes Tageb. IV, S. 320. Aus einem Brief der Gattin Schillers an die Erbprinzeß von Mecklenburg-Schwerin, geb. Prinzeß von Weimar. Apollonius von Tyana, göttlich verehrter Neupythagoreer, Mystagog und Wundertäter aus der Zeit des

Nr.

Nero. Lorenz Oken (1779—1851), Naturphilosoph, kam mit Goethe als Morphologe in Berührung und Gegensatz.

159. Wie Nr. 54. S. 716.

160. Wie Nr. 44. S. 343.

161. K. L. v. Knebels Briefwechsel mit seiner Schwester Henriette, hgg. v. Düntzer 1858. S. 576. — Datum nach Goethes Tageb. IV, S. 240.

162. Wie Nr. 44. S. 344.

163. Wie Nr. 44. S. 344.

164. Wie Nr. 40. VII. Kapitel.

165. Wie Nr. 110. S. 5. — Der französische Gesandte: Baron St. Aignan.

166. Wie Nr. 66. S. 108. — Datum nach Tageb. IV, S. 337. Luden war vom Staatsminister v. Voigt aufgefordert worden, eine Biographie Bernhards aus den Weimarischen Archiven zu verfassen, ein Plan, wie er auch Goethe in seinen ersten Weimarer Jahren einmal nahgelegen hatte.

167. Wie Nr. 44. S. 345.

168. Wie Nr. 110. S. 6. — August Ernst Freiherr von Steigentesch (1774—1826), Dichter und Diplomat, Günstling Metternichs. Der Aufsatz findet sich im ‚Deutschen Museum' 1812, Heft 3, S. 197—221 ‚Ein Wort über deutsche Litteratur und deutsche Sprache'. Henriette Karoline Jagemann (1777—1848), nachmals Frau von Heygendorf, begabte, aber intrigante Schauspielerin und Sängerin, Geliebte des Großherzogs Karl August, veranlaßte auch Goethes Entfernung von der Theaterleitung.

169. Deutsche Revue 1886, Maiheft S. 164 ff.

170. Wie Nr. 169. S. 164.

Nr.
171. Wie Nr. 169. S. 164.
172. Wie Nr. 169. S. 171.
173. Wie Nr. 169. S. 171 f.
174. Wie Nr. 44. S. 346.
175. Wie Nr. 8. S. 151 ff. S. 50 ff.
176. Wie Nr. 44. S. 347. — Gelegentl. einer Aufführung von Paers Oper ‚Agnese'.
177. Ernst Moritz Arndt, Erinnerungen aus dem äußeren Leben. Leipzig 1840. S. 195 f. — Dat. vgl. Tageb. V, S. 36. ‚Schüttelt nur an euren Ketten' anknüpfend an einen Satz in Theodor Körners ‚Aufruf an die Sächsischen Brüder und Landsleute' am 12. April (in der Leipziger Zeitung und als Flugblatt): ‚Du (Sachsenvolk) zauderst nicht, auch du wirst aufstehen und deine Ketten zerbrechen.' Vgl. Steig, Euphorion VI, S. 719.
178. Wie Nr. 44. S. 347.
179. Wie Nr. 44. S. 348.
180. Wie Nr. 44. S. 349.
181. Wie Nr. 66. S. 113 ff. — Nach der Schlacht bei Leipzig. Anlaß des Gesprächs war Ludens Projekt einer deutschen politischen Zeitschrift, wozu Goethe die Zeit noch nicht gekommen wähnte.
182. Jahrbücher der Litteratur. Wien 1832. Bd. 60. S. 231. — Johann Friedrich Rochlitz (1769—1812). Seit 1800 Leipziger Freund Goethes, vorzüglich bekannt als Musikschriftsteller.
183. de la Motte Fouqué, Goethe und einer seiner Bewunderer. S. 32. — Datum vgl. Goethes Tagebuch V, S. 88. Friedrich Heinrich Karl de la Motte Fouqué (1777—1843), Spätromantiker, bekannt als Verfasser der ‚Undine'.

Nr.

184. W. Gwinner, Schopenhauers Leben. Leipzig 1878. S. 140.

185. J. Frauenstädt, Schopenhauer. Berlin 1863. S. 225.

186. Wie Nr. 44. S. 350.

187. Wie Nr. 44. S. 351.

188. Wie Nr. 44. S. 353 f.

189. Wie Nr. 44. S. 353 f.

190. Wie Nr. 54. S. 717 f.

191. Wie Nr. 44. S. 354.

192. Wie Nr. 54. S. 718.

193. Wie Nr. 44. S. 354.

194. Wie Nr. 110. S. 7. — Lobspiel auf Reil: Das zur Eröffnung des Theaters in Halle 17. Juni 1814 von Goethe entworfene, von Riemer ausgeführte Vorspiel ‚Was wir bringen', das den kurz vorher verstorbenen hervorragenden Pathologen und Universitätslehrer Johann Christian Reil feiert.

195. Wie Nr. 110. S. 9. — Das Duell: zwischen August v. Goethe und Rittmeister v. Werthern. Johann Erich Biester (1749—1816), Direktor der Berliner Bibliothek, Aufklärer aus dem Nicolai-Kreise, Herausgeber der Berliner Monatsschrift. Frederic Augustus Earl of Bristol, englischer Bischof, Staatsmann und Sonderling (1730—1803); Goethe war in Italien mit ihm zusammengetroffen.

196. Morgenblatt zur Bayrischen Zeitung 1863, S. 678. — Johann Baptist Bertram (1776—1841), Kunstsammler und Genosse der Boisseréeschen Bestrebungen.

197. Wie Nr. 110. S. 15. — Heinrich Karl Friedrich Peucer (1779—1849), höherer Weimarischer Beamter mit schriftstellerischen Neigungen. Gräfin Julie von Egloffstein (1792—1869), malerisch begabte Dame der Weimarer

Nr.

Hofgesellschaft, Karoline ihre Schwester; vgl. Tageb. V, S. 174.

198. Sulpiz Boisserée. Stuttgart 1862. Bd. I, S. 249 ff. — Stein, der berühmte Regenerator Preußens; Hardenberg, der preußische Minister. Ferdinand Ruscheweyh (1785—1845), Zeichner und Kupferstecher. Franz Joseph Schelver (1778—1832), Professor der Medizin in Heidelberg, Entomolog, Botaniker, Naturphilosoph Schellingscher Observanz. Neeff, wohl Christian Ernst (1782—1849), Arzt und Naturforscher, am Senckenbergianum in Frankfurt a. M. Abt Spangenberg, wohl August Gottlieb Sp. (1704—1790), Bischof der Herrnhuter. William Hamilton (1755—1797), englischer Natur- und Altertumsforscher. Jean André Deluc (1727—1817), Naturforscher, vorzüglich Geologe. Spinoza, über den Neid vgl. Ethik III, Lehrsatz 55. ‚Zu den Menschen habe ich immer eine wahre Wut gehabt; im dritten Band‘ . . . gemeint ist von ‚Dichtung und Wahrheit‘. „In den Geheimnissen“: ‚Von der Gewalt, die alle Wesen bindet, befreit der Mensch sich, der sich überwindet‘.

199. Wie Nr. 198. S. 256 ff. — Gotthilf Heinrich v. Schubert (1780—1860), naturphilosophischer Schriftsteller, Verfasser der auf die Romantiker, auch Kleist, stark einwirkenden ‚Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaften‘. ‚Der hier badende Verfasser‘?

200. Wie Nr. 198. S. 258 ff. — Datierung vgl. Tageb. V, S. 175.

201. Wie Nr. 198. S. 261 ff. — Vgl. Tageb. V, S. 175.

202. Wie Nr. 198. S. 263 ff.

203. Wie Nr. 198. S. 266 f.

Nr.

204. Wie Nr. 198. S. 268 ff. — ‚Wagen des Alexanders' Alexanders des Großen Leichenwagen, über dessen Rekonstruktion sich Goethe damals mit Archäologen unterhielt.

205. Wie Nr. 198. S. 275. — Vgl. Tageb. V, S. 180.

206. Wie Nr. 198. S. 275.

207. Wie Nr. 198. S. 281. — John Smeaton (1724—1792), Ingenieur und Fachschriftsteller, berühmt als Erbauer von Leuchttürmen. Lingham, Symbol der Zeugungskraft in der indischen Philosophie, Phallus des Gottes Siwa darstellend. Georg Moller (1784—1852), Darmstädter Hofbaumeister, besaß einen alten Riß des Kölner Doms.

208. Wie Nr. 198. S. 282. — Anton Friedrich Justus Thibaut (1774—1840), berühmter Heidelberger Rechtslehrer.

209. Gustav Parthey, Jugenderinnerungen, 1871. Bd. II, S. 362. — Georg Friedrich Creuzer (1771—1858), Professor für Philologie in Heidelberg, Symboliker und Mythologe. Das Gespräch ist aufgenommen als Zeugnis für die Konzeption des bekannten Gedichts Gingo biloba im Buch Suleika des ‚Westöstlichen Divan'. Vgl. Burdachs Ausführung dazu im 5. Band der Cottaschen Jubiläumsausgabe.

210. Wie Nr. 198. S. 284 ff. — Johann Jakob (v.) Willemer (1760—1838), Frankfurter Geschäftsmann; seine Frau Marianne, geborene Jung (1784—1860), die Suleika des ‚Westöstlichen Divan', war ursprünglich Ballettänzerin.

211. Wie Nr. 198. S. 288. — Vgl. Tageb. V, S. 185.

212. Wie Nr. 44. S. 355.

Nr.

213. H. Düntzer, Aus Goethes Freundeskreise. Braunschweig 1868. S. 535.

214. Wie Nr. 54. S. 719.

215. Briefe von W. v. Humboldt an Friedrich Heinrich Jacobi, hgg. v. A. Leitzmann. Halle 1892. S. 124.

216. Wie Nr. 44. S. 356 und Nr. 54. S. 719.

217. Wie Nr. 13. S. 38.

218. Wie Nr. 44. S. 356 und Nr. 54. S. 719.

219. Wie Nr. 44. S. 357.

220. Übersetzt aus Victor Cousin, Fragments et souvenirs. Paris 1857. S. 152 ff. — Victor Cousin (1792—1867), französischer Philosoph, brachte zuerst deutsche Metaphysik eklektisch nach Frankreich. Pierre Paul Royer-Collard (1763—1845), französischer Politiker und Moralphilosoph. François Dominique de Villers (1765—1815), politisch-philosophischer Schriftsteller, Professor in Göttingen. Jean Baptiste Biot (1774—1862), französischer Physiker und Astronom, Entdecker der Zirkularpolarisation.

221. J. H. Frommann, Das Frommannsche Haus und seine Freunde. Jena 1872. S. 148. — Friedrich Johann Frommann (1797—1886), Buchhändler, auch schriftstellerisch tätig. R..., der damalige Student Ludwig Rödiger (1798—1866), der auf dem Wartburgfeste am 18. Oktober 1817 eine freiheitliche Rede gehalten hatte.

222. Wie Nr. 44. S. 358.

223. Wie Nr. 110. S. 18. — Jakob Friedrich Fries (1773—1843), Philosophieprofessor in Jena. Jean François Paul de Gondy, Cardinal de Retz (1614—1679), französischer Politiker, Führer der Fronde, vgl. seine Mémoires (1717). Christian Gottlob von Voigt (1743—1819), Weimarischer Staatsminister, Goethes

Vertrauensmann in Privatangelegenheiten. Caroline und Julie von Egloffstein, die schon erwähnten zeichnerisch und musikalisch begabten Töchter der Henriette von Egloffstein, die seit 1804 mit dem Forstmeister v. Beaulieu-Marconnay verheiratet war.

224. Mitteilungen über Goethe und seinen Freundeskreis aus bisher unveröffentlichten Aufzeichnungen des Gräfl. Egloffsteinschen Familienarchivs zu Arklitten, hgg. v. J. Dembowski. Progr. Lyck 1889, S. 10. — Caroline Freifrau v. Egloffstein: Schwägerin der Henriette v. E., Gattin des Kammerherrn Gottlob v. E.

225. Wie Nr. 110. S. 20. — Nr. 224 u. 225 sind Aufzeichnungen desselben Gesprächs und beide aufgenommen als Beispiel für die verschiedene Wiedergabe, symptomatisch für die Authentizität von Gesprächen überhaupt. Adam Weishaupt (1748—1830), Popularphilosoph, Stifter des Illuminatenordens.

226. Wie Nr. 44. S. 358.

227. W. Gwinner, Schopenhauers Leben. Leipzig 1862. S. 43 ff. — Adele Schopenhauer, Schwester des Philosophen. ‚Dein Werk': ‚Die Welt als Wille und Vorstellung'. Die bezeichneten Seiten: 1. Aufl. 320 u. 440. 2. Aufl. 251 u. 344. 3. Aufl. 261 u. 360.

228. Wie Nr. 110. S. 28. — Joseph Freiherr von Hammer-Purgstall (1774—1856), der berühmte Orientalist; seine Geschichte der Assassinen erschien 1818. ‚Pagenhemd' Goethes Gedicht ‚Wirkung in die Ferne'.

229. Wie Nr. 110. S. 30.

230. Wie Nr. 110. S. 31.

231. Wie Nr. 110. S. 32.

232. Wie Nr. 110. S. 35.

Nr.

233. Wie Nr. 110. S. 42 ff.

234. Wie Nr. 110. S. 45 ff. — Clemens Wenceslaus Coudray (1775—1845), Architekt in Weimar, Oberbaudirektor.

235. Wie Nr. 110. S. 47. — Schweizerische Sammlung: Sammlung des Weimarischen Staatsbeamten Christian Wilhelm Schweitzer.

236. Wie Nr. 110. S. 48 ff. — Karl Friedrich Johann Roth (1780—1852), protestantischer Theologe, Konsistorialpräsident in München. Johann Friedrich Röhr (1777—1848), Weimarischer Generalsuperintendent seit 1819. Johannes Karl Hartwig Schulze (1786—1869), Theologe, Philologe, patriotischer Redner, später Leiter des preußischen Schulwesens, damals am Gymnasium zu Weimar.

237. Wie Nr. 110. S. 54 ff. — Luke Howard (1772—1864), englischer Meteorolog, vgl. Gedicht zu Howards Ehrengedächtnis.

238. Brieflicher und mündlicher Verkehr zwischen Goethe und dem Rat Grüner. Leipzig 1853, S. 107. — Joseph Sebastian Grüner (1780—1869), Polizeirat in Eger.

239. Wie Nr. 110. S. 57 ff.

240. Burkhardt, Goethes Unterhaltungen mit Friedrich Soret. Weimar 1905, S. 21/22. — Friedrich Jakob Soret (1791—1865), vielseitiger wissenschaftlicher Schriftsteller, Goethe bei seinen naturwissenschaftlichen Arbeiten förderlich.

241. Wie Nr. 238. S. 168.

242. Wie Nr. 224. S. 18. — Wilhelm Rehbein: Goethes Leibarzt.

243. Wie Nr. 110. S. 72 ff.

Nr.

244. Wie Nr. 110. S. 75. — Ottilie: Goethes Schwiegertochter.

245. Wie Nr. 110. S. 80. — Über die persischen Dichter siehe die Noten Goethes zum ‚Westöstlichen Divan‘: Firdusi, Nisami, Enweri, Saadi, Rumi, Hafis, Dschami.

246. Wie Nr. 110. S. 84. — Thomas Moore (1779—1852), irländischer Dichter.

247. Wie Nr. 110. S. 85 ff.

248. Wie Nr. 110. S. 87 ff. — Mad. Marie Szymanowska, die schöne und geistreiche polnische Klavierkünstlerin, die Goethe durch ihr Spiel über die Trennung von Ulrike v. Levetzow tröstete. Ihr ist das Gedicht ‚Aussöhnung‘ in der ‚Trilogie der Leidenschaft‘ gewidmet.

249. Wie Nr. 110. S. 95 ff.

250. Burkhardt, Goethes Unterhaltungen mit Friedrich Soret. Weimar 1905, S. 31.

251. Burkhardt, Goethes Unterhaltungen mit Friedrich Soret. Weimar 1905, S. 32/33.

252. J. St. Zauper, Studien über Goethe. Neue durchgesehene und vermehrte Auflage Wien 1840. S. 187. — Joseph Stanislaus Zauper (1784—1850), Professor in Pilsen, Verfasser einer Poetik nach Goethes Werken. Auf diese und andere Gesprächsstellen bei Z. machte zuerst A. Sauer aufmerksam in der Festschrift der Lese- und Redehalle in Prag. 1899.

253. Wie Nr. 252. S. 196 ff.

254. Wie Nr. 110. S. 96 ff.

255. Wie Nr. 110. S. 97. — Karl Cäsar Ritter von Leonhard (1779—1862), Mineraloge und Geologe, damals in Heidelberg.

Nr.

256. Wie Nr. 110. S. 99 ff.

257. Wie Nr. 110. S. 101. — Christian Friedrich Schmidt, Weimarischer Regierungsrat. Pauline Anna Milder (1785—1838), Sängerin.

258. Wie Nr. 110. S. 103.

259. Wie Nr. 110. S. 107.

260. Burkhardt, Goethes Unterhaltungen mit Friedrich Soret... Weimar 1905, S. 40. — Zögling: Soret war Erzieher des Erbgroßherzogs Carl Alexander. Jeremias Bentham (1748—1832), Begründer des philosophischen Utilitarismus.

261. Burkhardt, Goethes Unterhaltungen mit Friedrich Soret. Weimar 1905. S. 43.

262. Wie Nr. 110. S. 112. — Don Pedro Tellez y Giron, dritter Herzog von Ossuña (1574—1624), Vizekönig von Sizilien und Neapel. Von Karl Immermann waren damals erst die drei romantisierenden Trauerspiele ‚Das Tal von Ronceval‘, ‚Edwin‘, ‚Petrarca‘ erschienen und ein Band Gedichte. ‚Edwin‘ war Goethe zugeeignet.

263. Wie Nr. 110. S. 114 ff. — ‚Ulrike‘ von Levetzow.

264. Burkhardt, Goethes Unterhaltungen mit Friedrich Soret. Weimar 1905 S. 44.

265. Wie Nr. 110. S. 120. — Percy Bysshe Shelley (1792—1822), der große englische Dichter. Die Stellen über Pope und ihn beziehen sich auf Mitteilungen und Aussprüche aus dem damals erschienenen Buch: Medwin, Journal of Conversations of Lord Byron 1824. Louise Belloc (1796—1881), geb. Swanton, französische Schriftstellerin, übersetzte viele englische Werke, z. B. Byrons, Moores usw. ins Französische.

Nr.

266. Wie Nr. 110. S. 122 ff. — Hans Christoph Ernst von Gagern (1766—1852), Politiker. Joseph Freiherr v. Hormayr (1782—1848), österreichischer Geschichtschreiber und Politiker. Graf Kaspar Maria v. Sternberg (1761—1838), bedeutender Naturforscher.

267. Wie Nr. 110. S. 123. — Maximilian Klinger (1752—1831), Goethes Freund aus der Sturm- und Drangzeit, seit 1780 im russischen Militär- und Staatsdienst.

268. Wie Nr. 110. S. 125. — Wilhelm Müller (1794—1827) der Lyriker, Verfasser der Griechenlieder. Die Arnim: Bettina v. Arnim, Clemens Brentanos Schwester. ‚Gurli-Maske‘: Gurli, Figur aus Kotzebues ‚Indianer in England‘, süßlich-sinnliche Unschuld vom Lande.

269. Wie Nr. 110. S. 129.

270. Wie Nr. 220. S. 155 ff. — Clement Marot (1495—1544), ein Hauptdichter der französischen Renaissancezeit. Paul Louis Courier de Méré (1772—1825), französischer Publizist, Pamphletist und Philolog. Allesandro Manzoni (1784—1873), der italienische Dichter; über seinen Roman I promessi sposi (Die Verlobten) sprach Goethe sich begeistert aus. Seine ‚Ode auf Napoleon‘ hat er übersetzt.

271. Wie Nr. 110. S. 134.

272. K. Th. Gaedertz, Bei Goethe zu Gaste. Leipzig 1900. S. 365. (Aus Varnhagens Nachlaß.) — Biographien Derfflingers und Leopolds von Anhalt-Dessau in Varnhagens 1824 erschienenen ‚Biographischen Denkmalen‘. Christian Cay Lorenz Hirschfeld (1742—1792), Moralschriftsteller und Gartenbautheoretiker. Sein Buch: ‚Theorie der Gartenkunst‘ (1779—1785).

273. Walter Ilges, Blätter aus dem Leben und Dichten eines

Nr.

Verschollenen, zum 100. Geburtstage von Ernst Ortlepp. München 1900. S. 56. — Ortlepp (1800—1864), dichtender Vielschreiber.

274. Wie Nr. 110. S. 138 ff. — Heinrich Franz Brandt 1789—1845), Medailleur.

275. Kunst und Leben. Aus Friedrich Försters Nachlaß, hgg. v. Kletke. Berlin 1873. S. 184. — Friedrich Förster (1791—1868), Schriftsteller und Kunstkenner. Karl Friedrich Lessing (1808—1880), der Historien- und Landschaftsmaler.

276. Wie Nr. 8. S. 26 ff. — Goethe zitiert hier Falk gegenüber eine Lesart aus dem Urfaust (Vers 371/72); genau: ‚Encheiresin naturae nennt's die Chemie! Bohrt sich selbst einen Esel und weiß nicht wie'.

277. Wie Nr. 8. S. 48 ff.

278. Wie Nr. 8. S. 79 ff.

278 a, b, c. Wie Nr. 8. S. 77 ff.

279. Wie Nr. 110. S. 138. — Seidels literarisches Geschenk: wie Burkhardt in seiner Ausgabe anmerkt: C. Seidel, Beitrag zur allgemeinen Theorie und Geschichte der schönen Künste. Magdeburg 1825. ‚Globisten': die Herausgeber und Mitarbeiter des ‚Le Globe', einer französischen Zeitschrift für Literatur und Kultur, die namentlich von der deutschen beeinflußt war.

280. Wie Nr. 110. S. 139 ff.

281. Wie Nr. 198. Bd. I, S. 473. — Johannes Joseph Schmeller (1796—1841), Maler und Zeichner, der Goethes Freunde und Besucher zu porträtieren hatte. Johann Karl Ludwig v. Schorn (1793—1842), Kunstschriftsteller in Weimar.

282. Wie Nr. 110. S. 141.

Nr.

283. Wie Nr. 110. S. 143. — ‚Motive aus Rousseaus Musik': Rousseau war auch Komponist, vgl. neuerdings Istel, Rousseau als Komponist. 1901.

284. Briefe eines Verstorbenen, ein fragmentarisches Tagebuch. 2. Aufl. Stuttgart 1836. Bd. III, S. 16 ff. — Hermann Fürst Pückler-Muskau (1785—1871), schriftstellernder Weltmann, bekannt auch durch seine Gartenanlagen auf dem Gut Muskau, worauf im Eingang des Gesprächs hingedeutet wird. Anton Heinrich Fürst Radziwill (1775—1833), machte sich als Faustkomponist bekannt.

285. Wie Nr. 224. S. 27. — Freifrau v. Beaulieu vgl. Anm. zu Nr. 223. Ernst Raupach (1784—1852), fruchtbarer Dramenschreiber, der mit seinen Hohenstaufendramen und Lustspielen geschickt auf das Publikum spekulierte.

286. Wie Nr. 110. S. 147.

287. Wie Nr. 110. S. 148.

288. Wie Nr. 110. S. 149. — George Canning (1770—1827), bedeutender englischer liberaler Staatsmann. Hofrat Dr. Karl Vogel, nach Rehbeins Tod Goethes Leibarzt.

289. Wie Nr. 110. S. 149 ff. — Martin Christoph Viktor Töpfer, damals Weimarischer Landesdirektionsrat. Henriette Sontag (1806—1854), die gefeierte Sängerin.

290. E. Gans, Rückblick auf Personen und Zustände. Berlin 1836. S. 310. — Eduard Gans (1798—1839), bedeutender Rechtslehrer der Hegelischen Schule, Professor in Berlin. Die ‚Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik', die Gans gründete und herausgab, waren das Organ der Hegelianer. George Cuvier (1769—1832) und

Nr.

Geoffroy de St. Hilaire (1772—1844), Naturforscher; in dem damals ausgebrochenen Streit der beiden über die Organisation der Tiere stand Goethe auf seiten des letzteren, dessen Gedanken sich mit Goethes Entwicklungslehre berührten.

291. G. Parthey, Ein verfehlter und ein gelungener Besuch bei Goethe. Berlin 1862. S. 66. — Gustav Parthey (1798—1872), Enkel Nicolais, Buchhändler und Philologe.

292. Wie Nr. 110. S. 152. — Pascha von Ägypten: Mehemed Ali (1769—1849), der sich eine von der Pforte fast unabhängige Stellung verschafft hatte, ein tüchtiger und böser Despot. Der König von Bayern: Ludwig I. Madame Ridel, die Frau des Weimarischen Landesdirektionsrates Hermann Ridel.

293. Der Kulturkämpfer, Zeitschrift hgg. von O. Glagau Berlin 1880. I. Jahrg. Heft 12, S. 35. — Der Maler und Architekt Johann Wilhelm Zahn (1800—1871) aus Kassel brachte Goethen Durchzeichnungen aus Pompeji mit, wo er bei den Ausgrabungen beteiligt war. Der 1828 erscheinenden Publikation Zahns widmete Goethe eine Besprechung; vgl. Goethes Schriften zur Kunst, Jubiläumsausg. Bd. 35.

294. Wie Nr. 44. S. 360.

295. Wie Nr. 110. S. 161. — Ferdinand Johannes Wit, genannt von Dörring (1800—1863), exaltierter Politikaster und Literat. Vgl. seine ‚Lukubrationen eines Staatsgefangenen‘ 1827. ‚Fragmente aus meinem Leben und meiner Zeit‘ 1830 u. a.

296. Wie Nr. 110. S. 163.

297. Wie Nr. 51. Bd. II, S. 75. Übersetzt.

Nr.

298. Wie Nr. 51. Bd. II, S. 76–79. — Übersetzt.

299. Zwei Polen in Weimar, hgg. v. Bratranek. Wien 1870. S. 72 ff. — Adam Mickiewicz (1798–1855), der gefeierte polnische Dichter. Anton Eduard Odyniec (1809–1880), polnischer Dichter der romantischen Richtung.

300. Goethe-Jahrbuch XVII (1896), S. 64. — Ludwig Löw von und zu Steinfurth (1803–1868), theoretischer und praktischer Jurist. Johann Christoph Schlosser (1776–1861), der bekannte Historiker.

301. Wie Nr. 275. S. 189. — Christian Schuchardt war eine Zeitlang Goethes Schreiber.

302. Burkhardt, Goethes Unterhaltungen mit Friedrich Soret. Weimar 1905, S. 68.

303. Wie Nr. 110. S. 166. — Das Werk über Empedokles: Lommatzsch, ‚Die Weisheit des Empedokles'. Berlin 1830.

304. Wie Nr. 110. S. 167. — ‚Die Seherin von Prevorst': durch Justinus Kerner bekannt gewordene Somnambule; vgl. Kerners gleichnamiges Werk. Stuttgart 1846.

305. Aus Goethes Freundeskreise. Erinnerungen der Baronin Jenny v. Gustedt, hgg. v. Lili von Kretschmann. Braunschweig 1892. S. 37 ff.

306. Burkhardt, Goethes Unterhaltungen mit Friedrich Soret... Weimar 1905, S. 79. — Ninon de Lenclos (1616–1706), große Liebesdame und Schöngeist.

307. Wie Nr. 110. S. 170. — Die Kehle: Fräulein von Wolfskeel, nachmals Gattin des Weimarischen Ministers von Fritsch, ein fröhliches Hoffräulein der Herzogin Amalia.

308. Burkhardt, Goethes Unterhaltungen mit Friedrich Soret.

Nr.

Weimar 1905, S. 91 ff. — ‚Alte Freundin‘: Goethes Jugendliebe Lili.

309. Burkhardt, Goethes Unterhaltungen mit Friedrich Soret. Weimar 1905, S. 96.

310. Wie Nr. 110. S. 174.

311. Wie Nr. 110. S. 174. — Johann Michael Färber, Bibliothekar in Jena. Der Geschichtschreiber Johannes v. Müller war der Männerliebe verdächtig.

312. Wie Nr. 110. S. 175. — Christian Daniel Rauch (1777—1857), der Bildhauer. Friedrich Melchior Baron v. Grimm (1723—1807), Herausgeber der ‚Correspondance littéraire‘. ‚Hernani‘: Tragödie Viktor Hugos.

313. Wie Nr. 110. S. 177.

314. Goethe-Jahrbuch VII (1886), S. 234. — Graf Andreas Eduard Kozmian (1804—1864), polnischer Dramatiker und Übersetzer. ‚Führer der neuen Schule‘: Adam Mickiewicz. Kasimir: Johann II. Kasimir (1648—1668), dann bis zu seinem Tode (1672) Mönch im Kloster St. Germain.

315. Goethe und Felix Mendelssohn von Karl Mendelssohn-Bartholdy. Leipzig 1871. S. 37 ff. — Jenny von Pappenheim, die spätere Jenny von Gustedt, vgl. Nr. 305. ‚Engländer Stendal‘, vermutlich ist der Franzose Henri Beyle-Stendhal (1783—1842) gemeint, über dessen Roman ‚Rouge et noir‘ sich Goethe damals Eckermann gegenüber lobend geäußert hat. Kaspar Friedrich von Schuckmann (1755—1834), preußischer Staatsmann.

316. Wie Nr. 110. S. 177 ff.

317. Wie Nr. 110. S. 178. — ‚Glaubensbekenntnis eines Denkgläubigen‘?

318. Wie Nr. 110. S. 181.

319. Wie Nr. 54. S. 657.

Nr.

320. Wie Nr. 110. S. 184 f. — ‚Kondolenzbrief‘: zum Tod von Goethes Sohn.

321. Burkhardt, Goethes Unterhaltungen mit Friedrich Soret. Weimar 1905, S. 136. — Auguste P. de Candolle (1778—1841), mit dessen Organographie Goethe sich beschäftigt hat.

322. Wie Nr. 54. S. 641.

323. Wie Nr. 54. S. 568.

324. Burkhardt, Goethes Unterhaltungen mit Friedrich Soret, Weimar 1905, S. 141.

325. Goethe in seiner praktischen Wirksamkeit. Eine Vorlesung zu Erfurt am 12. Sept. 1832 von Friedrich v. Müller. Weimar 1832. S. 15/16.

326. Wie Nr. 325. S. 32.

327. Wie Nr. 325. S. 45.

328. Wie Nr. 325. S. 35.

329. Vierzig Jahre von Karl von Holtei. Breslau 1862. Bd. IV, S. 59. — Sophie Mereau (1770—1806), von Schiller geförderte Dichterin, später verheiratet mit dem Romantiker Clemens Brentano.

330. Übersetzt aus Bibliothèque universelle. Genève 1832. Tome II, p. 29. —

331. Wie Nr. 110. S. 191. — Friedrich von Raumer (1781—1873), Historiker.

332. Burkhardt, Goethes Unterhaltungen mit Friedrich Soret. Weimar 1905, S. 144.

333. Burkhardt, Goethes Unterhaltungen mit Friedrich Soret. Weimar 1905, S. 146.

334. Wie Nr. 110. S. 192. — ‚Kunze‘, wohl Gustav Kunze (1793—1851), vielseitiger Naturwissenschaftler, ging in Vorlesungen auf Goethes Farbenlehre ein.

Nr.

335. Burkhardt, Goethes Unterhaltungen mit Friedrich Soret. Weimar 1905, S. 149.

336. Wie Nr. 330. S. 29. — Übersetzt.

337. Goethes letzte literarische Tätigkeit, Verhältnis zum Ausland und Scheiden, dargestellt von K. W. Müller. Jena 1832. S. 17 ff. — Karl Wilhelm Göttling (1793—1869), klassischer Philologe, seit 1822 Professor in Jena, hatte hauptsächlich die Korrektur der Ausgabe letzter Hand besorgt. Von einer Reise nach Italien schrieb er gehaltreiche Briefe an Goethe.

338. Wie Nr. 337. S. 26 ff. — John, Goethes Sekretär.

Verzeichnis der Personen mit oder bei denen die Gespräche stattfanden

Die Zahlen bezeichnen die Nummer

Personen- und Sachregister

Die Zahlen bezeichnen die Seite

C.

D.

E.

F.

G.

H.

J.

K.

L.

M.

N.

O.

P.

R.

S.

T.

U.

V.

W.

Z.

Dieses Buch wurde gedruckt bei
Breitkopf & Härtel in Leipzig